<36635589800017

<36635589800017

Bayer. Staatsbibliothek

Cifc. 3429-3

Nicols

moralische

Versuche,

welche

verschiedene Abhandlungen über mancherley wichtige Pflichten in sich halten.

Aus dem Französischen übersetzt.

Dritter Theil.

Anstrij Mallersdorfensis.

Mit Erlaubniß der Obern.

Bamberg und Wirzburg,
im Verlag bey Tobias Göbhardt.
1782.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Verzeichniß

der Abhandlungen und Kapitel, welche in diesem Theile enthalten sind.

Erste Abhandlung.

Von der Erkenntniß sein selbst.

Erster Theil.

I. Kap. Die Menschen sind in Ansehung des Geständnisses der Nothwendigkeit sich zu erkennen, eben so eins, als sie es in Ansehung der Abneigung sind, die sie gegen dieses Erkenntniß haben. Ursprung dieser Abneigung. . S. 1.

II. Kap. Wie die Menschen die Neigung, die sie haben, sich in allen zu betrachten, mit der Neigung, die sie haben, den Anblick ihrer selbst zu vermeiden, vereinigen. . . S. 5.

Verzeichniß.

III. Kap. der dunkle Begriff von dem Ich, ist der vornehmste Gegenstand der Liebe der Menschen, und die Quelle ihres Vergnügens und ihres Verdrusses. . . . . S. 8.

IV. Kap. Kunstgriffe der Menschen, um zu verhindern, daß die äußerlichen Gegenstände, und vornehmlich die Betrachtung der Urtheile, welche andere von ihnen fällen, sie nicht zu sich zurückrufen, und sie ihre Fehler nicht einsehen lassen. . . . . S. 12.

V. Kap. Wie wir es anfangen, daß man uns die Wahrheit entweder gar nicht, oder doch ohne Nutzen sagt. . . . S. 20.

VI. Kap. Worinnen die natürliche Liebe besteht, die der Mensch, wie man sagt, zur Wahrheit hat, und wie er sie anwendet. . S. 27.

VII. Kap. Das Geboth, **Erkenne dich selbst,** kömmt vielmehr von der Ungeduld der Menschen in Ansehung der Fehler anderer, als von einem aufrichtigen Verlangen, sich selbst zu erkennen, her. . . . . S. 30.

VIII. Kap. Wir treffen in der verderbten Natur keine Bewegungsgründe an, die dringend gnug sind, zu wünschen, uns selbst zu erkennen; aber der Glaube giebt uns sehr triftige an die Hand. . . . . S. 35.

Verzeichniß.

IX. Kap. Wie die Erkenntniß sein selbst alle Tugenden hervorbringt. . . S. 38.

X. Kap. Allgemeine Ursachen, welche es bey uns dahin bringen sollen, daß wir ein Verlangen nach der Erkenntniß unser selbst haben. Der Tod der Sünde ist allzeit mit der Unwissenheit unsers Standes vergesellschaftet. Kunstgriff der Menschen, es vor sich zu verhölen, indem sie die Regeln der Sittenlehre verfälschen. . S. 48.

Zweyter Theil,
welcher die Mittel sie zu erlangen in sich hält.

I. Kap. Die Neigung, welche die Sünde giebt, sich nicht zu erkennen, wird durch das Verlangen, welches die Gnade giebt, uns zu erkennen, nicht ganz zernichtet. Wie uns der Haß, den wir gegen die Wahrheit hegen, demüthigen soll. . . . . S. 52.

II. Kap. Wenn man die Liebe, die wir zur Wahrheit haben, mit den übrigen Leidenschaften vergleicht; so kann man sehen und urtheilen, wie schwach sie ist. . . . . S. 55.

Verzeichniß.

III. Kap. Ob uns gleich nur das göttliche Licht zur Erkenntniß unser selbst bringen kann; so schließt doch dieses die Bemühuug, diese Erkenntniß zu erlangen, nicht aus. Es giebt eine doppelte Erkenntniß des Menschen, eine allgemeine und eine besondere. Gemeine Fehler sind uns auch eigen. Beschreibung des Zustandes des Menschen nach der Sünde. . . . . S. 59

IV. Kap. Wenn man sich will kennen lernen; so muß man sich die Regeln der Sittenlehre bekannt machen, so wohl diejenigen, die nicht bestritten werden, als auch die, welche man bestreitet. Wie die Eigenliebe die einen und die andern verleitet. . . . . S. 66.

V. Kap. Wenn man sich will kennen lernen; so muß man sich seine guten und bösen Neigungen bekannt zu machen suchen. . . S. 74.

VI. Kap. Man muß seine Fehler in ihrer Größe und in ihren Folgen, und seine Tugenden nebst den damit verknüpften Unvollkommenheiten, und dem üblen Gebrauche, den wir davon gemacht haben, betrachten. . . . S. 78.

VII. Kap. Man muß seine verborgenen Fehler einzusehen suchen; sie können oftmals sehr groß seyn, ob sie uns gleich nicht bekannt sind. . S. 82.

VIII. Kap. Wie man der Wahrheit entgegen gehen soll, indem man sie in anderer ihrem Beyspiele sucht, und sich an ihren Tugenden zu erbauen, und durch ihre Fehler zu belehren bemüht ist. . . . . S. 85.

IX. Kap. Man muß sich durch die Urtheile, die man über andere fällen hört, belehren. . S. 89.

X. Kap. Man bedient sich oft der Beichtväter, um bey seinen Leidenschaften zu beharren. . S. 92.

XI. Kap. Fehler, die man vermeiden muß, um andern die Freyheit zu lassen, uns ihre Meynungen zu sagen. Worinnen die Hartnäckigkeit besteht. . . . . S. 97.

XII. Kap. Regeln, die Sprache der Nachrichten, der Schmeicheley und des Stillschweigens zu verstehen. . . . . S. 108.

XIII. Kap. Es giebt allzeit sehr viel Dinge, die wir niemals an uns selbst wahrnehmen. Gränzen, in welche man sich einschließen muß, wenn man sich will kennen lernen. . . S. 114.

XIV. Kap. Man muß bey der Untersuchung sein selbst sich Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und diese Erkenntniß durch die Betrachtung der göttlichen Barmherzigkeit mäßigen. . S. 117.

Zweyte Abhandlung.

Von der Liebe und der Eigenliebe.

I. Kap. Liebe und Eigenliebe sind einander in ihren Wirkungen gleich. Was man unter dem Worte: Eigenliebe, verstehen muß. Der Haß, den man gegen anderer ihre Eigenliebe hegt, nöthigt sie, sich zu verstellen. . . . . S. 120.

II. Kap. Wie die Eigenliebe die Menschen in eine und dieselbe Gesellschaft hat zusammenbringen können. Beschreibung der von der Eigenliebe errichteten Gesellschaften. . . . S. 123.

III. Kap. Die allgemeineste Neigung, die aus der Eigenliebe entsteht, ist das Verlangen geliebt zu werden. . . . . S. 128.

IV. Die Eigenliebe ahmt die Liebe in vielen Dingen nach, und besonders, wenn sie sich verbirgt. Worinnen die menschliche Wohlanständigkeit oder Ehrbarkeit besteht. . . . . S. 130.

V. Kap. Wie die Eigenliebe die Demuth nachahmt. . . . . S. 133.

Verzeichniß.

VI. Kap. Die Ehrbarkeit und Liebe halten uns ab, etwas zu affectiren, und vornehmlich solche Dinge, die sich nicht zu unserem Zustande schicken. . . . . S. 138.

VII. Kap. Die Eigenliebe giebt auf die mehresten Fragen, die man an sie thun kann, eben die Antworten, welche die Liebe giebt. . S. 141.

VII. Kap. Die Eigenliebe verhält sich, in Ansehung des ungerechten Verdachts und der Feinde, eben so, wie die Liebe. . . S. 146.

IX. Kap. Die Eigenliebe verhält sich, in Ansehung der guten und bösen Eigenschaften, eben so, wie die Liebe. . . . . S. 150.

X. Kap. Aehnlichkeit zwischen der Liebe und Eigenliebe in Ansehung der übrigen Tugenden. S. 153.

XI. Kap. Die kluge Eigenliebe würde alle äußerliche Fehler der Welt verbessern, und eine ganz ordentliche Gesellschaft errichten können. Es würde gut seyn, bey dem Unterrichte der Großen immer hieran zu denken. . . S. 160.

XII. Kap. Es ist sehr schwer, an uns selbst zu unterscheiden und wahrzunehmen, ob wir aus Liebe oder aus Eigenliebe handeln. Drey Ursachen dieser Schwierigkeit. . . S. 162.

XIII. Kap. Es ist uns aus vielen Ursachen nützlich und heilsam, daß wir nicht wissen, ob wir aus Liebe oder aus Eigenliebe handeln. . S. 165.

Dritte Abhandlung.

Von verschiedenen Arten, wie man Gott versucht.

I. Kap. Grund von dem Verbothe, welches an uns ergangen ist, Gott zu versuchen. Worinnen diese Sünde besteht. . . S. 172.

II. Kap. Beweise der Wahrheit, die aus dem heil. Augustinus genommen sind, daß es nicht erlaubt ist, die gewöhnlichen Mittel nicht zu brauchen, um auf Wunder zu warten. . . S. 176.

III. Kap. Warum Gott in den äußerlichen Wirkungen, die er an den Leibern hervorbringt, und in dem, was er an der Seele thut, seine Wirkungen unter den Schein der Wirkung der Natur verbirgt. . . . . S 180.

IV. Kap. Alle Regeln, welche die Kirchenväter in Ansehung des geistlichen Lebens geben, gründen sich auf den Satz: Daß Gott seine übernatürlichen

chen Wirkungen unter den Schein einer ganz natürlichen Ordnung und Einrichtung verbirgt. . . . . S. 189.

V. Kap. Wie diese Lehre mit der Nothwendigkeit der kräftigen Gnade übereinstimmt. Beantwortung der Schwierigkeiten, die man hierbey machen kann. . . . . S. 195.

VI. Kap. Verschiedene andere Arten Gott zu verversuchen. . . . . S. 201.

Vierte Abhandlung.

Von der Komödie.

I. Kap. Ursachen, welche die Menschen gehabt haben, die Komödie zu vertheidigen. Mittel, dessen sie sich hierzu bedient haben. . S. 208.

II. Kap. Erster Grund wider die Komödie, welcher davon hergenommen ist, weil, da die Verrichtung eines Komödianten unerlaubt und böse ist, man sie billigt und rechtfertigt, wenn man ihr beywohnt. . . . . S. 210.

III. Kap. Zweyter Grund, welcher von der Gefahr der Leidenschaft der Liebe, die in allen Komödien herrscht, hergenommen ist. . S. 212.

IV.

Verzeichniß.

IV. Kap. Die Versuchungen, welche die Komödie in diesem Stücke verursacht, sind aus vielen Ursachen gefährlicher, als die andern. Sie richten oftmals großen Schaden an, ohne daß man es gewahr wird. Es ist so gar gnug, um verbunden zu seyn, die Komödie zu fliehen und zu meiden, daß sie andern gefährlich ist. S. 215.

V. Kap. Wenn man sich auch gleich noch so viel Mühe giebt, die unehrbaren Sachen von der Komödie abzusondern; so kann man es doch nicht dahin bringen, daß sie erlaubt wäre, weil sie das Vergnügen zu lieben und geliebt zu werden, einflößt, und die Sprache der Leidenschaften lehrt. . . . . S. 221.

VI. Kap. Das Vergnügen der Komödie ist böse, weil es aus einer geheimen Billigung des Lasters entspringt. . . . . S. 223.

VII. Kap. Die Dichter suchen, den lasterhaften Leidenschaften einen schönen Anstrich zu geben, um sie liebenswürdig zu machen. S. 231.

VIII. Kap. Die Nothwendigkeit sich zu vergnügen und die Zeit zu vertreiben, kann die Komödie nicht entschuldigen. . . S. 234.

IX. Kap. Die Komödie ist allen christlichen Neigungen und Eigenschaften zuwider; als dem Geiste

ste des Gebeths, der Liebe zum Worte Gottes, der Liebe zu Gott, der Andacht. S. 240.

X. Kap. Die Komödie ist den Verpflichtungen der Taufe; dem, was wir Jesu Christo schuldig sind, dem Geiste der Buße und der Furcht, und der Liebe zur Wahrheit zuwider. . S. 247.

Fünfte Abhandlung.

Von den Nachrichten oder Erzählungen.

I. Die Regeln, die man bey den Nachrichten oder Erzählungen beobachten soll, sind gar wenig bekannt, ob sie gleich von großer Wichtigkeit sind. Wenig Personen lassen sich in diesem Stücke Gerechtigkeit wiederfahren. Warum es schwer ist, keine Fehler dabey zu begehen. In wie fern man diese Regeln beobachten muß. . S. 254.

II. Kap. Grund von der Verbindlichkeit zur Verschwiegenheit. Geheimer Vertrag unter den Menschen in diesem Stücke. Warum die Ordenspersonen nicht mit darunter begriffen sind. Es ist nicht nöthig, daß die Verschwiegenheit ist versprochen worden, um dazu verbunden zu seyn. . . . . S. 258.

Verzeichniß.

III. Kap. Die Verbindlichkeit zur Verschwiegenheit erstreckt sich auch auf die Feinde; auf diejenigen, die sie verletzt haben; auf die Personen, mit welchen man nur einmal geredet hat. S. 263.

IV. Kap. Rechtmäßige Ausnahmen von dem Gesetze der Verschwiegenheit. Man muß es um keines Nutzens willen zu beobachten unterlassen. Anderer ihr Wille ist nicht allzeit die Regel von dem, was wir erzählen können oder nicht können. . . . . S. 267.

V. Kap. Man kann große Fehler begehen, wenn man die Nachrichten und Erzählungen der Menschen gar zu leicht glaubt. Seltsames Betragen der Menschen bey dieser Leichtgläubigkeit, und seine Quelle. . . . . S. 273.

VI. Verschiedene Ursachen, welche machen, daß man in aller Einfalt und Aufrichtigkeit Sachen falsch erzählt. . . . . S. 277.

VII. Kap. Wie man sich bey den falschen Sachen, die man von uns erzählt, verhalten soll. Es ist nicht möglich, sie zu vermeiden. Gerechtigkeit, die man denen, welche sie erzählen, soll wiederfahren lassen. Betrachtungen, die man über sich selbst, und über die Nichtigkeit solcher Erzählungen anstellen soll. . . . S. 282.

VIII.

VIII. Kap. Man muß sich die falschen Erzählungen, die man uns macht, zu Nutze zu machen suchen, um die Ehre und das Ansehen bey den Menschen zu verachten, um sich von den Gesellschaften und Unterredungen loszureißen, und mit mehrerer Behutsamkeit und Zurückhaltung zu reden. . . . . S. 286.

Sechste Abhandlung.

Man soll nicht argwöhnisch seyn.

I. Kap. Die Liebe macht, daß wir alles hassen, was sie vermindert, und folglich auch die Eindrücke und Meynungen, die dem Nächsten nachtheilig sind, weil sie sie auf vielerley Art schwächen. . . . . S. 289.

II. Kap. Ob man gleich nicht verbunden ist, alle Eindrücke und Meynungen, die dem Nächsten nachtheilig sind, zu verwerfen; so soll man doch allzeit bereit seyn, sie fahren zu lassen, wenn man uns in Ansehung ihrer unterrichtet und belehrt. Man soll so gar dem Unterrichte entgegen gehen. Wie schlecht diese Pflicht beobachtet wird. S. 293.

III. Kap. Was man gegen andere zu beobachten hat, wenn sie uns wegen einiger Fehler unrechtmäßig

mäßig im Verdachte haben. Regeln und Beyspiele des heil. Augustinus hiervon. . S. 299.

IV. Kap. Was man thun soll, wenn man die Erläuterungen für unnütz hält. Man muß den Verdacht nicht in einem Augenblicke benehmen wollen. Nutzen, den man von einem uubilligen Verdachte, worinnen man uns hat, haben kann. S. 304.

Siebente Abhandlung.

Man soll sich an den Mängeln und Gebrechen der Frommen nicht ärgern.

I. Kap. Es ist viel daran gelegen, zu wissen, was das heißt, sich nicht an Jesu Christo ärgern. An Jesu Christo ärgern sich nur die, denen er verborgen ist. Er ist es auf verschiedene Art. Alle Liebhaber der Welt ärgern sich an der Armuth und den Leiden Jesu Christi. . S. 303.

II. Kap. Man ärgert sich an Jesu Christo, wenn man ihn in seinen Gliedern wegen ihrer Schwachheiten nicht erkennt. Mittel wider dieses Aergerniß. Nutzen der Schwachheiten, mit welchen die Tugend der Frommen umgeben ist . S. 312.

III. Kap. Aergernisse, die von der Dunkelheit, in welcher die Heiligen leben, herrühren. . S. 315.

IV. Kap. Betrachtungen, welche uns die Schrift wider die Aergerniſſe, die aus den Fehlern der Frommen entſtehen, an die Hand giebt. Verſchiedene Beyſpiele von Fehlern der Heiligen, durch welche Gott ſeine Abſichten in Anſehung ſeiner Kirche ausgeführt hat. . . S. 318.

V. Kap. Andere Urſachen, welche beweiſen, daß die Fehler der Heiligen nicht ſo beträchtlich ſind, als ſie uns vorkommen. . . S. 321.

VI. Kap. Urſachen, welche die Gelehrten haben, ſich bey dem Mangel der Einſicht, den ſie an den Heiligen wahrnehmen, zu demüthigen. . S. 325.

Achte Abhandlung.

Wie man ſich ſchlechte Predigten zu Nutze machen ſoll.

I. Kap. Die ſchlechten Predigten ſollen zu keinem Vorwande dienen, ihnen nicht beyzuwohnen. Man muß ſehen, wie man ſich daraus erbaut, und die nicht mit darunter zählen, die im Grunde gut ſind, was für einen Fehler der Sprache und Ordnung man auch immer daran bemerkt. . . . . S. 328.

II. Kap. Beschreibung der schlechten Predigten, wie sehr sie Jesum Christum entehren. Die Beschimpfungen, die ihm in seinem Worte zugefügt werden, sind eben so groß, als diejenigen, die ihm an seinem Leibe zugefügt werden. Regungen der Furcht und Dankbarkeit, die daraus entstehen sollen. . . . . S. 331.

III. Kap. Lehren und Unterricht, den uns schlechte Predigten verschaffen können. Indem Jesus Christus die schlechten Predigten duldet, so übt er auf eine göttliche Art seine Gerechtigkeit gegen die Bösen, und seine Barmherzigkeit gegen die Guten aus. . . . . S. 334.

IV. Behutsamkeit, die man bey den Urtheilen, die man über die schlechten Prediger fällt, beobachten soll. Man kann sich fast aus allen Predigten erbauen. Die Gottseligkeit muß sich sehr weit erstrecken. . . . . S. 338.

V. Kap. Man muß die Wahrheiten auch so gar alsdenn lieben, wenn sie mit andern Sachen, die sie entehren, vermischt sind, oder auf eine niedrige und gemeine Art vorgetragen werden. . . . . S. 341.

VI. Kap. Die Fehler, die man an den schlechten Predigten bemerkt, geben uns Gelegenheit, an uns selbst ähnliche zu bemerken. . S. 344.

Ende des Verzeichnisses.

Verzeichniß

der in diesem Theile erklärten Stellen der heiligen Schrift.

Psalm XII. v. 4. . . . . S. 49.
—— XLIX. v. 16. . . . — 333.
—— CXVIII. v. 20. . . . — 289.
—— —— v. 63. . . . — 291.
—— CXLVII. v. 20. . . . — 342.
Sprichw. Kap. X. v. 4. . . — 193.
Hos. Kap. IX. v. 14. . . . — 334.
Amos Kap. VIII. v. 11. . . — 333.
Matth. Kap. V. v. 3. . . . — 43.
—— Kap. VI. v. 25. u. f. . — 133.
—— Kap. X. v. 19. . . —Ebend.
—— Kap. XVII. v. 16. . . — 347.
1. Petr. Kap. V. v. 5. . . — 345.

Mora-

Moralische Versuche.

Erste Abhandlung.

Von der Erkenntniß sein selbst.

Erster Theil.

Das I. Capitel.

Die Menschen sind in Ansehung des Geständnisses der Nothwendigkeit sich zu erkennen, eben so eins, als sie es in Ansehung der Abneigung sind, die sie gegen dieses Erkenntniß haben. Ursprung dieser Abneigung.

Das gemeinste Gebot so wohl der heydnischen, als christlichen Philosophie, ist dieses, sich selbst zu erkennen, und die Menschen sind in nichts mehr eins, als in dem Geständnisse dieser Pflicht. Es ist dieses eine von den deutlichen und in die Augen fallenden Wahrheiten, die keinen Beweis nöthig haben, und welche bey allen Menschen ein Herz antreffen, das sie einsieht, und ein Licht, das sie billigt. So angenehm man

sich auch immer den Betrug eines Menschen vorstellt, der sich in dem Begriffe, den er von sich selbst hat, betriegt; so findet man doch allzeit, daß er unglücklich ist, weil er betrogen ist, und man stimmt dagegen der Meynung bey, die ein gewisser Dichter (1) in folgenden Versen ausgedrückt hat:

Illi mors gravis incubat,
Qui notus nimis omnibus,
Ignotus moritur sibi.

O wie unglücklich ist, wenn ihm das Auge bricht,
Der stets das nöthigste auf dieser Welt versäumet,
Ihn kennt die ganze Welt, nur er allein sich nicht.

Man muß die Grundsätze, in Ansehung derer die Menschen unter einander so eins sind, desto höher schätzen, ie seltener sich dieses bey ihnen zuträgt. Ihre eitle und boshafte Gemüthsart hat sie immer angetrieben, einander zu widersprechen, wenn sie nur die geringste Ursache dazu gehabt haben. Ein ieder hat die andern herab würdigen, oder sich von ihnen unterscheiden wollen, indem er etwas neues vorgebracht hat, und nicht bloß den gemeinen Weg gegangen ist. Es muß also eine Wahrheit sehr klar und undeutlich seyn, wenn sie diese Neigung unterdrückt, und die Menschen nöthigt, in Ansehung eines gewissen Grundsatzes eines zu seyn. Und das ist in Ansehung dieses geschehen. Denn es ist kein Philosoph so wunderlich gewesen, und hat verlangt, daß der Mensch sich selbst zu erkennen vermeiden soll.

Wenn

(1) Senec. in Thyeste. act. 2. v. 401.

Wenn auch einer so weit gehen sollte; so würde er es nicht anders thun können, als wenn er voraussetzte, der Mensch wäre so unglücklich, und sein Uebel so unheilbar, daß er, wenn er sich selbst erkennete, sein Unglück nur vermehren würde. Und so würde man sich allzeit kennen müssen, um selbst aus diesem seltsamen und wunderlichen Vorgeben den Schluß zu machen, es sey gut, sich nicht zu kennen.

Es ist aber gar sehr zu verwundern, daß, da sie so eins sind, die Wichtigkeit dieser Pflicht einzuräumen, sie es nicht weniger in der Abneigung sie auszuüben sind. Denn anstatt daß sie sich alle Mühe geben sollten, diese Kenntniß zu erlangen; so thun sie fast ihr ganzes Leben lang weiter nichts, als daß sie sie sorgfältig zu vermeiden suchen. Nichts ist ihnen verhaßter, als das Licht, das sie vor ihre eigenen Augen stellt, und sie nöthigt, sich so zu sehen und zu betrachten, wie sie wirklich beschaffen sind. Sie thun also alles, um es vor sich zu verbergen, und sie suchen ihre Ruhe darinnen, wenn sie in der Unwissenheit und Vergessenheit ihres Standes leben können.

Dieses hat einem gewissen großen Manne (1) unserer Zeiten Gelegenheit gegeben, in einer vortrefflichen Abhandlung zu zeigen, daß das Verlangen, den Anblick seiner selbst zu vermeiden, die Quelle aller unruhigen Beschäftigungen der Menschen, und vornehmlich dessen, was sie Vergnügen nennen, ist;

(1) Dem Herrn Pascal.

daß sie in diesem allen weiter nichts suchen, als nicht an sich zu denken; daß es, um einen Menschen elend zu machen, gnug ist, ihn zu nöthigen, sich zu betrachten, und daß keine menschliche Glückseligkeit diesen Anblick aushalten kann. Daß also ein Mensch ohne die Gnade sich selbst eine große Strafe und Marter ist, daß er sich nur zu fliehen sucht, daß er sich gewissermaaßen als seinen größten Feind ansieht, und sich für glücklich hält, wenn er sich selbst vergessen, und sich in diese Vergessenheit begraben kann.

Diese Neigung ist weder die Wirkung einer üblen Gewohnheit, noch einer besondern Unordnung einiger unter den Menschen; sondern sie ist die allgemeine Neigung der verderbten Natur. Wir sind von dem Augenblicke unserer Geburt an ausser uns selbst. Und weil sich die Seele in den Jahren der Kindheit nur mit äusserlichen Dingen und den Empfindungen ihres Körpers beschäftigt; so macht sie sich dadurch diese Gegenstände und diese Empfindungen so bekannt, und hängt sich so sehr daran, daß sie nicht anders in sich selbst zurückkehren kann, als wenn sie sich eine sehr große Gewalt anthut. Und da sie das, was sie sucht und wünscht, nicht in sich findet; so verläßt sie sich, so bald sie kann; und der Verdruß macht, daß sie sich so gleich zu diesen andern Gegenständen neigt, und sich desto begieriger an sie hängt, ie mehr sie ihr behilflich sind, ihr inneres Elend zu vergessen, dessen Anblick sie nicht ertragen kann. Proiicit se foras, miserabiliter scalpi avida contactu sensibilium.

Das II. Capitel.

Wie die Menschen die Neigung, die sie haben, sich im Ganzen oder allem zu betrachten, mit der Neigung, die sie haben, den Anblick ihrer selbst zu vermeiden, vereinigen.

Damit man aber die Abneigung, die der Mensch sich zu erkennen hat, nicht weiter, als es sich gebührt, treiben, und den Grund davon desto besser einsehen möge; so muß man hinzusetzen, daß sie mit einer dem Scheine nach entgegen stehenden Neigung verbunden ist, die ihn antreibt, sich im Ganzen oder allem zu betrachten. Denn es ist das größte Vergnügen eines stolzen Menschen, den Begriff, den er sich von sich selbst macht, zu betrachten. Dieser Begriff ist die Quelle seines ganzen eiteln Vergnügens. Er beziehlt alles auf denselben, und es gefallt ihm nichts, als in so fern es etwas beyträgt, ihn zu erheben, zu vergrößern, und lebhafter zu machen.

Diese beyden Neigungen, von welchen die eine antreibt, die Erkenntniß sein selbst zu fliehen, und die andere, sie zu suchen, sind dem Menschen alle beyde natürlich; sie entspringen aus einer und derselben Quelle, ob sie gleich einander zuwider zu seyn scheinen.

Der Mensch will sich sehen, weil er eitel ist. Er vermeidet es, sich zu sehen, weil, da er eitel ist, er den Anblick seiner Gebrechen und seines Elendes nicht ertragen kann. Damit er nun dieses doppelte Verlangen, welches einander zu wider ist, vereinigen

möge; so nimmt er seine Zuflucht zu einem Kunstgriffe, der seiner Eitelkeit würdig ist, vermöge welches er Mittel findet, sie alle beyde zu einer Zeit zu befriedigen. Dieser Kunstgriff besteht darinnen, alle seine Mängel und Gebrechen zuzudecken, sie gewißermaaßen aus dem Bilde, das er sich von sich selbst macht, zu vertilgen, und in demselben nur die Eigenschaften zu lassen, die es in seinen eigenen Augen erheben können. Hat er sie nicht wirklich; so giebt er sie sich vermittelst seiner Einbildungskraft. Und wenn er sie nicht in sich selbst findet; so sucht er sie in den Meynungen der Menschen, oder in den äusserlichen Dingen, die er mit seinen Begriffen verbindet, als ob sie einen Theil davon ausmachten; und vermittelst dieses Betrugs ist er allzeit von sich abwesend, und auch bey sich gegenwärtig. Er betrachtet sich beständig, sieht sich aber niemals recht, weil er, an statt sich selbst, nur das nichtige Bild sieht, das er sich gemacht hat.

Wenn sich z. E. ein Caribe sich selbst vorstellt; so sieht er nur eine gewisse Erscheinung, die dem Bilde ähnlich ist, welches er von sich im Wasser gesehen hat. Und da er sich als einen Menschen betrachtet, der gut schiessen und fischen kann, der Herr von einer kleinen Hütte ist, der diese und iene Feinde erlegt hat, und der Mann einer gewissen Frau ist; so beschäftigt er sich ganz mit diesen Vorstellungen und den äusserlichen Dingen, die sie erneuern; und bringt also sein ganzes Leben zu, ohne eine Betrachtung

über

über den Theil von sich, welcher denkt und schließt, anzustellen, ohne an das zu denken, was er ist, wo er herkömmt, was er werden wird, und auch eben so wenig an das, was ihn glücklich oder unglücklich machen kann.

Und man muß sich nicht einbilden, daß der Stolz der übrigen Menschen anders handele, als der Stolz dieser elenden Völker. Sie schmücken nur das Bild, welches der Gegenstand ihrer Liebe ist, ein wenig besser aus. Wenn ein Kriegsbefehlshaber sich selbst betrachtet; so sieht er ein Bild zu Pferde, das Soldaten befiehlt. Ein Prinz sieht einen Menschen in kostbaren Kleidern, den man ehrerbiethig betrachtet, und der sich von vielen Leuten gehorchen läßt. Eine obrigkeitliche Person sieht einen Mann, der die Zierathen seiner Würde an sich trägt, und von andern Menschen geehrt wird, weil er sie sich verbindlich machen, oder ihnen schaden kann. Ein eitles Frauenzimmer stellt sich ein Götzenbild vor, das die, welche es sehen, durch seine Schönheit einnimmt und bezaubert. Ein Geiziger sieht sich mitten unter seinen Schätzen. Ein Ehrgeiziger betrachtet sich als einen Menschen., der von Leuten umgeben ist, die sich unter seine Größe erniedrigen. Und so hat ein ieder bey allen den Handlungen, von welchen die Eigenliebe die Quelle ist, keine andere Absicht, als mit dem Begriffe, den er von sich selbst hat, neue Zierathen und Titel zu verbinden

Das III. Capitel

Der dunkle Begriff von dem Ich, ist der vornehmste Gegenstand der Liebe der Menschen, und die Quelle ihres Vergnügens und ihres Verdrußes.

Es giebt einen geistigern und feinern Begriff von sich selbst, der Wirkungen hervorbringt, die denen, welche ich beschrieben habe, ganz gleich und ähnlich sind. Dieses geschieht, wenn, indem man sich keine Eigenschaften, weder gute noch böse, deutlich vorstellt, man sich nur allein dasienige vorstellt, was man durch das Wort Ich ausdrückt. Und wenn man sich dieses Ich auf solche Art vorstellt; so verbirgt es gleichfalls alle unsere Fehler, und ist hinlänglich, unsere Liebe zu erwecken. Die geheime Vorstellung, die wir davon haben, mischt sich in alles; man bezieht alles auf sie. Sie ist der Grund von dem mehresten Vergnügen, das man empfindet. Und ob man gleich, wenn man dasienige, was dieses Ich in sich faßt, zergliederte, nichts liebenswürdiges darinnen finden würde, und wenn es auch gleich vielleicht nichts an sich hätte, das nicht einen Abscheu erregte; so liebt man es dennoch unter dem dunkeln Begriffe vom Ich, und man vermeidet die deutliche und besondere Vorstellung desselben, welche machen würde, daß wir es haßten.

Was meynt man wohl, wovon der Verdruß herkömmt, der dieienigen drückt, welche große Ehren

stellen

stellen bekleidet haben, wenn man sie in ihrem Hause in Ruhe leben läßt? Er rührt nicht bloß davon her, weil sie daselbst zu viel sehen, und weil sie die Betrachtung ihres Elendes und ihrer Gebrechen allda beunruhigt. Es ist dieses vielleicht eine von den Ursachen ihres Verdrusses; es ist aber nicht die einzige. Er kömmt auch davon her, weil sie sich nicht gnug sehen, und weil es weniger Sachen giebt, welche die Vorstellung von ihrem Ich erneuern. Diese Vorstellung machte ihr Vergnügen aus, so lange sie glücklich waren; und die Abwesenheit dieses Vergnügens macht ihren Verdruß aus, so lange dasienige währt, was sie Unglück nennen. Man mag sich in der Einsamkeit immerhin mit sich selbst beschäftigen, die Bilder, die man sich davon macht, sind unendlich weit düsterer, als dieienigen, die von den äusserlichen Gegenständen unterstützt werden. Die Personen, welche in hohen Aemtern und Bedienungen stehen, werden von allen denen, die sich an sie wenden, benachrichtiget, daß sie mächtig sind, schaden oder dienen können. Tausend Dinge erregen die Vorstellung von ihrem Ich auf eine lebhafte Art in ihnen, und stellen es ihnen mit einer angenehmen Eigenschaft des **großen, mächtigen und geehrten** vor die Augen.

Die Beobachtung der weltlichen Höflichkeit thut in Ansehung derer, die in der Welt leben, dieselbe Wirkung. Denn da sie ganz voll Zeugnisse der Hochachtung, Liebe und Zuneigung ist; so giebt sie

ihnen Gelegenheit, sich als solche anzusehen, die geliebt und hochgeachtet werden, und folglich liebens- und hochachtungswürdig sind. Und aus einer entgegengesetzten Ursache machen die wüsten und einsamen Oerter die eiteln und ehrgeizigen Menschen verdrüßlich, weil sie ihnen nichts von ihrer Person sagen, und sie doch wünschen, daß man von nichts anderem redete.

Dieses gesteht die Eigenliebe frey heraus, wenn sie sich nicht verstellt, und aufrichtig sagt, was ihr an den beschwerlichen Beschäftigungen, die sie den Menschen aufbürdet, gefällt. Es giebt z. E. nicht leicht mühsamere Beschäftigungen, als die Beschäftigungen derer, welche, wie die Sachwalter, öffentlich reden. Sie müssen ihren Kopf mit tausend unangenehmen Dingen beschweren, auf Gedanken und Ausdrücke denken, ihre Reden damit anzufüllen, und die Kräfte ihres Leibes und ihrer Seele bey Materien erschöpfen, die sie, so bald sie ihrem Amte Gnüge geleistet haben, gern wieder vergessen werden. Weil es indessen bey dieser Lebensart sehr viel Dinge giebt, die den Begriff von sich selbst erneuern; so glauben diejenigen, welche sie mit Ehren treiben, die glücklichsten Menschen zu seyn, und man darf nur hören, was einer von den alten Rednern davon sagt, um von dem zu urtheilen, was die andern behaupten. "Was ist, spricht er (1), einem rechtschaf-
"fenen Manne, der zu erlaubten Ergötzlichkeiten ge-
"boh-

(1) Quintil. Dialog. orat.

"bohren ist, angenehmer, als zu sehen, daß sein "Haus immer voll Leute ist, und zu wissen, daß sie "ihm diese Pflichten nicht wegen seines Reichthums, "auch nicht in der Hoffnung seine Erben zu werden, "auch nicht wegen eines Amts, das er verwaltet, "sondern um sein selbst willen erweisen; daß selbst "diejenigen, denen man aufwartet, um ihre Erben "zu werden; die, welche an Vermögen und Ansehen "die mächtigsten sind, zu ihm kommen, ob er gleich "oftmals iung und arm ist, um ihm entweder ihre "eigenen, oder ihrer Freunde ihre Geschäfte zu em- "pfehlen? Kann wohl der Reichthum und die Ho- "heit ein Vergnügen verschaffen, das demjenigen "gleich ist, welches er empfindet, wenn er sieht, daß "Leute, die ihres Alters wegen ehrwürdig sind, und "deren Ansehen sich über den ganzen Erdboden er- "streckt, bey dem Ueberflusse der Güter, die sie besi- "tzen, gestehen, daß sie den ersten und größten unter "allen Vorzügen in der Welt, welcher derjenige ist, "den ein Redner hat, nicht haben? Was soll ich "von den vielen Leuten sagen, welche kommen, ihn "zu begleiten, oder die vor ihm hergehen; von dem "Glanze, in welchem er öffentlich erscheint; von der "Ehrerbiethung, die man ihm vor Gerichte erweist; "und von der Freude, die er bey sich verspürt, wenn, "nachdem er aufgestanden ist, um unter einer großen "Menge Volks, das ihm stillschweigend zuhört, allein "zu reden, er sieht, daß die Augen aller Zuhörer auf "ihn gerichtet sind, daß sich das Volk drängt, ihn

"zu

"zu hören, und daß er in alle eben die Eindrücke "macht, die er an sich will wahrnehmen lassen."

Das war die Ursache, warum dieser Römer die Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten dieser Lebensart ertrug. Und wenn alle diejenigen, welche die übrigen beschwerlichen oder gefährlichen Aemter verwalten, eben so aufrichtig, als er, redeten; so würden sie uns gleichfalls sagen, alles, was ihnen gefiele, liefe auf diese Vorstellung ihres von andern geehrten und geschätzten Ichs hinaus.

Das IV. Capitel.

Kunstgriffe der Menschen, um zu verhindern, daß die äusserlichen Gegenstände, und vornehmlich die Betrachtung der Urtheile, welche andere von ihnen fällen, sie nicht zu sich zurückrufen, und sie ihre Fehler nicht einsehen lassen.

Aus diesen Beyspielen sieht man zur gnüge, wie sich die Eigenliebe der äusserlichen Gegenstände bedient, diese beyden dem Menschen natürlichen Neigungen, sich zu kennen und sich auch nicht zu kennen, zu befriedigen; indem sie auf der einen Seite nicht zuläßt, daß er sich anders, als vermittelst einer dunkeln Vorstellung, die ihm keinen Fehler zeigt, sieht, und indem sie auf der andern alle äusserliche Dinge, die sie nur kann, damit vereinigt, welche ihr Gele-

genheit

genheit geben, ein erdichtetes Bild der Größe damit zu verbinden. Dieses ist indessen aber dem Menschen noch nicht gnug, sich die Ruhe und das Vergnügen, welches er sucht, zu verschaffen, und die Kenntniß seiner Fehler, die er so sehr verabscheut, zu vermeiden. Er hat noch viel andere Kunstgriffe nöthig, ihren Anblick zu vermeiden. Er würde sich vergeblich ausserhalb verbreiten; er würde sich daselbst allzeit wieder finden, und tausend Dinge würden ihm seine Fehler und sein Elend vor die Augen stellen können. Er würde ihr Bild in allen Fehlern und in allem Elende anderer erblicken, welche er zu sehen nicht würde umhin können, und die er so gar oftmals nur gar zu neugierig betrachtet. Da er also seine Rechnung ausser sich nicht besser, als in sich, finden würde; so ist es sehr wahrscheinlich, daß, wenn ihn die Furcht, sich so, wie er ist, zu sehen, bewogen hatte, aus sich herauszugehen, das Bild von ihm selbst, welches ihm von allen äusserlichen Gegenständen würde vorgestellt werden, ihn auch wider seinen Willen nöthigen würde, in sich zurückzukehren.

Wenn man aber noch besser einsehen will, wie der Mensch würde können genöthigt werden, sich selbst durch die Gegenstände, die ausser ihm sind, zu sehen, und was er thut, um sich davor in Sicherheit zu setzen; so muß man bedenken, daß er sich nicht weniger nach einer gewissen Existenz, die er in der Einbildung anderer hat, als nach dem, was er wirklich ist, betrachtet; und daß er sein Bild nicht nur

nach dem macht, was er durch sich selbst von sich weis, sondern auch nach der Betrachtung der Bilder, die er in andern von sich antrifft. Denn wir sind insgesammt gegen einander, wie der Mensch, der den Lehrlingen in den Maleracadenien zum Muster dient. Ein ieder von denen, die um uns herum sind, macht sich ein Bild von uns; und die verschiedenen Arten, wie man unsere Handlungen betrachtet, geben Gelegenheit, sich fast unzählig verschiedene Bilder von uns zu machen.

Der vornehmste Unterschied unter den Großen und den Kleinen; unter denen, die in Ansehen stehen, und denen, die keins haben; besteht darinnen, daß es mehr Leute giebt, die das Bild von den einen als von den andern, machen. Wie viele Leute machen die Abbildung eines Prinzen! Sein ganzes Königreich, alle fremde Länder sind für ihn eine Maleracademie, deren Muster er ist. Dieienigen, so weiter von ihm entfernt sind, stellen ihn nur durch gröbere Züge vor. Die, so näher um ihn sind, machen lebhaftere und ähnlichere Abbildungen. Ein gemeiner Mensch hingegen, der nur unter den Seinigen lebt, wird nur von den wenigen, die ihn kennen, gemalt; und die Abbildungen, die man von ihm macht, kommen nicht leicht über den Bezirk seiner Stadt hinaus.

Das wichtigste ist aber hierbey dieses, daß die Menschen nicht nur Abbildungen von andern machen;

sondern

sondern daß sie auch dieienigen sehen können, die man von ihnen macht. Und wenn sie sie recht aufrichtig ansehen und betrachten wollten; so würde sie nichts mehr von ihrem Stolze befreyen, und sie eines bessern belehren können, als eben die Betrachtung dieser Abbildungen.

Man nehme den größten und berühmtesten Mann in der Welt, und gebe ihm einen Verstand, der groß gnug ist, alle die verschiedenen Urtheile, die man über ihn fällt, auf einmal zu betrachten, und den ganzen Anblick der Gedanken und Bewegungen, die er in andern hervorbringt, vollkommen zu genießen; es giebt keine Eitelkeit, die bey diesem Anblicke bleiben und bestehen könnte. Für einige wenige günstige Urtheile, würde er unzählige gewahr werden, die ihm mißfielen. Er würde sehen, daß die Fehler, die er vor sich verhölt, oder die ihm nicht bekannt sind, den mehresten Leuten in die Augen fallen: daß sie oftmals von nichts anderem reden, und daß man ihn nur von dieser Seite betrachtet. Er würde sehen, daß die Welt von allen den schönen Eigenschaften, mit welchen er sich schmeichelt, sehr wenig gerührt wird; daß sie die einen nicht einmal wahrnehmen, die andern sie kaltsiunig betrachten, noch andere nur dasienige an ihnen bemerken, was sie mangelhaftes an sich haben, und wiederum andere sie verdunkeln und verunstalten, indem sie ihnen Fehler beyfügen, die sie an ihm wahrnehmen; und daß er

sich aus diesem allen ein Bild macht, das nur geschickt ist, seinem Stolze ein Ende zu machen.

Man würde also, um sich demüthigen zu lernen, die Augen nur auf alle verschiedenen Urtheile, die man von uns fällt, richten dürfen, und die Vernunft würde sie gar bald erfahren können, wenn wir sie aufrichtig zu wissen verlangten. Weil aber die Eitelkeit ein Uebel ist, von welchem man nicht befreyt werden will, und weil man es für sein Glück hält, nicht davon befreyt zu werden; so bedient man sich eines Kunstgriffs, welcher, so grob er auch immer ist, dennoch seine Wirkung thut. Dieser besteht darinnen: Obgleich die Vernunft überhaupt überzeugt ist, daß man von uns viele nicht gar zu günstige Urtheile fällt, und ob uns gleich das Beyspiel derer, die wir alle Tage von andern Urtheile fällen hören, und sie auch selbst von ihnen fällen, davon belehren könnte; so richten wir es doch so ein, daß wir diejenigen, die uns zum Nachtheile gereichen, nicht sehen, und unsere Augen nur auf die, welche uns vortheilhaft sind, richten. Indem wir also alle die Gegenstände, die uns würden mißfallen können, von uns entfernen, unsere Augen nur auf die, welche uns gefallen, richten, uns vorsetzlich hintergehen, und keines bessern belehrt werden wollen; so ist die Eitelkeit zur Hälfte befriedigt, und verschafft sich das eitle Vergnügen, in welches die eitle Menschen ihre falsche Glückseligkeit setzen.

Es ist noch viel leichter, daß die Großen, und überhaupt alle diejenigen, welchen man gern gefallen will, in diesem Irrthume bleiben; weil, an statt, daß man sich von andern Leuten nur ein Bild macht, man sich von diesen gewissermaßen deren zwey macht: ein inneres, welches das rechte ist; und ein äusseres, in welches man nur das bringt, was ihnen, wie man glaubt, gefallen kann. Und man giebt sich hernach alle Mühe, ihnen nur das falsche Bild zu zeigen, und sucht es dahin zu bringen, daß sie es für das rechte und wahre halten. Sie würden es zwar gar leicht verhindern können, nicht damit betrogen zu werden; und sie würden sich selbst überzeugen können, daß nichts so falsch und so eitel sey, als alle die Zeichen der Hochachtung, der Zuneigung und der Anhänglichkeit, die man ihnen giebt. Sie wissen, was sie oftmals selbst von denen, welchen sie ähnliche geben, denken, und haben keine Ursache zu glauben, daß die andern aufrichtiger, als die ihrigen, wären. Sie sind aber sehr wohl damit zufrieden, daß sie die Sachen nicht so genau untersuchen. Sie lassen es also bey der betrüglichen Oberfläche bewenden. Sie übergehen die innern Bilder, die sie zu entdecken befürchten, und halten sich nur allein bey den schmeichelhaften auf, die ausdrücklich gemacht sind, um von ihnen zu erlangen, was man erlangen will.

Ebendieses Kunstgriffs bedient man sich, daß uns das Elend und die Fehler anderer, wie auch die

Urtheile, die man über sie fällen sieht, und welche man selbst über sie fällt, nicht an uns erinnern, und uns unsern eigenen Irrthum nicht bekannt machen. Der von der Eigenliebe unterstützte Verstand übergeht alle die Anmerkungen, die er würde machen können; oder er giebt so wenig Achtung darauf, daß sie fast gar keinen Eindruck machen. Man hört alle Stunden von Leuten, die sich selbst betriegen, mit Verachtung reden. Man sieht, daß sie der gewöhnliche Gegenstand der Spötterey der Menschen sind. Denn es ist nichts lächerlicher, als ein von seiner eigenen Eitelkeit betrogener Mensch. Indessen denkt man nicht daran, daß man selbst dieser betrogene und lächerliche Mensch ist, daß man vielleicht in unserer Abwesenheit von uns sagt, was man in unserer Gegenwart von andern sagt, daß wir eben so viel Gelegenheit, als sie, dazu geben, und daß es nicht wahrscheinlich ist, daß man gegen uns mehr Achtung hege, als gegen alle andere.

So häufig und gewiß diese Gegenstände auch immer sind, so haben sie deswegen doch nicht mehr Kraft und Stärke, den Verstand zu nöthigen, in sich zu gehen, und da dasselbe Elend und dieselben Fehler wahrzunehmen, die er an andern wahrnimmt. Denkt man wohl mehr an den Tod, weil man täglich hört oder sieht, daß die, mit welchen man umgegangen ist, gestorben sind? Man flieht diesen Anblick, wenn man kann. Wenn man ihn aber nicht vermeiden kann; so flieht man wenigstens die Betrach-

trachtungen, die er hervorbringen sollte. Kann man sie nicht ganz unterdrücken; so wendet man sie doch, so bald man nur kann, von ihnen ab. Was ich von dem Tode sage, das kann von allen übrigen Arten des Elendes, und von allen Fehlern der Menschen, welche uns die unserigen würden vorstellen können, gesagt werden. Diese Bilder fallen uns alle Stunden in die Augen; wir schliessen sie aber auch beständig zu, um sie nicht zu sehen. Wir hintergehen uns, wenn wir können; und wenn wir es nicht ganz können, so wenden wir wenigstens unsere Gedanken davon abwenden.

Was würde man von einem Menschen sagen, welcher, ob er gleich sein Bild in einem Spiegel sähe, und sich unaufhörlich darinnen betrachtete, sich dennoch niemals daran erkennete, und niemals sagte: Das bin ich? Würde man ihm nicht eine Tummheit Schuld geben, die von der Thorheit sehr wenig unterschieden wäre? Indessen thun dieses alle Menschen, und es ist so gar das einzige Geheimniß, das sie gefunden haben, sich glücklich zu machen. Sie sehen alle Augenblicke das Bild ihrer eigenen Fehler in den Fehlern aller andern, und wollen sie doch niemals daran erkennen und wahrnehmen. Ganz elend seyn, und es nicht sehen; seine Fehler nicht wissen und kennen, wenn sie niemandem unbekannt sind; der Gegenstand der Spöttereyen unzähliger Leute seyn, und nichts davon wissen wollen; sich an eiteln Einbildungen ergötzen, ohne wissen zu wollen, daß

sie eitel sind; das ist ein Zustand, der nicht gar zu wünschen zu seyn scheint; und dennoch ist es dasienige, was die Glückseligkeit der Weltmenschen und vornehmlich der Großen ausmacht.

Das V. Capitel.

Wie wir es anfangen, daß man uns die Wahrheit entweder gar nicht, oder doch ohne Nutzen sagt.

Vermöge der angezeigten Arten hindert man sich, die Wahrheit zu sehen, da man sich doch einige Mühe geben sollte, sie zu finden. Es giebt aber Gelegenheiten, wo sie uns selbst findet, und bey welchen man sie würde sehen müssen, wenn man nicht allerley Kunstgriffe brauchte, sie nicht zu sehen. Denn es finden sich bisweilen Leute, die liebreich gnug sind, uns aus dem Irrthume, in welchem wir in Ansehung unser selbst leben, herauszuziehen. Die Eigenliebe thut also ihr möglichstes, diese unangenehme Sache abzuwenden, und es fehlt ihr auch hier nicht an Mitteln, ihren Zweck zu erreichen. Denn sie läßt gegen die, welche uns diesen Dienst erweisen wollen, so viel Verdruß und Unwillen blicken; sie findet so viel Ausflüchte, um dieienigen von unsern Fehlern, die man uns bekannt macht, nicht zu glauben; sie ist so sinnreich, an denen, welche die unserigen bemerken, weit größere zu finden, und die

Urtheile, die sie zu unserem Nachtheile fällen, für Bosheit auszugeben, daß es fast niemand wagen will, sie uns bekannt zu machen.

Der allgemeine Grundsatz der Eigenliebe ist dieser, man könne, wenn man nach Recht und Billigkeit verfahren wolle, an uns nichts tadeln und mißbilligen. So bald also iemand zu erkennen giebt, er sey nicht in allen Stücken mit uns zufrieden; so giebt man ihm Schuld, er sey entweder eingenommen, oder eifersüchtig, oder thue es aus einer andern noch üblern Absicht. Und da sich dieses niemand gern will aufbürden lassen; so entsteht unter Menschen eine gewisse Art von Zusammenverschwörung, die Meynungen, die sie von einander hegen, vor einander zu verhölen; und es wird kein Vertrag besser beobachtet, als dieser, weil er auf einem Gefühle der Eigenliebe beruht, von welchem wenig Personen frey sind.

Und man muß sich nicht einbilden, daß man sich diese Mühe, die Wahrheit zu verhölen, nur in Ansehung derienigen gebe, vor denen man sich fürchtet, oder von welchen man etwas hofft; sondern man macht es in Ansehung eines ieden fast auf eben die Art.

Man giebt sich mehr Mühe, die Großen zu hintergehen; man giebt sich aber auch nicht mehrere, die Kleinen eines bessern zu belehren. Hierinnen be-

steht der ganze Unterschied, den man unter den einen und den andern macht. Man will von niemanden gehaßt werden; folglich sagt man auch niemandem gern die Wahrheit. Ueberdieses weis man, daß man sie, wenn sie sollte angenommen werden, würde mildern, mäßigen, und auf Mittel, sie recht geschickt beyzubringen, denken müssen. Nun will man sich aber um solcher Personen willen, aus denen man nicht viel macht, diese Mühe nicht geben. Man sagt also die Wahrheit den Großen nicht, weil man Ursache hat, sie vor ihnen zu verbergen; man sagt sie aber auch den Kleinen nicht, weil man nicht Ursache gnug hat, sie ihnen zu sagen.

Diese Zurückhaltung, welche die Menschen unter einander beobachten, indem sie einander die Gedanken nicht mittheilen, die sie zu anderer ihrem Nachtheile hegen, ist indessen nicht ganz uneingeschränkt; und es giebt bisweilen Ursachen, die sie antreiben, diese Behutsamkeit nicht zu beobachten. Es wird so gar oftmals nur eine kleine Aufwallung des Bluts dazu erfordert, um dasienige auf einmal ausbrechen zu lassen, was man lange Zeit verborgen gehalten hatte. Und überdieses beobachtet man diese Zurückhaltung nur alsdenn, wenn man mit den Personen selbst, deren Fehler man kennt, redet. Was man aber in ihrer Gegenwart verhölt, das sagt man desto freyer in ihrer Abwesenheit, ie mehr Mühe man gehabt hat, an sich zu halten. Man nimmt sich zwar in Ansehung derer, welche schaden

könnten, etwas mehr in Acht, und braucht mehrere Vorsichtigkeit, das, was man von ihnen denkt, bekannt zu machen. Da es aber ein beschwerlicher Zwang ist, seine Meynungen immer zu verbergen; so macht das Verlangen, sich desselben zu entledigen, daß man gar leicht in die, mit welchen man redet, ein Zutrauen setzt, und daß wenig Ursachen dazu erfordert werden, sich ganz frey heraus zu lassen.

An statt also, daß die Liebe verlangt, die Personen selbst von ihren Fehlern zu benachrichtigen, um ihnen Anlaß zu geben, sich in Ansehung derselben zu bessern; und sie vor andern zu verbergen, um ihnen an ihrer Ehre und ihrem Ansehen nicht zu schaden; so thut man gemeiniglich gerade das Gegentheil, und redet mit einem ieden von diesen Fehlern, nur mit denen nicht, denen es nützlich seyn würde, wenn man sie davon benachrichtigte.

Ob nun aber gleich diese Auslassungen der Bosheit, die sich so oft in die Unterredungen der Menschen mischen, an sich selbst ein sehr großes Uebel sind; so würde doch etwas gutes daraus entstehen, wenn wir sie uns zu Nutze machen wollten. Denn da sich diese besondern Reden nach und nach ausbreiten, und ein allgemeines Gerede daraus wird; so kömmt oftmals denen, die es angeht, etwas davon zu Ohren; weil sich Leute gnug finden, welche, da sie entweder nicht Liebe oder Herz gnug haben, uns selbst zu sagen, was sie von uns denken, sich freuen, wenn

sie es thun können, indem sie es andern beymessen. Es würde also dieses für die, welchen man es bekannt macht, ein Mittel seyn, den Irrthum, den sie hegen, abzulegen. Man hat aber ein Herz, das so verderbt, und ein solcher Feind der Wahrheit ist, daß man mehrentheils auch dieses Mittel noch mißbraucht, und macht, daß man keinen Nutzen davon hat. Denn an statt zu denken, wie man denken sollte, die Reden und Urtheile, durch welche man sich beleidigt findet, wären sehr vielen Leuten bekannt, und man habe also kein Recht, sich deswegen an iemand besonders zu halten; so macht die Neigung, die man hat, sich selbst zu hintergehen, daß man allen seinen Unwillen gegen denienigen ausläßt, der sich ihn zugezogen hat; und daß man glaubt, er hege diese Meynung allein, und er hege sie nur aus Hasse oder Eigennutze. Man schreibt ihm so gar gemeiniglich eine Unvorsichtigkeit oder Uebertriebenheit zu, um desto mehr Recht zu haben, seine Meynungen zu verwerfen; und vermittelst dieses vorsetzlichen Betrugs vernichtet man den Eindruck, den diese Reden machen könnten; man erhält sich in der Hochachtung sein selbst, und vermeidet gewissermaaßen an sich zu sehen, was die Welt mißbilligt, weil es ein Anblick ist, den die Eitelkeit nicht ertragen kann.

Ich habe gesagt, man vermeidet es gewissermaaßen, weil man es nicht ganz vermeidet. Die Wahrheit dringt allzeit ein wenig durch alle die Wolken hindurch, mit welchen man sie zu verdunkeln sucht.

sucht. Es gehen von ihr allzeit einige Strahlen aus, die dem Stolze beschwerlich fallen, und die falsche Ruhe, die er sich gern verschaffen möchte, stören. Diese Meynungen, die sich nur auf einen vorsetzlichen Irrthum gründen, sind niemals sicher und gewiß. Sie sind allzeit mit einem gewissen Mißtrauen, und mit Unwillen, Verdruße und Unruhe vermischt. Es läuft also, an statt des reinen Vergnügens, und der vollkommenen Zufriedenheit, nach welcher die Eigenliebe strebte, alles, was sie bey allen ihren Vorstellungen ausrichten kann, darauf hinaus, daß sie ihre unangenehmen Empfindungen ein wenig zurückhält, die sich im Herzen nähren, und sich seiner immer bemächtigen wollen.

Es sind dieses die natürlichen Empfindungen der Eigenliebe, und die gewöhnlichen Kunstgriffe, derer sie sich bedient, unsere Fehler vor uns zu verbergen, und zu verhindern, daß man sie uns nicht bekannt macht. Und es ist merkwürdig, daß ob es gleich an sich selbst ein sehr großer Fehler ist, die Wahrheit nicht sehen wollen, sie dennoch diese böse Eigenschaft an sich selbst eben so wenig, als an andern wahrnehmen will. Sie braucht also eben so viel Kunstgriffe, sie vor andern und vor uns selbst zu verbergen. Und darum trifft man nicht leicht iemanden an, der sich nicht eine Ehre daraus machte, die Wahrheit zu lieben, welcher aber nicht auch frey gestünde, er sähe es nicht gern, daß man sie ihm bekannt machte. Man wird durch diesen Vor-

wurf eben so sehr beleidigt, als durch einen ieden andern; und mit einem Worte, man möchte gern die Ehre haben, die Wahrheit zu lieben, aber auch das Vergnügen, sie niemals zu hören.

Da aber diese beyden Leidenschaften gewissermaaßen nicht bey einander bestehen können; so sucht man sie zu vereinigen, indem man einer ieden etwas giebt. Es ist wahr, daß, da die Eigenliebe diese Eintheilung macht, sie dieselbe sehr ungleich macht. Denn sie weis es so einzurichten, daß man uns die wesentlichen Fehler, an welchen wir vermöge einer starken und geschäftigen Leidenschaft hängen, niemals sagt; und daß man die vor uns verhält, welche uns die Verachtung der Menschen zuziehen, und Anlaß geben würden, uns selbst zu verachten, und zu glauben, die andern hätten Ursache uns zu verachten. Es besteht also die ganze Freyheit, die wir andern in diesem Stücke einräumen, darinnen, daß wir sie an uns einige kleine Fehler bemerken lassen, die das Bild, welches wir von uns selbst haben, nicht verunstalten, sondern ihm seine ganze Schönheit lassen

Velut si
Egregio impressos reprehendas corpore naevos.

So lassen wir es zu, daß man seine Meynung von einer Rede oder Schrift, die wir gemacht haben, sagt; daß man an derselben einige nicht gar zu richtige Ausdrücke, einen üblen Klang, eine vernachlä-

ßigte

ßigte Stelle tadelt; jedoch unter der Bedingung, daß man ihren Entwurf, ihre Gedanken, ihre Einrichtung, und die übrigen wesentlichern Stücke gelobt hat. Wir vergeben es auch denen, die uns von einem Mangel der Hochachtung, der Behutsamkeit, und andern solchen Kleinigkeiten Nachricht geben, wenn sie sich nur nicht an unsern Hauptleidenschaften vergreifen, und alles, was sie an uns wahrnehmen, bey der gemeinen Hochachtung und dem gemeinen Beyfalle bestehen kann. Unter diesen Bedingungen und um diesen Preis entschließt man sich bisweilen, die Ehre, die Wahrheit zu lieben, zu erkaufen, und ihr einen Eingang zu verstatten. Und dennoch muß ihr die Eigenliebe die Thüre öffnen, und sie muß von Zeichen der Hochachtung und Zuneigung begleitet werden, wenn sie nicht will abgewiesen werden.

Das VI. Capitel.

Worinnen die natürliche Liebe besteht, die der Mensch, wie man sagt, zur Wahrheit hat, und wie er sie anwendet.

Das, was bis anhero ist gesagt worden, ist hinlänglich, zu zeigen, daß man diese gemeinen Grundsätze ein wenig gar zu weit ausdehnt: Daß die Menschen die Wahrheit von Natur lieben; daß sie einen natürlichen Haß gegen die Lügen hegen; und

daß,

daß, da es sehr viel Leute giebt, die andere hintergehen wollen, es auch nicht an solchen fehlt, die hintergangen seyn wollen; weil man vielmehr sieht, daß die Welt fast nur aus solchen besteht, die vorsetzlich blind sind, die das Licht haßen und fliehen, und welche sich um nichts mehr Mühe geben, als sich zu betriegen, und sich bey dem Betruge zu erhalten. Wo ist also die Liebe zur Wahrheit, mit welcher man uns schmeichelt? Und welchen Haß gegen die Lügen kann man wohl bey den Menschen antreffen, die nur die Lügen suchen, wie die Schrift sagt? Pf. 4, 3.

Man würde indessen sagen können, diese Grundsätze hätten bey den gleichgültigen Dingen statt, in Ansehung deren die Menschen, weil sie keinen Antheil daran nehmen, wirklich nicht wollen betrogen werden, und die Wahrheit der Lügen vorziehen; welches eine gewisse natürliche Liebe zur Wahrheit zu erkennen giebt. Es ist aber etwas sehr seltenes, daß diese natürliche Neigung frey handeln könne, und daß der Verstand nicht von einer Leidenschaft eingenommen sey, welche macht, daß sie auf die eine Seite mehr, als auf die andere, hängt. Die Eigenliebe braucht fast gar nichts, um an etwas Theil zu nehmen. Sie nimmt heimlich so gar an solchen Sachen Theil, an welchen sie keinen zu haben scheint. Die geringsten Vortheile, die geringsten Verbindungen, die geringsten Absichten zu gefallen, oder zu mißfallen, sind hinlänglich, das Gleichgewicht aufzuheben, und den Verstand anzutreiben, nur auf ei-

ner Seite Gründe und Ursachen zu suchen. Wie viele haben z. E. keine andern Ursachen bey einer Meynung zu bleiben, als weil sie sich einige Mühe würden geben müssen, die entgegenstehenden Ursachen zu untersuchen? Sie fliehen die Mühe und Arbeit sich zu unterrichten, weil sie beschwerlich ist. Sie wollen urtheilen und entscheiden, weil sie gelehrt zu seyn scheinen wollen. Und damit sie diese beyden Neigungen zugleich befriedigen mögen; so setzen sie ohne weitere Untersuchung voraus, was sie ehemals gelernt hätten, sey wahr. Taedio novae curae semel placita pro aeternis servant.

Vornehmlich aber braucheu wir diese Liebe zur Wahrheit, uns zu überreden, das, was wir lieben, sey wahr. Denn wenn wir aufrichtig handeln wollen; so werden wir gestehen, daß wir die Sachen nicht deswegen lieben, weil sie wahr sind; sondern daß wir sie für wahr halteu, weil wir sie lieben. Unser Wille hängt sich an die Sachen, sie mögen wahr seyn oder nicht, und bloß deswegen, weil sie mit seinen Neigungen eine Aehnlichkeit haben. Weil er sie aber nicht würde genieſſen können, wenn er sie als falsch ansähe; so verbindet er den Begriff der Wahrheit damit, um sich desto sicherer daran zu hängen: Quicunque aliud amant, hoc, quod amant, volunt esse veritatem (1).

Man kann also sagen, wir liebten die Wahrheit überhaupt, wie wir das Gute überhaupt lieben.

Denn

(1) August. Confess. l. 10. c. 27.

Denn da wir nichts lieben können, als wenn wir es für gut halten; so können wir auch nichts lieben, als wenn wir es für wahr halten. Aber die Eigenliebe weis ihre allgemeinen Neigungen mit ihren besondern Leidenschaften sehr gut zu vereinigen. Da sie uns glauben läßt, das, was wir lieben, sey gut; so läßt sie uns auch glauben, das, was wir lieben, sey wahr; das heißt, da wir die Lügen in ihrer natürlichen Gestalt nicht lieben können, und doch viele falsche und betrügliche Gegenstände wirklich lieben; so weis sie Mittel zu finden, ihnen den Schein der Wahrheit zu geben.

Das VII. Capitel.

Das Gebot, Erkenne dich selbst, kömmt vielmehr von der Ungeduld den Menschen in Ansehung der Fehler anderer, als von einem aufrichtigen Verlangen, sich selbst zu erkennen, her.

Die so beständige und so einförmige Abneigung, die bey den Menschen gegen die Wahrheiten, welche sie sich selbst bekannt machen, angetroffen wird, und die so allgemeine Neigung, den Anblick ihrer Fehler als ihr größtes Unglück zu betrachten, geben auch Anlaß zu glauben, der gemeine Grundsatz, der sie zu sich zurückruft, und welcher ihnen sich selbst zu erkennen befiehlt, Nosce te ipsum, sey nicht

nach einer gemeinen Einsicht gemacht, die sie überredete, diese Erkenntniß sey für sie etwas gutes, und welche sie dieselbe wünschen liesse; sondern er könne gar wohl von der Bosheit des Herzens eines jeden insbesondere herrühren, der, weil er fühlt, daß ihm die Eitelkeit und Ungerechtigkeit, die er an andern wahrnimmt, beschwerlich fällt, ihnen befiehlt, für sich die Erkenntniß zu wünschen und zu suchen, die er für sich nicht sucht und wünscht.

Dieser Gedanke ist um so viel wahrscheinlicher, weil uns bey den Fehlern, die wir an andern wahrnehmen, nichts so anstößig ist, als die Blindheit, in der sie, wie wir sehen, in Ansehung ihrer selbst stecken. Was ist unerträglicher, als ein eitler Mensch, der nur von sich selbst eingenommen ist, und welcher wünscht, daß man sich nur mit ihm beschäftigt; der sich unaufhörlich bewundert, und sich einbildet, andere thäten ein gleiches, oder sie handelten sehr unrecht, wenn sie es nicht thäten? Und wer möchte nicht gern zu Leuten, die mit sich selbst so zufrieden sind, sagen, sie würden wohl thun, wenn sie sich selbst zu erkennen suchten, um sich von dem Irrthume, in welchem sie stecken, zu befreyen? Nosce te ipsum.

Es giebt in der Welt viel Leute, welche anderer ihre Fehler mit einer vortrefflichen Einsicht bemerken; die ihnen nichts zu gute halten, und welche, ob sie gleich dieselben, oder wohl gar noch größere Fehler, als iene, an sich haben, doch nicht im geringsten

sten daran denken. Die eitelsten Personen spotten über anderer ihre Eitelkeit. Die Betrogensten lachen über die, welche sie für betrogen halten. Die Ungerechtesten werfen andern ihre Ungerechtigkeit vor. Die Unleidlichsten geben Lehren der Sanftmuth. Die Eingenommensten reden mit Nachdrucke wider die vorgefaßten Meynungen. Die Hartnäckigsten sind die ersten, welche andern Hartnäckigkeit Schuld geben. Man kann sich kaum enthalten, solchen Leuten zu sagen, sie würden wohl thun, wenn sie das, was sie andern sagen, sich selbst sagten, und an den Abschilderungen, die sie von ihnen machen, sich selbst erkennten.

Wenn man auf gleiche Weise die Ehrgeizigen sieht, welche Unternehmungen auf Unternehmungen häufen; die Anschläge machen, zu welchen viele Leben nicht hinlänglich seyn würden; welche durch ihren Eigensinn die Ruhe anderer und ihre eigene stören; die niemals an den Tod denken, welcher ihnen doch alle Augenblicke bevorsteht; die sich einbilden, die übrigen Menschen wären nur um ihrentwillen da, die mit einer unersättlichen Begierde anderer ihre Güter verschlingen; wer verspürt nicht ein Verlangen bey sich, sie zu der Erkenntniß ihrer Hinfälligkeit und Sterblichkeit zurückzurufen, und sie bedenken zu lassen, daß sie Menschen sind?

Man verspürt dieselben Bewegungen bey unzähligen andern Vorfällen, als wenn man Leute sieht,

die,

die, aus Mangel der Selbsterkenntniß, Dinge unternehmen, die ihre Kräfte unendlich weit übersteigen, und welche ihnen nicht gelingen können; die alles thun wollen, weil sie sich einbilden, sie wären zu allen fähig und geschickt, und die doch durch ihre wenige Geschicklichkeit alles verderben; die sich rühmen, von niemanden einen guten Rath anzunehmen, und welche den üblen Ausgang, woran ihre Unvorsichtigkeit Schuld ist, andern zuschreiben. Mit einem Worte, da der Mangel der Erkenntniß sein selbst fast bey allen Fehlern und Lastern angetroffen wird, und ebendieses uns am meisten anstößig ist; so würde man alle Augenblicke geneigt seyn, die Leute von ihrem Irrthume zu befreyen, indem man ihnen sagte, sie sollten sich selbst erkennen, wenn diese Bewegung nicht von andern stärkern Bewegungen zurück gehalten würde.

Aus dem, was ich gesagt habe, kann man, wie es scheint, mit Recht den Schluß machen, das Gebot, erkenne dich selbst, wäre in dem Munde derer, die nur aus Eigenliebe gehandelt haben, vielmehr die Wirkung einer Bewegung der Ungeduld und des Verdrußes, die von den Fehlern, die sie an andern wahrnahmen, hervorgebracht worden, als einer deutlichen Einsicht, daß ein ieder Mensch für sich insbesondere und zu seinem eigenen Besten diese Erkenntniß nöthig habe. Wir wünschen, daß andere sich selbst erkennen möchten, damit sie auf eine in Ansehung unser weniger anstößige Art handelten;

uns selbst aber wollen wir nicht erkennen, damit wir an uns das, was uns anstößig seyn würde, nicht sehen, und nicht genöthigt seyn mögen, uns Mühe zu geben, die Fehler zu verbessern, die wir gern an uns behalten wollen. Wir wissen Mittel zu finden, uns bey unserem eigenen Betruge zu trösten, indem wir unsere Gedanken nur auf gewisse Gegenstände richten, die andern aber vor uns verbergen. Wir halten aber den Betrug bey andern für lächerlich, weil wir an ihnen sehen, was sie an sich nicht sehen wollen, und weil wir den ganzen Anblick der Urtheile, die man über sie fällt, geniessen, da sie hingegen nur einen Theil davon sehen. Indessen beneidet man doch oftmals den Zustand dieser betrogenen Personen, und wünscht an ihrer Stelle zu seyn; dieses kömmt aber daher, weil man sich einbildet, man werde, wenn man an ihrer Stelle wäre, die Fehler, die man an ihnen wahrnimmt, vermeiden, und sich alles, was ihnen mangelt, verschaffen. Ich weis aber nicht, ob man es wünschen würde, wenn man in eben der Verblendung, in welcher sie leben, leben sollte. Denn die Menschen haben noch Einsicht gnug, um die andern wegen des Besitzes eines falschen Gutes nicht für glücklich zu halten; und sie können sich dabey nicht anders für glücklich halten, als wenn sie den Gedanken, daß es ein falsches Gut ist, entfernen, und es für ein wahres halten.

Das

Das VIII. Capitel.

Wir treffen in der verderbten Natur keine Bewegungsgründe an, die dringend gnug sind, zu wünschen, uns selbst zu erkennen; aber der Glaube giebt uns sehr triftige an die Hand.

Unser Verstand ist nicht so blind, daß er, nachdem er andere aus Verdruße zur Erkenntniß ihrer selbst ermahnt hat, nicht überhaupt daraus den Schluß machen könne, es würde gut seyn, wenn ein ieder dieses Gebot, indem er es andern gäbe, auf sich selbst anwendete. Man macht sich so gar eine Ehre daraus, indem man sich stellt, als ob man sich in den Lehren, die man andern giebt, mit begriffe. Aber diese frostigen und speculativischen Anwendungen sind noch sehr weit von einem wirklichen Verlangen entfernt, Mühe anzuwenden, daß man diese Erkenntniß erlangen möge. Und überhaupt sind die menschlichen Ursachen, die uns dazu antreiben können, nicht recht hinlänglich, uns die natürliche Abneigung, die wir davor haben, überwinden zu helfen. Wer sich nur in Absicht auf das gegenwärtige Leben betrachtet, ist unglücklich, er mag sich erkennen oder nicht. Er ist es weit wirklicher, wenn er sich nicht erkennt; er empfindet aber sein Unglück mehr, wenn er sich erkennt; und das fühlbare hat gemeiniglich den Vorzug vor dem wirklichen, weil es Eindruck in die Sinne macht, da hingegen die unempfindlichen Wirklichkeiten nur in die Vernunft wirken. Nun hat aber die Vernunft, wenn sie die

Neigungen der Eigenliebe bestreitet, bey der Führung des Lebens keinen sonderlichen Nutzen. Und überhaupt macht der Tod, der aller Unvorsichtigkeit und aller Weisheit der Menschen ein Ende macht, den Vorzug der einen vor der andern so wenig beträchtlich, daß er alle Lust benimmt, begierig darnach zu streben. Deswegen spricht Salomo, um diese menschliche Gesinnung auszudrücken: **Er hat bey sich selbst gesagt: Wenn ich sterben muß, was wird es mich helfen, daß ich Fleiß auf die Weisheit gewendet habe?** Pred. Sal. 2, 15. Ein ieder Vorzug, der nur das gegenwärtige Leben angeht, ist fast der Mühe nicht werth, die man anwendet, ihn zu erlangen, weil dieses Leben nur ein Augenblick ist, der nicht verdient in Betrachtung gezogen zu werden.

Wir werden also in unserer eigenen Natur weder Neigung, die sie antreibt, sich der Erkenntniß ihrer selbst zu befleißigen, noch Bewegungsgründe, die stark gnug sind, sie dieselbe wünschen zu lassen, antreffen. Wenn wir aber das Licht des Glaubens damit verbinden; so wird uns die Nothwendigkeit dieser Pflicht so dringend vorkommen, daß man es kaum wird begreifen können, daß es Christen giebt, die gern in der Unwissenheit ihrer selbst und ihres Standes leben wollen. Denn dieser Glaube sagt uns, es sey vergeblich, daß wir die Erkenntniß unser selbst zu vermeiden suchten; dieser Anblick wäre in Ansehung unser unvermeidlich, weil Gott allen Menschen die Augen aufthun würde, sich so zu se-

hen,

hen, wie sie wirklich beschaffen wären; aber mit dem schrecklichen Unterschiede, daß die, welche sich in dieser Welt nicht hätten kennen wollen, sich wider ihren Willen in alle Ewigkeit auf eine Art sehen würden, die sie voll Wuth und Verzweifelung machen wird.; da hingegen die, welche es nicht zu vermeiden gesucht, sich in diesem Leben zu sehen, und welche sich durch das, was Gott an ihnen mißfällt, zu zernichten bemüht gewesen wären, an sich niemals etwas anders sehen würden, als was ihnen Freude verursachte; oder sie würden sich vielmehr die ganze Ewigkeit hindurch glücklich vergessen, weil sie nur noch Gott in sich, und in allen Geschöpfen sehen würden. Es kömmt also auf uns an, ob wir uns in dieser Welt kennen lernen, oder ewig unsere eigene Strafe seyn wollen, indem wir die Wirkung der schrecklichen Drohung empfinden, die Gott an alle Gottlose ergehen läßt: Arguam te,& statuam contra faciem tuam: Ich will dich strafen, und dich vor deine Augen stellen. Ps. 49, 20.

Wer kann es sich vorstellen, wie groß die Verzweiflung einer unglücklichen Seele seyn wird, welche, nachdem sie sich ihr ganzes Leben lang nicht hat sehen und kennen wollen, auf einmal auf diesen Gegenstand in alle Ewigkeit geheftet seyn wird, ohne Hoffnung sich iemals auch nur einen Augenblick davon losmachen zu können; und welche alle ihre Uebelthaten beständig vor den Augen haben wird, ohne sie zernichten, oder sie zu sehen verhindern zu können.

Das ist die unvermeidliche Strafe dieser vorsetzlichen Vergessenheit sein selbst. Man muß sich also entweder aufrichtig bemühen, sich in diesem Leben zu kennen, oder sich in ienem ewig auf diese schreckliche Art zu kennen. Ein drittes hat nicht statt. Es fällt ohne Zweifel weder der Vernunft, noch dem Glauben schwer, eine Partey zu ergreifen. Da wir aber zu dieser Vergessenheit von einer sehr starken Neigung, welche fast einen ieden mit fortreißt, angetrieben werden; so ist es gut, seinen Glauben durch alle die Betrachtungen zu stärken, und seine Vernunft zu unterstützen, welche uns die Vortheile dieser Erkenntniß bekannt machen, dergleichen diejenigen sind, die wir hier anzeigen werden.

Das IX. Capitel

Wie die Erkenntniß sein selbst alle Tugenden hervorbringt.

Da die Unwissenheit sein selbst die Quelle aller Laster ist; so kann man sagen, daß die Erkenntniß sein selbst der Grund aller Tugenden ist. Und man darf nur die Natur und Beschaffenheit einer ieden Tugend betrachten, um davon überzeugt zu werden. Wie kann man z. E. wahrhaftig demüthig seyn, ohne sich selbst zu erkennen; oder vielmehr, was ist die Demuth anders, als eine Erkenntniß seiner Sünden, seines Elendes, und seiner Nichtigkeit,

keit, welche macht, daß man in seinen eigenen Augen etwas schlechtes und geringes ist, und daß man glaubt, man verdiene eine iede Art von Erniedrigung? Diese Beschreibung giebt der h. Bernhard davon (1). Humilitas est virtus, qua homo verissima sui cognitione sibi ipsi vilescit. Und der h. Augustinus setzt diese Tugend ebenfalls in die Erkenntniß sein selbst: Tota humilitas tua, ut cognoscas te. Die Betrachtung unserer Fehler ist also der Grund von der Demuth, und sie ist auch zu gleicher Zeit das, was sie erhält. Man verliert sie gar bald, wenn man nur auf seine Tugenden sieht, sie mögen wahre, oder falsche seyn. Schrecklicher Zustand der Seele des Menschen, welche die Krankheiten selbst nöthig hat, wenn sie nicht sterben soll! Sie ist fast von allem guten leer, und sie kann das wenige, so ihr noch davon übrig geblieben ist, nicht sehen, ohne Gefahr zu laufen, es zu verlieren.

Aber die Erkenntniß unser selbst demüthigt uns nicht nur in Ansehung Gottes, sondern hält uns auch ab, uns über den Nächsten zu erheben, weil es nur die Vergessenheit unser selbst dahin bringen kann, daß wir ihn verachten. Ein Kranker spottet niemals eines andern Kranken, als wenn er seine eigene Krankheit vergißt. Und da man gegen sich selbst immer sanftmüthig ist; so begegnet man andern nur hart, wenn man sich von ihnen unterscheidet. Und das erlaubt uns die Erkenntniß unser selbst nicht zu thun,

(1) Bern. de Grad. hum. c. 1. n. 2. in Ioan. tr. 25. n. 16

weil sie uns entweder dieselben Fehler, oder die Wurzel derselben Fehler, allzeit an uns entdeckt, und uns die Last empfinden läßt, die uns dazu antreiben würde, wenn uns die Gnade Gottes nicht zurückhielte. Darum erinnert uns der Apostel, wenn er uns empfiehlt, diejenigen, welche sündigen, mit Sanftmuth zu strafen, in spiritu lenitatis, Gal. 6, 1. an der Erkenntniß unserer Schwachheit, und der Gefahr, in welcher wir sind, alle Augenblicke zu fallen, ne & tu tenteris; **Damit du nicht auch selbst versucht werdest.** Das ist die Quelle der Sanftmuth und Demuth gegen den Nächsten.

Der Mensch ist so schwach und so eitel, daß er durch die Betrachtung der Tugenden, die er zu haben glaubt, eben so wohl, als durch die Betrachtung der Fehler, die er an andern wahrnimmt, zum Stolze verleitet wird. Vermöge der einen erhebt er sich über sie; und vermöge der andern setzt er sie unter sich herunter. Aber die Erkenntniß sein selbst bewahrt ihn vor dem einen und vor dem andern; und indem sie ihm seine eigenen Fehler vor die Augen stellt, unterdrückt sie auf der einen Seite das Wohlgefallen, das er an seinen Tugenden haben konnte, und auf der andern macht sie ihn gegen die Fehler des Nächsten nachsehender. Auf diese Art erhält sie ihn wenigstens in der Gleichheit mit andern Menschen. Sie lehrt ihn sie ertragen, wie er wünscht, daß sie ihn ertragen sollen, und sie macht auch gewissermaaßen einen guten Gebrauch von der Eigenliebe.

Es

Es ist eben so leicht einzusehen, daß die Vergessenheit sein selbst die Härte hervorbringt, und daß vermöge einer entgegenstehenden Wirkung die Erkenntniß sein selbst das Mitleiden hervorbringen muß. Denn wir stellen bey dem Mitleiden, das wir mit andern haben, eine geheime Betrachtung über uns selbst an, vermöge welcher wir uns als solche ansehen, die entweder dieselben Unglücksfälle schon erlitten haben, oder sie noch erleiden können.

Non ignara mali miseris succurrere disco (1). Und das macht, daß die Leute, welche über alles erhaben zu seyn glauben, und die sich einbilden, die Unglücksfälle, die andere betreffen, konnten sie nicht auch betreffen, gemeiniglich unbarmherzig sind; weil sie über sich selbst keine solchen Betrachtungen anstellen, die das Herz erweichen, wenn man sieht, daß es andern übel geht.

Eben so verhält es sich mit den mehresten Ungerechtigkeiten, die man an andern ausübt. Sie rühren gemeiniglich nur von einer Verblendung her, welche macht, daß man glaubt, man habe niemals unrecht; und daß, weil man sich einbildet, man sey von allen Fehlern frey, man den Fehler von allem andern zuschreibt. Es trägt also nichts so viel dazu bey, daß wir mit andern gerecht und billig verfahren, als die Erkenntniß unser selbst. Dieses macht, daß wir in dem Innersten unserer Herzen die Ein-

(1) Virgil. Aen. l. 1. v. 630.

prägung des natürlichen Gesetzes wahrnehmen, welches uns verbiethet, andern zu thun, was wir nicht wollen, daß man es uns thun soll. Dieses vertreibt alle Wolken, mit welchen die Eigenliebe diese Regel bey den Vorfällen, wo sie interessirt ist, verdunkelt. Dieses hält uns so gar ab, uns auf eine bittere Art über die nachtheiligen Urtheile, die man von uns fällt, und über die Ungerechtigkeiten, die man an uns ausüben kann, zu beklagen, indem es uns überzeugt, daß wir oftmals mit andern eben so, ohne Acht darauf zu haben, umgehen. Endlich thut es dem Uebermuthe und dem Stolze der Menschen Einhalt, indem es ihnen ein lebendiges Bild ihres Elendes vor die Augen stellt, und es zernichtet also die gewöhnlichste Ursache der Ungerechtigkeiten, die sie an andern ausüben.

Die Betrachtung unserer Fehler thut nicht nur unserem Stolze Einhalt, sonder auch allen Folgen des Stolzes, und allen Leidenschaften, in welche er sich mischt. Und da es wenige giebt, von welchen er nicht die Quelle wäre; so giebt es auch wenige, wider welche diese Betrachtung nicht das Hülfsmittel wäre. Ein Mensch der sich recht kennt, ist nicht leicht eifersüchtig; denn er ist überzeugt, daß er nichts verdient, und er glaubt also nicht, daß die Ehre, die man andern erweist, ihm gebühre.

Er ist weder unverträglich, noch rachgierig; weil die wenige Hochachtung, die er gegen sich selbst hat,

ihn

ihn die Beleidigungen, die man ihm zufügt, für etwas geringes halten läßt.

Er kann niemanden hassen; weil er sich selbst nicht hassen kann, und an andern nichts wahrnimmt, das er nicht auch in einem gewissen Grade an sich wahrnähme.

Er ist nicht gar zu ehrgeizig, und kann keine Entwürfe machen, sich in der Welt zu erheben; weil diese Entwürfe nur daher kommen, weil man den Rang, nach welchem man trachtet, zu verdienen glaubt, und sich einbildet, man besitze mehr Geschicklichkeit, und gäbe sich auch mehr Mühe, als andere, dazu zu gelangen. Nun schmeichelt sich aber ein Mensch, der sich recht kennt, mit diesen Gedanken nicht.

Ueber dieses stellt er sich diese Erhebung auch eben nicht als ein sehr großes Gut vor. Er sieht ein, daß ihn seine Leidenschaften sehr unglücklich machen können, er lebe, in welchem Stande er wolle; daß seine Begierde sich noch weiter ausbreiten würde, wenn sie mehr Mittel sich zu befriedigen hätte; und da er nicht weis, ob es ein Glück oder ein Unglück für ihm seyn würde, so entschließt er sich gar leicht, da, wo er ist, zu bleiben.

Die Armuth, die Jesus Christus zur ersten Seligkeit gemacht hat, **Matth. 5, 3.** und welche in der Schrift an so vielen Orten gelobt wird, ist gleichfalls nichts anders, als eine demüthige Erkenntniß sein

selbst. Denn wenn man auf diese Art arm seyn will; so muß man einsehen, daß man es ist, und mit dem Propheten sagen können: Ego vir videns paupertatem meam: Ich bin ein Mann, der sein Elend einsieht. Klagl. Jer. 3, 1. Das heißt, wir sollen an uns entweder die Beraubung der Güter, die wir nicht haben, erkennen und wahrnehmen, oder die Beraubung alles Rechts zu den Gütern, die wir der Freygebigkeit Gottes zu danken haben, welches eine vollkommene Erkenntniß unser selbst in sich faßt.

Es ist leicht einzusehen, wie diese Erkenntniß etwas beträgt, uns in Ansehung der Uebel, die nur in der Einbildung bestehen, geduldiger zu machen, dergleichen die nicht gar zu günstigen Urtheile, die man von uns fällt, die Verleumdungen und die üblen Nachreden sind. Denn es ist klar, daß sie die Empfindung derselben dadurch vermindern muß, daß sie uns unser wirkliches Elend vor die Augen stellt, welches noch weit größer ist, als alles, was die Menschen davon sagen können. Man sieht aber nicht so gleich, wozu die Erkenntniß seines Elendes und seiner Fehler dienen könne, um bey den äusserlichen Uebeln, bey dem Verluste, bey den Unglücksfällen, bey den Krankheiten, bey den Schmerzen, geduldiger zu seyn. Man würde so gar glauben können, es würde dieses eine neue Last seyn, welche nur geschickt wäre, die Seele durch die Traurigkeit und die Verzweiflung zu Boden zu drücken. Es ist dieses indessen nicht. Und wenn diese Betrachtung unserer Feh-

ler eine Last ist; so ist sie eine solche, welche die Last aller übrigen Widerwärtigkeiten erleichtert; weil sie uns zu erkennen giebt, daß sie gerecht sind, daß sie mit unsern innern Uebeln ein Verhältniß haben, und daß sie ihnen statt eines Hülfsmittels dienen können. Sie überzeugt uns, daß das Glück für uns eben so gefährlich würde gewesen seyn, als das Unglück. Und indem sie uns Gelegenheit giebt, über alles, was uns in unserem Leben begegnet ist, es sey gutes oder böses, Betrachtungen anzustellen; so läßt sie uns zugleich einsehen, daß wir das gute noch mehr gemißbraucht haben, als das böse, und also deswegen in den Augen Gottes noch größere Schuldner sind.

Die Klugheit hängt dergestalt von der Erkenntniß sein selbst ab, daß man nur Fehler der Unvorsichtigkeit begeht, weil man sich nicht gnug kennt. Denn die mehresten schlecht angefangenen Unternehmungen und verwegene Anschläge kommen von der Vermeßenheit derer, die sie machen, her, und diese Vermessenheit rührt von der Blindheit her, in welcher sie sich in Ansehung ihrer selbst befinden. Nichts ist gewöhnlicher, als diese Unvorsichtigkeiten bey den besondern Handlungen, und gemeiniglich rühren sie insgesammt von der vornehmsten Handlung des Lebens her, welche die Erwählung des Standes und Amtes ist, worinnen es ein ieder zubringen soll. Denn darinnen läßt uns die Unwissenheit unser selbst die größten Fehler begehen.

Die Natur hat sich gegen niemanden so mißgünstig erwiesen, daß er in der Welt nicht eine Stelle finden könnte, die den Kräften seiner Seele und seines Leibes angemessen wäre; aber die wenige Kenntniß, die man von sich selbst hat, ist Ursache, daß die mehresten Menschen eine üble Wahl treffen. Man betrachte nur einmal diejenigen, welche die weltlichen Aemter und Bedienungen bekleiden, und die Stellen, die sie einnehmen; so wird man wahrnehmen, daß sich fast niemand an seinem rechten Orte befindet. Wie viel giebt es nicht Leute, welche, ob sie gleich nur Hände, und keinen Kopf haben, dennoch Aemter und Bedienungen erwählen, die einen Kopf, und keine Hände nöthig haben? Wie viel giebt es deren, welche, ob sie gleich nur zum gehorchen, und nicht zum befehlen gebohren sind, dennoch Stellen bekleiden, wo es nöthig ist zu befehlen, und nicht zu gehorchen? Wie viele begeben sich in Aemter, die ihre Einsichten, ihre Kräfte und ihre Tugend übersteigen? Und wie wenige legen sie deswegen nieder, weil sie einsehen, daß sie nicht fähig und geschickt dazu sind? Ein jeder glaubt, er sey zu allem geschickt, und setzt seinen Ansprüchen nur deswegen Gränzen, weil er sich nicht höher schwingen kann. Das ist die gemeinste Quelle der Unordnungen der Welt, und der Uebel der Kirche und der Länder, und so gar eines ieden insbesondere. Denn es ist unmöglich, daß ein Mensch, der sich am unrechten Orte befindet, und die Eigenschaften nicht hat, welche zur Verwaltung eines Amtes, in das er sich begeben hat, erfor-

dert

dert werden, in demselben nicht unzählige Fehler begeht; und diese Fehler, welche Folgen seiner Verwegenheit und Vermessenheit sind, machen ihn gemeiniglich in dieser Welt lächerlich, und in iener auf immer unglücklich.

Man kann also mit Wahrheit sagen, daß die Erkenntniß sein selbst den Mangel aller Talente ersetzen kann, und daß hingegen der bloße Mangel dieser Erkenntniß alle Talente demienigen, der sie besitzt, unnütz, gefährlich und schädlich macht. Es ist kein großes Unglück, kein Gedächtniß, keine Einsicht, keine Aufführung, keine Gelehrsamkeit, keine Aemsigkeit und keine Geschicklichkeit zu haben, wenn man es nur einsieht; wenn man nur das, was man nicht selbst hat, von einem andern entlehnt, und nichts unternimmt, wozu Eigenschaften und Geschicklichkeiten gehören, die man von Gott nicht bekommen hat. Ein Mensch, dem alles dieses mangelte, würde, wenn er sich nur mit dem, was sich für ihm schickt, beschäftigte, dennoch schätzbar seyn; denn er würde können heilig werden, und er würde Gott oftmals angenehmer seyn, als die, welche alle Eigenschaften, die er nicht hätte, besässen. Er würde ihrer so gar nur auf eine kurze Zeit, das heißt, für das gegenwärtige Leben, beraubt seyn, und er wurde eben so viel Recht, als ein ieder anderer, zu hoffen haben, in ienem Leben nicht leer auszugehen. Man setze aber bey einem Menschen so viel Talente und so viel Einsichten voraus, als man will; so werden ihm

doch

doch, wenn er sich dabey nicht in seinen Fehlern und Schwachheiten erkennt, alle seine Eigenschaften, nur eine Gelegenheit zum Falle und Untergange, oftmals so gar schon in dieser Welt, seyn. Er kann seine Unternehmungen nicht nach seinen Kräften abmessen; er wird sich in unbesonnene Verbindungen einlassen; und die Vermessenheit, die von keinen Gränzen weis, wenn sie nicht von dem Zaume der Erkenntniß sein selbst zurückgehalten wird, wird ihn zu gefährlichen Ausschweifungen verleiten.

Das X. Capitel.

Allgemeine Ursachen, welche es bey uns dahin bringen sollen, daß wir ein Verlangen nach der Erkenntniß unser selbst haben. Der Tod der Sünde ist allzeit mit der Unwissenheit unsers Standes vergesellschaftet. Kunstgriff der Menschen, es vor sich zu verhölen, indem sie die Regeln der Sittenlehre verfälschen.

Zu diesen besondern Ursachen, welche uns bewegen sollen, zu wünschen, uns selbst zu erkennen, kann man noch diese allgemeine Ursache setzen, welche einen noch grösern Eindruck in unsern Verstand machen, und ihm einen noch grösern Abscheu vor dieser Verblendung erregen soll: Gleichwie die gemeine Strafe der Verdammten in jenem Leben darinnen bestehen wird, daß sie sich selbst sehen; also

besteht

besteht der allgemeine Charakter der verworfenen in diesem Leben darinnen, daß sie sich nicht sehen; daß es also gleich wahr und gewiß ist, daß man nur in die Hölle, indem man sich nicht kennt, eingeht.

Der Tod der Sünde, welcher die Ursache des ewigen Todes ist, ist allzeit mit einem unseligen Schlafe vergesellschaftet, welcher uns der Erkenntniß unsers Zustandes beraubt. Und darum bath der Prophet Gott inständig, er soll seine Augen erleuchten, damit er nicht im Tode entschliefe; Ps. 12, 4. weil er wohl wußte, daß dieser Tod von diesem Schlafe unzertrennlich war, und daß er, wenn er nicht schliefe, nicht sterben würde: Illumina oculos meos, ne unquam obdormiam in morte. Der Zustand, in welchen die Sünde den Menschen versetzt, ist so schrecklich, daß er ihn nicht würde ertragen können, wenn er ihn sähe; und so wissen die Menschen, die das Vergnügen in demselben führt, ihn durch tausenderley Kunstgriffe vor sich zu verbergen, welche sie zu finden unglücklicher Weise sinnreich gnug sind.

Einen der strafbarsten, und doch dabey gemeinesten, ist derjenige, vermöge dessen die Menschen in sich selbst das Licht auslöschen, das ihr unordentliches Leben verdammt, indem sie es durch falsche Regeln, die es billigen, in ihren Augen rechtfertigen. Das ist die Quelle von so vielen Irrthümern in der Sittenlehre, und von so vielen falschen Grundsätzen, die man zu allen Zeiten, und vornehmlich in

diesen letzten, in der Kirche einzuführen gesucht hat. Denn da die Menschen ihre Handlungen nicht so haben einrichten wollen, daß sie mit den göttlichen Gesetzen übereinstimmten; so haben sie die göttlichen Gesetze so einzurichten gesucht, daß sie mit ihren Handlungen übereinstimmten. An statt ihre verderbten Neigungen nach der Richtschnur dieser göttlichen Regel zu verbessern, haben sie die Regel selbst zu beugen gesucht, damit sie mit ihren Neigungen übereinstimmen möge. Sie wollen sich nicht nur nach ihrem Interesse und nach ihren Leidenschaften richten; sondern sie wollen auch Beyfall haben, indem sie ihrem Interesse und ihren Leidenschaften folgen; und sie können es nicht leiden, daß ihnen ihr Gewissen vorwirft, sie handelten unrecht. Da sie nun bey den ganz reinen Regeln und Grundsätzen, die uns Gott, unser Leben darnach einzurichten, gegeben hat, ihre Rechnung nicht finden würden, wenn sie sie in ihrer Reinigkeit liessen; so haben sie sie zu verfälschen gesucht, damit sie den Beyfall, den sie suchen, dabey finden, und dadurch ihr Gewissen, das sie beunruhigt, beruhigen mögten. So verschaffen sie sich mit Hülfe des falschen Lichts, daß sie gern für ein wahres annehmen, den unglücklichen Frieden und die unglückliche Ruhe, welche eigentlich der Schlaf ist, in Ansehung dessen der Prophet Gott bath, daß er ihn durch die Strahlen des wahren Lichts davor bewahren wolle.

Können sie das Licht, das sie verdammt, nicht ganz vor sich verbergen; so nehmen sie ihre Zuflucht

zu andern Mitteln, seine Wirkung zu schwächen, und den Eindruck zu hindern, den es in sie würde machen können. Bisweilen laßen sie auch das Gesetz, wie es ist, und denken nur nicht daran, indem sie ihre Handlungen niemals damit vergleichen, und diese nur von andern Seiten betrachten, die ihnen das, was sie fehlerhaftes an sich haben, nicht vorstellen. Wenn sie den Anblick, daß sie den göttlichen Gesetzen gerade zu wider sind, nicht ganz vermeiden können; so schwächen und vermindern sie die Vorstellung desselben, indem sie sich zu sehr vielen Leuten gesellen, welche diese Gesetze eben so wohl, als sie, verdammen, gleich als ob sie dieser Haufe Strafbarer wider Gott vertheidigen könnte. Wenn sie endlich die göttlichen Gesetze nicht vor sich verbergen; so verbergen sie sich selbst vor sich. Sie schrieben sich Bewegungsgründe und Absichten zu, die sie nicht haben; und wollen dagegen die, welche sie haben, nicht sehen. Indem sie also ein falsches Urtheil von ihren Handlungen fällen, so rechtfertigen sie sich, vermittelst dieses vorsetzlichen Betrugs, ihr ganzes Leben lang vor sich selbst. Das ist der Schluß, vor welchem man bewahrt zu werden bitten muß, und wider welchen sich ein ieder rechtschaffner Mensch sein ganzes Leben lang zu streiten entschliessen soll, indem er sich selbst zu erkennen suchen soll, und indem er alle Mittel ergreift, die ihm dazu behülflich seyn können, und welche wir in dem zweyten Theile dieser Abhandlung anzeigen und betrachten wollen.

Von der Erkenntniß sein selbst.

Zweyter Theil.

Welcher die Mittel sie zu erlangen in sich hält.

Das I. Capitel.

Die Neigung, welche die Sünde giebt, sich nicht zu erkennen, wird durch das Verlangen, welches uns die Gnade giebt, uns zu erkennen, nicht ganz zernichtet. Wie uns der Haß, den wir gegen die Wahrheit hegen, demüthigen soll.

Im ersten Theile dieser Abhandlung hat man nur das Verlangen sich selbst zu erkennen einzuflößen gesucht. In diesem setzt man voraus, daß dieses Verlangen ganz da, und mit einem aufrichtigen Entschluße verbunden ist, alle Mühe anzuwenden, diese Erkenntniß zu erlangen. Es kömmt also nur noch darauf an, diejenigen, die recht dazu bereit sind, auf den Weg, der dazu führt, zu bringen, und ihnen die Mittel zu zeigen, welche am dienstlichsten sind, dazu zu gelangen. Und man kann ihnen so gleich sagen, daß dieses Verlangen eins der vornehmsten ist, und daß es so gar hinlänglich seyn würde, diese Wirkung hervorzubringen, wenn es vollkommen wäre. Denn unter der Erkenntniß sein selbst und der Kennt-

niß

niß der Dinge, die auſſer uns ſind, iſt dieſer Unterſchied, daß man dieſe Dinge nicht wiſſen kann, ſo ein groſſes Verlangen ſie zu kennen man auch immer hat. Daß man aber ſich nicht kennt, kömmt daher, weil man es nicht vollkommen wünſcht und verlangt, und in ſeinem Herzen eine geheime Abneigung gegen die Wahrheit nährt. Dieſes widerſetzt ſich in uns dem Lichte Gottes, und macht, daß es in unſere Seelen nicht eindringen kann. Sonſt würde es uns in alle Winkel unſers Herzens deutlich hinein ſehen laſſen; es würde uns von allen unſern Fällen benachrichtigen; und wir würden, um uns vollkommen zu erkennen, weiter nichts nöthig haben, als uns ſeinen Strahlen darzuſtellen.

Man hat ſchon gezeigt, daß dieſe unglückliche Neigung dem Menſchen ſeit der Sünde natürlich geworden war; und man muß hier hinzuſetzen, daß ſie die Gnade niemals ganz zernichtet; und daß, was für ein Verlangen ſie uns auch immer einflößt, uns nicht ſelbſt zu verblenden, dennoch allzeit, ſo zu ſagen, im Grunde des alten Menſchen ein Hang zu dieſer vorſetzlichen Verblendung übrig bleibt, welcher durch dieſe Worte Jeſu Chriſti angezeigt iſt: **Ein ieder Menſch, der böſes thut, haßt das Licht, und kömmt nicht an das Licht, damit ſeine Werke nicht geſtraft werden**: Omnis, qui male agit, odit lucem, & **non** venit ad lucem, ut non arguantur opera eius. Joh. 3, 20. Denn, gleichwie niemand gefunden wird, der nicht eine Neigung

zum Bösen hätte; also ist auch niemand, der nicht eine Abneigung gegen das Licht hätte, welches ihm das Böse, das er liebt, bekannt macht.

Gleichwie aber auch die Neigung zum Bösen, welche die Sünde unsern Seelen eingeflößt hat, nicht hindert, daß ihnen Gott auch durch seine Gnade eine entgegenstehende Neigung einflößte, die uns zum Guten und zur Gerechtigkeit antreibt; also hindert auch die natürliche Abneigung, die wir gegen die Wahrheit haben, nicht, daß uns der Geist Gottes nicht auch eine entgegenstehende Neigung einflößt, welche macht, daß wir die Wahrheit lieben und suchen. Wir sollen nur einsehen, daß unser Herz getheilt ist; daß wir die Wahrheit nicht ganz lieben; daß in uns zwo einander entgegenstehende Triebe und Neigungen sind; so daß, wenn wir Ursache haben, Gott dafür zu danken, daß er uns eine Liebe zu seiner Wahrheit eingeflößt hat, wir auch Ursache haben, uns zu demüthigen, wenn wir uns, nach dieser andern Neigung, als Feinde ebendieser Wahrheit betrachten.

Nichts läßt die Größe der Unordnung des Menschen besser einsehen, als die Betrachtung der unglücklichen Neigung, die wir in uns wahrnehmen. Denn da Gott die Wahrheit, das Licht und die Gerechtigkeit ist; so heißt, das Licht, die Wahrheit und die Gerechtigkeit hassen, Gott selbst hassen. Indessen haßt sie der Mensch. Er wünscht, daß

die,

diese Wahrheit nicht wäre, daß dieses Licht ausgelöscht, diese Gerechtigkeit abgeschafft, das heißt, er wünscht, daß Gott nicht wäre. Er wünscht seine Vernichtung, und da er ihn nicht in sich vernichten kann; so vernichtet er ihn, so viel ihm möglich ist, für sich, indem er die Augen vor seiner Wahrheit verschließt.

Ihr elenden Menschen, spricht der h. Augustinus, ihr wollet böse seyn; und da ihr sehet, daß euch die Wahrheit verdammt, so wünschet ihr, daß sie nicht wäre, was sie ist, da ihr doch vielmehr nicht länger solltet seyn wollen, was ihr seyd, und es so einrichten, daß sie bleiben könne, ohne euch zu verdammen. O miseros homines, qui cum esse volunt mali, nolunt esse veritatem, qua damnantur mali! Nolunt enim eam esse, quod est, cum se ipsos debeant nolle esse, quod sunt; ut ipsa iudicante damnentur (1).

Das II. Capitel.

Wenn man die Liebe, die wir zur Wahrheit haben, mit den übrigen Leidenschaften vergleicht; so kann man sehen und urtheilen, wie schwach sie noch ist.

Das ist der Zustand, in welchem wir nicht nur sind gebohren worden, sondern worinnen wir

(1) August. in Ioan. tract. 90. n. 3.

uns auch zum Theil befinden, und woraus wir uns zu kommen bemühen sollen, indem wir, so viel uns möglich ist, die natürliche Abneigung, die wir gegen die Wahrheit haben, vermindern, und die Liebe, die Gott zu ihr in uns gelegt hat, zu vermehren suchen. Und, um uns hierzu noch mehr zu ermuntern, ist es gut, wenn wir uns selbst von der Schwachheit dieser Liebe überzeugen. Wir können dieses gar leicht thun, wenn wir bedenken, wie gar sehr eine vollkommene und aufrichtige Liebe zu etwas, als z. E. die Liebe eines Geizigen zum Gelde, von der Liebe, die wir zur Wahrheit haben, oder uns zu haben schmeicheln, unterschieden ist.

Das Herz eines Geizigen z. E. verspürt eine beständige Neigung zum Gewinne bey sich. Die Mittel, die man ihm dazu an die Hand giebt, dringen allzeit ohne Widerstand in dasselbe ein; sie werden darinnen immer mit einem wahren Vergnügen, ohne Widerstand und ohne Theilung, angenommen; man braucht keine Behutsamkeit anzufangen, und auch nicht auf Mittel zu denken, sie annehmlich zu machen. Es steht einem ieden frey sie vorzuschlagen, er sey Freund oder Feind, Bekannter oder Unbekannter, von geringerem, gleichen oder höhern Stande. Und an statt sich wider diejenigen, die ihm zeigen, wie er sein Vermögen vermehren kann, zu entrüsten, würde es vielmehr ein sicheres Mittel seyn, ihn zu besänftigen, wenn er wider sie aufgebracht wäre. Er denkt nicht lange nach, warum er diese Nachrichten

ver-

verwerfen will; er nimmt daher niemals Gelegenheit, die Fehler derer, die sie ihm geben, zu untersuchen. Er stellt keine weitläuftigen Untersuchungen über das Betragen, die Mine und die Absichten an. Er will nur allein hinter die Wahrheit dessen, was man ihm sagt, kommen; und da er es aufrichtig untersucht, so fürchtet er sich dabey weiter vor nichts, als sich zu betriegen.

So sollten wir die Wahrheit lieben, und dieses Muster schlägt uns der Weise dabey vor, indem er uns befiehlt, sie als Geld zu suchen. Sprichw. 2, 4. Und wir können daraus sehen, daß wir sie so wenig lieben, und auf eine so unvollkommene Art suchen, daß man von uns gerade das Gegentheil von dem, was wir von diesem Geizigen gesagt haben, sagen kann.

Denn unser Herz steht auf der Seite, wo sich die Wahrheit zeigt, fast niemals offen. Sie findet daselbst allzeit Widerstand, und dringt niemals, ohne Gewalt zu gebrauchen, ein. Und wenn man sie bisweilen den Scheine nach mit Vergnügen aufnimmt; so geschieht es doch allzeit mit einem gewißen innern Verdruße, mit welcher äusserlichen Freude man ihn auch immer zuverbergen sucht. Niemand ist fähig und geschickt, sie uns bekannt zu machen, und die Eigenliebe unterläßt fast niemals, uns wider alle dieienigen, die es sich unterfangen, Vorwürfe an die Hand zu geben. Die Redekunst besitzt weder Ge-

schicklichkeit noch Feinheit gnug, sie uns, ohne uns zu beleidigen, beyzubringen. Wir finden in den Sachen immer etwas übertriebenes, und so wohl in der Mine, als in dem Betragen und in der Zeit Fehler. Und an statt unsern Verstand aufrichtig auf die Untersuchung deßen, was man uns vorträgt, anzuwenden, wenden wir ihn nur auf eine unnütze und boshafte Untersuchung der Fehler derer, die uns diesen Unterricht geben, an. Das ist die Abbildung der Denkungsart und des Verhaltens der mehresten Menschen. Ihre Züge sind bey den einen deutlicher, als bey den andern wahrzunehmen; es werden aber wenige gefunden, an welchen man nicht einige davon gewahr würde.

Wir wollen uns also wenigstens nicht mit einer Tugend, die wir nicht haben, schmeicheln, und uns hüten, zu sagen, wie solches so viel Leute thun, daß wir nichts mehr wünschten, als uns selbst zu erkennen, und man könne uns kein größeres Vergnügen machen, als wenn man uns dazu behülflich wäre. Wir wollen vielmehr einsehen, daß dieses heissen würde, uns ein Lob beylegen, das den Menschen übersteigt. Es sey also das erste, das wir, um aus diesem Zustande heraus zukommen, thun, dieses, daß wir die Widersetzlichkeit, die wir gegen die Erkenntniß unser selbst bey uns wahrnehmen, aufrichtig bekennen, und sie vor Gott als einen unserer größten Fehler beseufzen.

Das III. Capitel.

Ob uns gleich nur das göttliche Licht zur Erkenntniß unser selbst bringen kann; so schließt doch dieses die Bemühung, diese Erkenntniß zu erlangen, nicht aus. Es giebt eine doppelte Erkenntniß des Menschen, eine allgemeine, und eine besondere. Gemeine Fehler sind uns auch eigen. Beschreibung des Zustandes des Menschen nach der Sünde.

Das zweyte, das wir thun sollen, und welches eben so nöthig ist, besteht darinnen, daß wir einsehen, daß wir bey dieser Untersuchung, ohne den Beystand des göttlichen Lichts, unsern Zweck unmöglich erreichen können. Denn nur dieses Licht kann die Wolken, mit welchen unser Herz bedeckt ist, zerstreuen, und wir können nur vermittelst desselben von dem, was wir darinnen wahrnehmen, richtig urtheilen; weil unsere Bewegungen entweder gut oder böse sind, nach dem sie nämlich mit der Wahrheit, welche ihre Regel und Richtschnur ist, übereinstimmen oder nicht. Mit einem Worte, nur Gott kann uns zu einer Erkenntniß unser selbst bringen, die das rechte Verhältniß hat, das unsere Schwachheit bedarf. Denn dieienige, die wir durch bloß menschliche Bemühungen erlangen können, ist bisweilen eben so gefährlich, als die Unwissenheit unsers Zustandes selbst, weil sie die Seele zur Muthlosigkeit und zu einer Art von Verzweifelung verleiten kann; da sie hingegen die-

ienige, die ihr Gott giebt, zu eben der Zeit, da sie sie demüthigt, unterstützt, und sie niemals durch die Betrachtung ihres Elendes niederschlägt, daß sie sie nicht auch durch Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes wieder aufrichtet.

Aber die feste Ueberzeugung, daß man diese so nöthige Erkenntniß nur von der bloßen Gnade Gottes erlangen soll, schließt das Nachdenken keineswegs aus, welches man, um sie zu erlangen, anstellen muß. Denn die Gnade verbirgt sich oftmals unter dieses Nachdenken, und bedient sich desselben, ihr Licht in unsern Verstand eindringen zu lassen. Man muß es also in Ansehung dieses so wichtigen Puncts des christlichen Lebens, wie in Ansehung aller übrigen, machen. Das heißt, man muß Gott um die Erkenntniß sein selbst bitten, als ob sie nur von ihm allein abhienge; man muß sie aber auch zu erlangen suchen, als ob sie nur von unserer Bemühung abhienge. Und zu dem Ende wollen wir hier einige Mittel anzeigen, welche dabey sehr gut und nützlich seyn können.

Es giebt eine doppelte Erkenntniß des Menschen, eine allgemeine und eine besondere. Die erste macht bekannt, was allen Menschen im Stande der Sünde, worinnen sie sind gebohren worden, zukömmt; und die andere macht uns bekannt, was wir zu diesem allgemeinen Verderben hinzugethan haben. Denn ob es gleich, in Ansehung seines Ursprungs,

bey allen dasselbe ist; so nimmt es doch sehr viel verschiedene Gestalten an, nachdem sich die Seele ihm mehr oder weniger überläßt, und die Begierde, nachdem sie durch die Gelegenheiten und Gegenstände bestimmt und erweckt worden, sich auf die eine Seite mehr, als auf die andere, neigt; daß also durch die verschiedene Vermischung der besondern Unordnungen eben so viel verschiedene Krankheiten und Zustände entstehen, als es verschiedene Seelen giebt.

Zu dieser besondern Erkenntniß unsers Zustandes sollen wir ohne Zweifel zu gelangen suchen. Denn es würde uns wenig helfen, das allgemeine Bild des menschlichen Verderbens zu betrachten, wenn wir uns desselben nicht bedienten, das unserige zu entwerfen, weil es darauf ankömmt, uns insbesondere, und nicht die Menschen überhaupt, gesund zu machen. Es ist aber die Erkenntniß des allgemeinen Zustandes der Menschen sehr nützlich, und sie begreift so gar den größten Theil der besondern Erkenntniß, die wir suchen, in sich. Denn obgleich diese Fehler und Gebrechen allgemeine Fehler und Gebrechen sind; so sind sie doch auch die Fehler und Gebrechen eines ieden von uns. Sie befinden sich nicht in der Luft, auch nicht in einem von uns abgesonderten Wesen; sondern sie sind in uns, und machen einen ieden von uns eben so elend, als ob sie kein anderer an sich hätte.

Wir wollen also einen Theil von dem, was wir sind, in der allgemeinen Erkenntniß des verderbten

Menschen suchen. Und damit wir es uns in einem gewissen Bilde vorstellen können; so wollen wir uns desienigen bedienen, welches die Schrift braucht, um das Verderben des israelitischen Volks abzuschildern, indem sie sagt, es wäre von dem Kopfe an bis auf die Füsse kein gesunder Theil an ihm: A planta pedis usque ad verticem non est in eo sanitas. Jes. 1, 6. Man stelle sich also eine allgemeine Wunde, oder vielmehr einen ganzen Haufen von Wunden, von Pestbeulen und bösen Geschwüren vor, mit welchen der Leib eines Menschen ganz bedeckt ist; und daß sich unter diesen Wunden welche befinden, die giftiger und entzündeter, und wiederum andere, die gleichsam gelinderter und ohne Hitze zu seyn scheinen; welche aber doch dieses mit den andern gemein haben, daß sie insgesammt tödtlich werden können, weil selbst dieienigen, die zu heilen scheinen, durch verschiedene innere und äussere Ursachen, welche diese Wirkung hervorbringen können, sich vom neuen entzünden und bösartig werden können, ohne daß es ein solcher Mensch durch irgend ein Mittel verhindern kann. Das ist das Bild des Zustandes, in welchem wir sind gebohren worden, und worinnen wir uns von Natur befinden. Die Liebe zu uns selbst, die der Mittelpunct und die Quelle aller unserer Krankheiten ist, giebt uns eine heftige Neigung zu den Ergötzlichkeiten, zu der Erhebung, und zu allem, was unsere Neugierigkeit nährt, um dadurch den schrecklichen leeren Raum auszufüllen, den der Verlust unsers wahren Glücks in unserer Seele ver-

ursacht

ursacht hat. Und diese Neigung macht uns fertig und bereit, uns diese drey Gegenstände unserer Lüste und Begierden durch alle nur mögliche Mittel zu verschaffen, sie mögen so unrecht und strafbar seyn, als sie nur immer wollen.

Da sich aber diese Gegenstände auf tausenderley Art verändern, und mehr oder weniger in unsere Einbildungskraft und Sinne wirken; so sind die Bewegungen, vermöge welcher sich unsere Seele zu ihnen neigt, auch sehr verschieden. Und daher kömmt die Verschiedenheit unserer Leidenschaften, deren verschiedene Vereinigung und Grade die Verschiedenheit der besondern Gemüthsarten und Beschaffenheiten der Menschen ausmachen. Die einen sind nach der Beschaffenheit ihrer Gegenstände strafbarer, und die andern unschuldiger. Die einen sind in Ansehung der Art und Weise, wie sie sich zu ihnen neigen, stärker, und die andern schwächer Es giebt so gar welche, die ganz erloschen zu seyn scheinen, weil das Herz von einer entgegenstehenden Leidenschaft beherrscht wird. Und das sind die Wunden, die nicht mehr brennen, und fast geheilt sind, von welcher wir vorhin redeten. Man darf ihnen aber nicht ganz trauen. Denn sie schließen sich niemals so gut, daß sie nicht wieder vom neuen aufbrechen und bösartig werden könnten. So abgeneigt wir auch immer gegen gewiße Laster sind, so bleibt doch noch immer Neigung gnug gegen sie in uns zurück, um darein fallen zu können, wenn es Gott zuließe, daß die Ge-

dan-

danken, die uns davon abhalten können, aus unserem Verstande verschwänden; daß die Gegenstände, die uns dazu antreiben können, stark in uns wirkten; und endlich, daß eine Menge äusserlicher Umstände zusammen kämen, und sie auf diese Seite lenken könnten. Dieses hat den h. Augustinus veranlaßt, diese schöne Regel zu geben (1): Unter allen Sünden, welche die Menschen begehen, ist keine zu finden, die ein anderer Mensch nicht auch begehen könnte, wenn er nicht von dem, der den Menschen gemacht hat, davor bewahrt würde: Nullum est peccatum, quod facit homo, quod non possit facere & alter homo, si desit rector, a quo factus est homo.

Wir wollen uns also niemals mit einer gänzlichen Befreyung von irgend einem Laster, noch mit einer vollkommenen Tödtung irgend einer Leidenschaft schmeicheln, sondern die unglückliche Fähigkeit zu allen Uebelthaten und Ausschweifungen der Menschen in uns erkennen, und wahrnehmen. Diese Betrachtung müsse uns niemals erlauben, uns über iemanden, er sey wer er wolle, zu erheben. Sie müße uns durch alle Unordnungen und Fehler, die wir an andern wahrnehmen, erniedrigen und demüthigen, weil sie gewißermaaßen unsere eigenen sind, indem wir einen Hang dazu haben, und uns nicht davor bewahren können, wenn uns Gott nicht davor bewahret. Es wird also die Geschichte der Menschen,

die

(1) Serm. 99. n. 6.

die sonst fast nichts, als die Geschichte ihrer Leidenschaften, ihrer Schwachheiten und ihrer Fehltritte, in sich hält, gewißermaaßen unsere eigene Geschichte. Und an statt, daß sie für die mehresten Menschen nur ein ziemlich eitles Vergnügen ist, so wird sie für uns, wenn wir sie auf diese Art betrachten, ein ganz gründlicher Unterricht, der uns unsere Fehler beständig vor die Augen stellen, und uns einsehen laßen wird, was wir entweder wirklich sind, oder was wir werden können, wenn uns Gott uns selbst überläßt.

Vermittelst dieser Betrachtungen, die wir beständig über alles, was man von den Unordnungen und Ausschweifungen der Menschen sieht und hört, anstellen sollen, müssen wir uns von dem Verderben unserer Natur einen deutlichern Begriff zu machen suchen. Denn es ist nicht gnug, daß man nur einen dunkeln und allgemeinen Begriff davon hat, wie derjenige ist, den wir ietzt davon gegeben haben; sondern man muß die verschiedenen Theile und Wirkungen, die davon abhängen, besonders betrachten, und sich Mühe geben, die Ungerechtigkeit, die Eitelkeit und die Schwachheit des Menschen, wie auch das Wachsthum und die Wirkungen seiner Leidenschaften recht gründlich einzusehen, indem man sich immer mit diesen allgemeinen Kenntnissen beschäftigt; und indem man es nicht dabey bewenden läßt, daß man nur einsieht, daß wir die Wurzel und die Quelle dieser Fehler in uns haben, sondern auch dasjenige immer mehr und mehr zu entdecken sucht, was

diese Wurzeln in uns hervorgebracht haben, und wie lebendig sie in uns sind.

Das IV. Capitel.

Wenn man sich will kennen lernen; so muß man sich die Regeln der Sittenlehre bekannt machen, so wohl dieienigen, die nicht bestritten werden, als auch die, welche man bestreitet. Wie die Eigenliebe die einen und die andern vereitelt.

Da aber die Unordnung und die Ungerechtigkeit des Menschen nichts anders, als Mängel der Ordnung, in welcher er seyn sollte, und der Gerechtigkeit, der er zugethan bleiben soll, sind; so sieht man deutlich, daß man sie nicht so, wie es sich gebührt, kann kennen lernen, ohne die Ordnung und Gerechtigkeit, das ist die göttlichen und ewigen Gesetze, zu kennen, welche die Pflichten der Menschen in die Ordnung bringen, und wovon sie nicht abweichen können, ohne in die Unordnung und Ungerechtigkeit zu fallen. Da hier aber der Ort nicht ist, hiervon ausführlich zu handeln, und es vielmehr für eine vollständige Sittenlehre, als für eine kleine Schrift, wie diese ist, gehört; so wird man hier nur überhaupt einige Regeln und Erinnerungen geben, um bey ihrer Erlernung, mit welcher man sich sein ganzes Leben lang beschäftigen muß, die vorsetzlichen Irrthümer und den nicht gar zu merklichen Selbstbe-

trug

trug zu vermeiden, wozu uns die Abneigung gegen die Wahrheit verleitet, ohne daß wir es wahrnehmen, oder vielmehr, ohne daß es unser Verstand gestehen will, daß er es wahrnimmt.

Unter den Regeln, welche die Pflichten der Menschen vorschreiben, und nach welchen sie werden gerichtet werden, giebt es allgemein angenommene, als z. E. daß der Todtschlag, der Diebstahl, der Ehebruch, die Hurerey und das falsche Zeugniß strafbare Handlungen sind; und auch wiederum andere, in Ansehung deren dieienigen, welche dergleichen Fragen beantworten und entscheiden, einigermaaßen getheilt sind.

Ich will durch diese Eintheilung der Gewißheit und Deutlichkeit dieser bestrittenen Regeln nichts benehmen. Denn ich weis, daß es einige darunter giebt, die eben so deutlich und gewiß sind, als die Grundsätze, die überhaupt von allen Menschen angenommen werden, und an welchen man nur vermöge eines Fehlers der Anwendung, oder wegen einer Verblendung der Leidenschaft und Bosheit, zweifeln kann. Ich will die Sache nur überhaupt anmerken, und die Wahrheiten der Sittenlehre in diese zwo Claßen eintheilen, und dabey nicht auf ihre wirkliche Deutlichkeit und Gewißheit, sondern auf die wirkliche Gemüthsbeschaffenheit der Menschen sehen, welche die einen einmüthig angenommen haben, in Ansehung der andern aber getheilt sind.

In die Classe dieser bestrittenen Regeln setze ich so gar diejenige, welche, ob sie gleich in Schrifften und Reden nicht sonderlich, dennoch aber in der Ausübung bestritten werden, und welche viele Leute, die das Ansehen haben wollen, als ob sie ein christliches Leben führten, in ihrem Verhalten übertreten, ohne daß es ihnen dabey an Beichtvätern mangelt, die sie dulden, oder die ihnen ihren Beyfall geben, und ohne daß sie die Hochachtung ordentlich und christlich lebender Personen verlieren. Es giebt z. E. sehr wenig Beichtväter, welche die Bälle, die Comoedien, die Romanen, die nicht gar zu sittsame Art, wie sich die Frauenzimmer ietzo kleiden, den Gebrauch, den man gemeiniglich von den Kirchengütern macht, und das Streben nach Kirchendiensten ausdrücklich billigen wollen. Weil man aber doch sehr viele Leute sieht, die zwar einiges Gewissen haben, sich aber doch in Ansehung aller dieser Dinge kein Bedenken machen; so muß es Beichtväter geben, welche nichts darwider zu sagen haben, und glauben, man sey nicht verbunden, sie zu unterlassen.

Wer zur Erkenntniß sein selbst kommen und gelangen will, soll sich also von diesen beyden Arten von Wahrheiten zu unterrichten, und in Ansehung derselben zu einer Gewißheit zu kommen suchen, weil er sich und seinen Zustand darnach beurtheilen soll. In Ansehung der ersten kann man es gar leicht thun, weil man es nur ernstlich wollen darf. Sie liegen allen denen, die sich davon unterrichten wollen, vor

Augen.

Augen. Man trifft sie überall an. Wenn es aber leicht ist, sie auf eine speculativische Art zu lernen; so ist es doch nicht leicht, sich ihrer als eines Lichts zu bedienen, den Grund seines Herzens zu erforschen, und von seinen Handlungen zu urtheilen. Denn die Eigenliebe, welche es nicht allemal verhindern kann, daß wir sie nicht ins Gedächtniß fassen, weis es gemeiniglich so einzurichten, daß sie in demselben fruchtlos bleiben, das heißt, daß sie uns niemals zu Regeln dienen; daß wir unsre Handlungen niemals damit vergleichen; daß wir niemals die natürlichsten und gewißesten Folgerungen daraus ziehen; daß sie uns niemals einfallen, als wenn davon soll geredet werden; mit einem Worte, daß wir sie ungefähr als die Meynungen der alten Philosophen ansehen, die wir zwar gern, als Stücke der Wißenschaft und Gelehrsamkeit, in unserem Gedächtniße aufbewahren, nach welchen wir aber unser Leben niemals einzurichten gedenken.

Man muß aber diesen Zustand unsers Herzens als eins unserer größten Uebel betrachten, weil er macht, daß die Wahrheit, die ein Mittel darwider seyn sollte, weiter zu nichts dient, als sie durch den üblen Gebrauch, den wir von ihrem Lichte machen, zu vermehren. Denn da sie uns nur ist gegeben worden, unser Leben darnach einzurichten; so werden wir ungerechte Besitzer derselben, so bald wir sie nicht zu diesem Zwecke brauchen. Wir sollen also alle Mühe anwenden, diesem Uebel abzuhelfen. Und so

groß die Abneigung, die wir gegen die Wahrheit bey uns verspüren, auch immer ist; so müssen wir uns doch zwingen, uns ihr zu nähern, und uns ihrer als eines Lichts zu bedienen, um in den verborgensten Winkeln unserer Seele alles, was ihr zuwider seyn kann, aufzusuchen.

Wenn aber die Eigenliebe Geschicklichkeit gnug besitzt, die Wirkung der ausgemachtesten Wahrheiten, von welchen man am meisten überzeugt ist, bey den mehresten Menschen zurückzuhalten; so entkräftet sie diejenigen noch viel leichter, die entweder durch ausdrücklich behauptete entgegenstehende Meynungen, oder durch eine entgegengesetzte Ausübung bestritten werden. Denn sie weis es so einzurichten, daß die Menschen, ob sie gleich ungewiß und zweifelhaft sind, entweder so handeln, als ob sie von dem, was man bey diesen getheilten Meynungen glauben muß, vollkommen versichert wären, oder sich entschließen, die Partey, die ihren Neigungen günstig ist, aus so nichtigen Ursachen zu ergreifen, die sie sich zu sagen schämen würden, wenn man sie dazu nöthigte; oder daß sie dem Beyspiele blindlings folgen, ohne iemals untersucht zu haben, ob sie dieses Beyspiel in Sicherheit setzen, und ob sie bey Gott damit loskommen würden, wenn sie sagten, sie hätten es gemacht, wie es andere gemacht hätten; und endlich weis sie ihre Neugierigkeit so sehr darauf zu richten, daß sie sich vor nichts mehr fürchten, als die Sache gar zu deutlich einzusehen.

Es ist meine Absicht nicht, hier einen von den Puncten, die ich bestrittene genennt habe, auszumachen, weil es in der Kirche Leute gnug giebt, die sie entweder durch ihre Meynungen, oder durch ihre Ausübung bestreiten. Ich sage nur, daß die Ruhe, in welcher diejenigen leben, die Meynungen folgen, ohne sie iemals ernstlich untersucht zu haben, augenscheinlich nicht vernünftig ist, und daß sie nur von dem Verderbnisse des Herzens, von dem Hasse gegen die Wahrheit, und von ihrem heimlichen Verlangen, in dem Genuße der Gegenstände ihrer Leidenschaften von den Bissen ihres Gewissens nicht gestört zu werden; und endlich von der Furcht genöthigt zu seyn, sich in Ansehung des Vergangenen zu verdammen, und sein Verhalten in Ansehung des Zukünftigen zu ändern, herkommen kann. Das erstickt ihre Furcht, und hindert sie, in Ansehung ihrer Seligkeit eben die Meynungen zu hegen, die sie in Ansehung aller übrigen Dinge hegen. Denn wenn ihnen geschickte Aerzte sagten, eine gewisse Speise wäre vergiftet; so würden sie sich gar sehr in Acht nehmen, eher davon zu essen, als bis sie versichert wären, daß sich diese Aerzte irrten. Wenn man ihnen sagte, man habe einen Anschlag wider ihr Leben geschmiedet, es brenne in ihrem Hause; so würden sie den Reden derer, die ihnen das Gegentheil sagten, nicht trauen, wenn sie ihnen keinen Beweis davon gäben. Sie würden nicht unterlassen, diese Nachrichten genau zu untersuchen, und nicht eher ruhig werden, als sie vollkommen hinter die Wahrheit gekommen wären. Woher

kömmt es denn also, daß, wenn sie hören, daß kluge und verständige Leute überzeugt sind, daß die Dinge, die sie thun, gar nicht erlaubt sind, daß sie sie ins Verderben stürzen können, daß sie von dem göttlichen Gesetze als Uebelthaten verdammt werden, sie dennoch so wenig davon gerührt werden, daß sie alles beruhigen kann. Woher kömmt es, daß sie sich niemals Mühe geben, die Ursachen von der Meynung, die ihnen nicht günstig ist, genau zu untersuchen, noch einen von denen, die davon überzeugt sind, um Rath zu fragen; sondern daß sie bey gewissen scheinbaren Gründen und Ursachen stehen bleiben, und daß, wenn sie nur sehen, daß sie den Beyfall einer Menge Leute haben, deren Einsicht und Gottesfurcht sie sonst eben nicht gar zu hoch schätzen, sie sich einbilden, sie hätten nichts zu befürchten? Wer sieht nicht, daß ihre Leidenschaft ihre Vernunft zurückhält, und die gemeinsten Regeln des gesunden Verstandes vor ihr verbirgt, welche sie zu sehen nicht würde umhin können, wenn sie nicht gleichsam von dem Herzen gefesselt wäre, das in seinen Neigungen gestört zu werden befürchtet.

Wenn wir also eine Unordnung, die so augenscheinlich und so geschickt ist, uns in die Blindheit zu stürzen, und darinnen zu erhalten, vermeiden wollen; so müssen wir es als einen unumstößlichen Grundsatz unsers Verhaltens annehmen, uns in der Ausübung niemals nach einer von den Meynungen zu richten, die den Neigungen der Natur günstig sind,

und welche von rechtschaffenen Leuten verworfen werden, wenn wir nicht vollkommen versichert sind, daß sich diese rechtschaffenen Leute irren, und gar zu strenge verfahren. Ausserdem werden wir nicht sagen können, daß wir nicht verwegen handelten; und die Unvorsichtigkeit, die wir begehen, indem wir ein Verhalten beobachten, das gar nicht vernünftig ist, sollte uns vermuthen lassen, daß wir uns im Grunde betriegen, und daß uns die Abneigung, die wir gegen die Wahrheit haben, hindert, es einzusehen.

Man würde in der Erkenntniß sein selbst schon ziemlich weit gekommen seyn, wenn man sich die vornehmsten Wahrheiten bekannt gemacht hätte, nach welchen man seine Handlungen und seinen Zustand beurtheilen soll. Man muß aber mit der Kenntniß der Gesetze Gottes, auch die Kenntniß seiner Größe, seiner Güte, der unzähligen Pflichten, die uns gegen ihn obliegen, und der Rechte, die er als Schöpfer und Erlöser über die Menschen hat, verbinden. Man muß die nothwendigen Folgen der Sünde damit verbinden, und als Sünder müssen wir uns als solche ansehen, die auf den äussersten Grad der Niedrigkeit und Nichtigkeit gebracht sind: Vide, Domine, & considera, quoniam facta sum vilis. O Herr, siehe doch, und bemerke, wie sehr ich in Verachtung kommen bin. Klagl. Jer. 1, 11. weil wir es verdient haben, daß sich alle Geschöpfe wider uns empören; weil wir aller Hülfe, alles Trostes, und alles Beystandes, den wir von ihnen er-

halten, nicht werth sind; und endlich, weil wir kein Recht haben, uns über ein übles Begegnen, es sey welches es wolle, zu beklagen, weil es keins giebt, das wir nicht verdienten. Wenn wir hernach diese Gesinnungen, die unser Stand von uns fordert, mit denen, die wir wirklich haben, mit der heftigen Neigung zur Erhebung, mit der Zärtlichkeit und Empfindlichkeit bey den kleinsten Uebeln und den geringsten Beleidigungen, und mit der tyrannischen Neigung, uns alle Menschen unterwürfig zu machen, und alles auf uns zu beziehen, vergleichen; so ist es unmöglich, daß wir nicht über einen so abscheulichen, und so wohl der Vernunft als der Gerechtigkeit zuwiderlaufenden Zustand erstaunen.

Das V. Capitel.

Wenn man sich will kennen lernen; so muß man sich seine guten und bösen Neigungen bekannt zu machen suchen.

Obgleich diese Betrachtungen einem ieden nützlich sind; so sind sie doch besonders für diejenigen gut, die nach großen Vergehungen zu Gott zurückkehren. Es giebt aber noch eine andere Untersuchung sein selbst, die weit länger und schwärer ist, und, welche die Uebung der Frommen selbst ihr ganzes Leben hindurch ausmacht. Sie besteht darinnen, daß sie ihre Leidenschaften, ihre Gemüthsarten, ihre

Schwach-

Schwachheiten, ihre Gebrechen, die Bemäntelungen, deren sich die Eigenliebe bedient, sie so wohl vor andern, als vor uns selbst zu verbergen, und die geheimen Ungerechtigkeiten, zu welchen sie uns verleitet, einzusehen suchen. Ein ieder ist verbunden, allen Fleiß darauf zu wenden, als auf eins der vornehmsten Mittel, in der Gottseligkeit zu wachsen, und sich so gar darinnen zu erhalten. Denn alle Fehler der Frommen, die geringen und die wichtigen, kommen gemeiniglich nur davon her, daß sie sich nicht gnugsam kennen, ihre Fehler nicht gnugsam untersuchen, und sehr viele derselben vor sich verhölen.

Man darf von der Wichtigkeit dieser Pflicht nur recht überzeugt seyn, und sie auszuüben suchen, um sehr viele Fehler an uns zu entdecken und wahrzunehmen. Denn es ist gewiß, daß es gemeiniglich davon herkömmt, daß uns die mehresten von unsern Fehlern unbekannt bleiben, weil wir, so bald wir einen davon wahrnehmen, die Augen davon abwenden, als von einer Sache, die uns beschwerlich fällt, und sie also wenig Eindruck in uns machen. Wir betrachten sie sogar nur besonders, gleich als ob wir nur den Fehler an uns hätten, den wir in diesem Augenblicke zu sehen genöthigt sind. Alle diejenigen, die wir in der vergangenen Zeit bemerkt haben, sind in Ansehung unser gleichsam vernichtet. Wir achten die Gewohnheiten und Neigungen, die davon übrig sind, für nichts. Und da wir uns also nur bey den bloßen Handlungen, und auch das nur so flüchtig,

flüchtig, als es uns möglich ist, aufhalten; so haben wir niemals Gelegenheit, uns einen Begriff, der sehr demüthigend ist, von uns zu machen.

Man kann in der Erkenntniß sein selbst auf keine andere Art zunehmen, als wenn man diesen Fehler verbessert, und einen ganz entgegengesetzten Weg einschlägt, welcher darinnen besteht, seinen Verstand zu nöthigen, seine Fehler und Unvollkommenheiten mit einer ernsthaften Aufmerksamkeit zu betrachten; sie so, wie man sie entdeckt, mit einander zu verbinden; hinter ihre Quelle zu kommen zu suchen; die Wirkungen seiner Leidenschaften zu erforschen; sich nicht leicht einzubilden, daß sie zernichtet sind, weil sie eine Zeit lang unthätig gewesen, und sich dieses Bildes zu bedienen, sich deswegen vor Gott und den Menschen zu demüthigen.

Mit einem Worte, man muß es bey dieser Untersuchung ungefähr so machen, als ob man sich vorgenommen hätte, sein ganzes Leben lang an der Verfertigung seines Bildes zu arbeiten; das heißt, man muß alle Tage einen Pinselstrich daran thun, ohne dasienige auszulöschen, was schon daran gemacht und fertig ist. Auf diese Art wird man bald diese, bald iene Leidenschaft wahrnehmen. Man wird heute einen Betrug der Eigenliebe, und morgen einen andern entdecken. Und auf diese Art werden wir nach und nach ein Bild zu Stande bringen, das so viel Aehnlichkeit hat, daß wir alle Augenblicke alles,

was wir sind, werden sehen können; so daß wir immer werden Ursache haben, zu uns zu sagen: Das bin ich; das habe ich so sehr geliebt, und ich wünsche, daß es ein ieder zum Gegenstande seiner Hochachtung und Liebe machen möge.

Bey dieser Menge unserer Fehler muß man diejenigen nicht vergessen, welche, weil sie nur äusserliche und keine vorsetzlichen sind, uns vor Gott eigentlich nicht strafbar machen. Denn diese erniedrigen uns oftmals in unsern eigenen Augen am meisten; weil wir so eitel sind; daß wir uns gemeiniglich mehr in Vergleichung mit andern Menschen, als nach der Wahrheit, beurtheilen. Und da uns diese Fehler noch über dieses zu gewissen Handlungen und Verrichtungen unfähig machen; so sollen sie bey den Ueberlegungen und Berathschlagungen, die wir anstellen, einen Platz mit einnehmen, um in die verschiedenen Verbindungen, die man uns vorschlagen kann, entweder mit zu kommen, oder nicht zu kommen.

Da sie endlich gemeiniglich einen großen Eindruck in andere machen; so sind wir verbunden, gar sehr darauf zu sehen, weil wir unser Verhalten zum Theil nach diesem Eindrucke einrichten sollen, der uns den Eingang in ihr Herz entweder aufthut oder verschließt, und ihnen Anlaß giebt, sich an unsere Handlungen zu stoßen, oder nicht zu stoßen.

Das VI. Capitel.

Man muß seine Fehler in ihrer Größe und in ihren Folgen, und seine Tugenden nebst den damit verknüpften Unvollkommenheiten, und dem üblen Gebrauche, den wir davon gemacht haben, betrachten.

Es sollen, wie wir bereits gesagt haben, so wohl die Fehler, als die Tugenden, der Gegenstand der Untersuchung unser selbst seyn. Man muß aber den Umfang und die Größe seiner Fehler, die Gränzen und die Unvollkommenheiten seiner Tugenden einzusehen suchen. Beydes ist nöthig, um sich einen rechten Begriff von sich selbst zu machen. Denn man betriegt sich so wohl bey den einen, als beym andern, wegen des Hanges, den uns die Eigenliebe giebt, das böse, so wir an uns haben, zu verbergen oder zu vermindern, und das gute, so wir an uns haben, sehen zu lassen oder zu vermehren.

Diesen Betrug zu vermeiden, muß man merken, daß man, in Ansehung der Fehler, nicht nur von ihrer Größe und ihrem Umfange in Absicht auf die Wirkungen, die sie gehabt haben, sondern auch in Absicht auf die Wirkungen, die sie hätten haben können, wenn sie Gott nicht verhindert hätte, urtheilen soll. Denn es ist keine Leidenschaft zu finden, welche nicht die Ursache unsers Untergangs seyn könnte. Eine Leichtsinnigkeit, eine kleine Bewegung des

Zorns,

Zorns, ein eitles Wort, ein unordentliches Wohlgefallen, ein Mangel der Vorsichtigkeit können bisweilen Folgen haben, die den ganzen Zustand unsers Lebens ändern. Dieses werden wir einmal in jener Welt deutlich einsehen, wo uns Gott zu erkennen geben wird, daß er uns vor unzähligen Abgründen bewahrt hat, in welche uns unsere Begierde würde gestürzt haben, wenn er es nicht verhindert hätte. Und wir können so gar schon in diesem Leben einen Theil davon einsehen, wenn wir bedenken, was uns von allen den Fehlern, die wir begangen haben, und in Ansehung der Ausschweifungen, zu welchen uns unsere Leidenschaften hätten verleiten können, begegnen konnte, wenn sie von den Gegenständen auf eine heftige Art wären erregt, von den Gelegenheiten begünstig, und nicht durch die Hindernisse zurückgehalten worden, die ihnen Gott in den Weg legte, um sie in gewissen Schranken zu erhalten. Dieses nöthigt uns einzusehen, daß wir nicht vermittelst unserer Mäßigung und Weisheit, sondern einzig und allein vermittelst der Barmherzigkeit Gottes, diese großen Ungemächlichkeiten vermieden haben.

Bey der Untersuchung der Tugenden, die wir zu haben glauben, soll man dasjenige absöndern, was nur natürlich ist, und woran die Gnade keinen Theil hat. Denn Gott, welcher die Regel und Richtschnur aller unserer Urtheile seyn soll, macht aus dem, was nur von der Natur herkömmt; nichts. Man muß die Wirkungen der Gewohnheit, die weiter nichts,

als eine andere Natur ist, davon absondern. Man muß alles, was von dem Verlangen, den Menschen zu gefallen, und von andern geheimen Absichten des Eigennutzes und Leidenschaft herkömmt, davon absondern, weil alles dieses böse und verderbt ist. Man muß davon absöndern, was wir durch unsere Undankbarkeit und Sünden vernichtet haben; denn weil dieses in den Augen Gottes nicht mehr ist, so soll es auch in den unserigen nicht mehr seyn. Man muß bedenken, daß sich diese Tugenden, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, nicht gar zu weit erstrecken, nicht gar zu stark und beständig sind; wie wenig Liebe und Eifer wir bey uns zu ihnen verspüren; und nach allen diesen verschiedenen Absönderungen müssen wir uns fragen, was uns davon noch übrig bleibt.

Es sind aber nicht nur die guten Eigenschaften und die Tugenden in Gottes Augen nichts, wenn sie durch Sünden sind zernichtet worden; sondern sie werden uns auch, ohne daß wir Sünden begangen haben, oftmals unnütz, und machen uns so gar wegen des wenigen Gebrauchs, den wir davon machen, strafbar. Denn die Gaben Gottes fassen allzeit eine neue Dankgefließenheit in sich. Von denen, welchen er mehr gegeben hat, verlangt er auch mehr. Wir sind ihm die Zinnsen von seinen Gnaden und Gunstbezeigungen schuldig; und wenn wir sie ihm nicht abtragen, so wäre es besser, wir hätten sie von ihm nicht bekommen. Hat er uns ein gutes Naturell gegeben;

geben; bewahrt er uns vor Versuchungen, welche den größten Haufen dahin reissen; haben wir in uns selbst mit wenigen zu streiten gehabt; hat er uns einige gute Eigenschaften des Verstandes, einen Hang und eine Neigung zur Tugend gegeben; mit einem Worte, hat er uns die Tugenden selbst gegeben; so sollen wir alles dieses als Talente ansehen, die wir von Gott unter der Bedingung, damit zu wuchern, empfangen haben; so daß, wenn wir einsehen, daß wir es nicht gethan haben, nichts zu finden ist, das mehr Schaam und Furcht in uns erregen soll, als dieses.

Vornehmlich sollen wir bedenken, wie übel wir alle Wahrheiten Gottes angewendet haben, indem wir uns deswegen entweder innerlich oder äusserlich erhoben, oder indem wir sie durch unbesonnene Reden entheiligt, oder indem wir sie gebraucht haben, nicht uns, sondern andere zu verachten. Denn so werden sie gemeiniglich gebraucht oder vielmehr gemißbraucht. Es ist unmöglich, daß diejenigen, welche einige Kenntniß von den evangelischen Wahrheiten haben, nicht zu gleicher Zeit sehen sollten, daß sie von sehr vielen Personen, die sonst ein gottseliges Leben führen, sehr schlecht beobachtet werden. Man sieht, daß sie von sehr vielen Sachen nichts verstehen, und große Fehler begehen. Und die Bosheit, welche sich darein mischt, macht sich ein Vergnügen daraus, sich mit diesen Fehlern zu beschäftigen. Sie vergrößert sie, sie füllt sich damit an, und macht dadurch

unser Gemüth von allem denienigen abwendig, was es an denen, an welchen wir sie wahrnehmen, würde erbauen können. Alles ist diesen so klugen und verständigen, aber nicht liebreichen Leuten anstößig und zuwider. Wenn ein Kloster die Regeln der Uneigennützigkeit, die in den Kirchenordnungen vorgeschrieben sind, nicht genau beobachtet; so sehen sie in demselben nichts gutes mehr, sie beschäftigen sich nur damit, und achten alles, was es sonst tugendhaftes an sich hat, für nichts. Sie haben in Ansehung dessen, was sie verdammen, Recht; sie haben aber nicht Recht, daß sie es mit so wenig Sanftmuth, Demuth und Liebe verdammen; so daß oftmals die Art und Weise, wie sie anderer ihre Fehler tadeln, noch tadelswürdiger ist, als diese Fehler selbst.

Das VII. Capitel.

Man muß seine verborgenen Fehler einzusehen suchen; sie können oftmals sehr groß seyn, ob sie uns gleich nicht bekannt sind.

Es ist so gar schwer nicht, zu dem Grade der Erkenntniß sein selbst zu gelangen, von welchen wir bisher geredet haben, weil er nur noch sichtbare Fehler in sich begreift. Es ist aber weit schwerer, dieienigen an sich zu entdecken und wahrzunehmen, welche wegen unserer wenigen Einsicht, oder wegen der Kunstgriffe der Eigenliebe, vor uns verborgen

borgen sind. Wir haben alle Ursache zu befürchten, wir möchten viel solche an uns haben. Denn da wir fast niemanden sehen, an dem wir nicht Fehler wahrzunehmen glauben, die ihm unbekannt sind; warum wollen wir denn glauben, wir wären von diesem so gemeinen Betruge mehr, als andere frey?

Man kann nicht einmal versichert seyn, daß diese verborgenen Fehler nicht sehr beträchtlich seyn, und der Seligkeit niemals schaden können. Die Blindheit, in der wir stecken, kann die wichtigsten derselben vor uns verbergen. Wie viel sieht man z. E. nicht Leute, welche, weil sie nicht einsehen, wie wenig sie Verstand besitzen, sich in Verbindungen einlassen, in welchen sie sehr große Fehler begehen? Man wählt seine Beschäftigungen und Aemter übel; man verachtet diejenigen, zu welchen man sich schicken würde, und widmet sich andern, zu welchen man sehr ungeschickt ist. Man läßt sich in Streitigkeiten ein, die verdrießliche Folgen nach sich ziehen. Man glaubt vollkommen recht zu haben, wenn man unrecht hat; und deswegen begegnet man andern hart und stolz. Man erregt ein Murren wider sich. Man zernichtet alle Erbauung, die man durch seine übrigen Handlungen hätte stiften können. Es giebt Leute, welche, weil sie nicht wissen, was sie in ihrer Gemüthsart und in ihrem Verhalten anstößiges an sich haben, es dahin bringen, daß andere kaltsinnig werden, und einen Eckel vor ihnen haben; welche dadurch ganze Gesellschaften trennen, Leute von ih-

rem Wege abwendig machen, und in ihnen den Saamen, den Gott in sie gelegt hatte, ersticken. Es giebt einige, welche, ohne daran zu denken, viel nützliche und nöthige Dinge hindern, weil man nicht weis, wie man mit ihnen umgehen soll.

Es giebt Leute, welche kleine Anhänglichkeiten, oder vorgefaßte Meynungen, von welchen sie nichts wissen, abhalten, wichtige Pflichten zu beobachten, deren Unterlassung diejenigen, die auf ihr Betragen Achtung geben, ärgert, und großen Nachtheil verursacht. Mit einem Worte, es trägt sich sehr selten zu, daß die in die Augen fallenden Fälle nicht aus den Fehlern entstehen, die man nicht sehen will.

Dieses soll gnug seyn, uns anzuhalten, mit der Untersuchung, die wir in Ansehung unser selbst anstellen sollen, alle Hülfsmittel zu verbinden, die wir von andern erhalten können, uns besser kennen zu lernen. Es giebt verschiedene Mittel und Wege, sie sich zu verschaffen; ich will aber hier nur zwey vorzügliche anzeigen, welche viele andere in sich fassen. Das eine ist, der Wahrheit gewissermaaßen entgegen zu gehen, indem man sie in dem Beyspiele und Unterrichte anderer sucht. Das andere ist, sie sich uns nähern zu lassen, indem man ihr einen freyen Zutritt verschafft, und alle Hindernisse, die sie abhalten, aus dem Wege räumt.

Das VIII. Capitel.

Wie man der Wahrheit entgegen gehen soll, indem man sie in anderer ihrem Beyspiele sucht, und sich an ihren Tugenden zu erbauen, und durch ihre Fehler zu belehren bemüht ist.

Man sucht die Wahrheit in anderer ihrem Beyspiele vermittelst der Betrachtungen, welche man über die Handlungen der Menschen anstellt, welches sich so wohl auf ihre Tugenden, als auch auf ihre Fehler erstreckt. Ihre Tugenden unterrichten uns von denen, die uns mangeln; sie überzeugen uns von unserer Schwachheit und Nachlässigkeit, und demüthigen uns durch diese Vergleichung. Es ist so gar oftmals gnug, daß einiger Unterschied in der Einsicht und dem Verhalten zwischen uns und andern ist, um uns Gelegenheit zu geben, uns eines beßern zu belehren. Denn ob uns gleich die Eigenliebe anfangs zu bereden sucht, wir hätten recht. Wenn wir aber doch wahrnehmen, daß das Verhalten anderer gemeiniglich einen guten Ausgang nimmt, das unserige hingegen immer einen übeln; so müßten wir sehr hartnäckig seyn, wenn wir nicht glauben wollten, daß wir unrecht hätten.

Dieses ist fast das einzige Mittel, dasienige an sich wahrzunehmen, was man Falschheit des Verstandes nennt, welches ein Fehler ist, der da macht, daß man die Sachen verkehrt anfängt, eine unrechte Partey ergreift, eine irrige Meynung hegt, und fal-

sche Urtheile fällt. Denn obgleich eben dieser Fehler des Verstandes, welcher diese falschen Urtheile hervorbringt, ein Hinderniß ist, sie gerade zu einzusehen; wenn es sich aber doch zuträgt, daß ein Mensch Gelegenheit hat, zu bemerken, daß er gemeiniglich der einzige ist, der seine Meynung hegt, und daß seine Gedanken fast immer von den Gedanken aller übrigen gar sehr unterschieden sind; so müßte er seiner eigenen Meynung gar sehr zugethan seyn, wenn er nicht den Schluß machen wollte, es sey gar sehr wahrscheinlich, daß der Fehler auf seiner Seite wäre. Und so besteht das wenigste, das er thun kann, darinnen, daß er seinen Einsichten und der Beschaffenheit seines Verstandes nicht traut, sondern in Ansehung der Puncte, in welchen er besondere Meynungen hegt, die geschicktesten und uneigennützigsten Personen, die er nur finden kann, aufrichtig zu Rathe zieht, indem er ihren Gründen von ganzem Herzen beyzupflichten sucht.

Es ist um so viel mehr daran gelegen, sich an den Tugenden und guten Eigenschaften anderer zu erbauen zu suchen, ie mehr wir in uns eine Neigung wahrnehmen, die uns antreibt, gerade das Gegentheil zu thun. Unsere Bösartigkeit verbirgt einen Theil davon vor uns, und macht, daß wir auf die, welche sie nicht vor uns verbergen kann, sehr wenig Acht haben. Entweder wir vergeßen sie ganz, oder sehen diejenigen, die sie an sich haben, fast gar nicht von diesen Seiten an. Dagegen machen ihre Fehler

sehr tiefe Eindrücke in uns. Wir behalten lebhafte Bilder davon bey, die sich von selbst darstellen, ohne daß es nöthig wäre, sie zu suchen; und wir erneuern diese Bilder und diese Eindrücke beständig durch neue Betrachtungen, um gleichsam zu verhindern, daß sie nichts von ihrer Stärke verlieren mögen. Indessen sollte man gerade das Gegentheil thun. Denn anstatt, daß es wenig Leute giebt, deren Amt es erfordert, anderer ihren Fehlern abzuhelfen; so ist hingegen fast niemand zu finden, den Gott nicht verbände, sich ihre Tugenden zu Nutze zu machen. Denn er legt sie allen, die sie sehen, als einen lebendigen Unterricht vor, wovon er einmal, wie von allen übrigen Gnaden, die er ihnen erzeigt, Rechenschaft von ihnen fordern wird.

Da es aber doch auch nicht verbothen ist, an andern gewisse in die Augen fallende Fehler wahrzunehmen, und es so gar unmöglich ist, das, was unsere Sinne rührt, nicht zu sehen; so müssen wir sie anwenden, uns besser kennen zu lernen. Und damit wir diesen Nutzen davon haben mögen; so müssen wir, so bald wir einige von diesen Fehlern bemerken, uns selbst fragen: Numquid ego unquam imprudens facio simile huic? Falle ich nicht auch selbst in die Fehler, welche ich an dieser Person wahrnehme? Die Gelegenheiten, dergleichen Anmerkungen zu machen, kommen nur gar zu oft vor. Denn die Eigenliebe, die tausenderley Kunstgriffe weis, unsere eigenen Fehler vor uns zu verbergen, weis deren nicht

weniger, anderer ihre zu entdecken. Und an statt, daß uns ihre Zärtlichkeit nicht erlaubt, die Augen auf die unserigen zu richten, so macht sie uns hingegen auf anderer ihre sehr scharfsichtig. Wir sehen sie, wie sie sind; wir betrachten sie, so lange wir wollen; wir geben uns keine Mühe, sie durch günstige Entschuldigungen zu vermindern. Diese Wirkung kömmt ohne Zweifel von einer sehr bösen Ursache her. Wenn man sie aber in den gehörigen Schranken hält; so kann man einigen Nutzen davon haben, und sich ihrer bedienen, die Eigenliebe gewissermaaßen zu hintergehen. Denn wenn man auf solche Art anderer ihre Fehler ohne die vielen künstlichen Entschuldigungen, die uns bey den unserigen hintergehen, betrachtet; so wird man gar leicht gewahr, was für ein falsches Licht sie blendet, wie sie in diesen Irrthum gekommen sind, und was sie, um sich davon zu befreyen, thun sollten. Und wenn man hernach alle diese Betrachtungen wider sich selbst braucht; so kann man sie gar leicht auf sich anwenden, wenn man nur einige Aufrichtigkeit besitzt, und nur einiges Verlangen sich zu erkennen hat.

Wenn man aber diesen Kunstgriff nicht braucht, sich die Fehler eines andern, die man zu sehen nicht umhin kann, zu Nutze zu machen; so verblenden sie uns nur noch mehr, an statt daß sie uns, uns zu erkennen, behülflich seyn sollten. Denn man nimmt entweder daher Gelegenheit, die, welche darein fallen, zu verachten, indem man sich über sie erhebt, gleich

als ob man frey davon wäre ; oder wenn man sieht, daß man deswegen eben so strafbar ist, als sie es sind, so tröstet man sich damit, daß man diesen Schwachheiten nicht allein unterworfen ist. Wir freuen uns, daß sie diesen Vorzug vor uns nicht haben. Wir vermindern die Vorstellung, die wir von unsern eigenen Fehlern haben, indem wir sie als solche betrachten, die bey vielen angetroffen werden, und welche vielmehr Folgen der natürlichen Schwachheit, als unsers unordentlichen Wandels sind ; und wir setzen uns auf diese Art vor den Vorwürfen unsers Gewissens einigermaaßen in Sicherheit, indem wir uns unter den Haufen der Strafbaren verbergen.

Das IX. Capitel.

Man muß sich durch die Urtheile, die man über andere fällen hört, belehren.

Aber ausser dem Unterrichte, den man von den Fehlern anderer, die man selbst wahrnimmt, erhalten kann, kann man auch noch einen sehr wichtigen von den Urtheilen bekommen, welche man die, so davon reden, fällen hört. Denn man kann daraus lernen, daß man seine Fehler vergeblich vor sich verbirgt, und über die, so davon reden, böse wird ; und daß man damit weiter nichts ausrichtet, als daß die Leute nur noch etwas mehr darauf Achtung geben. Denn anstatt, daß sie gemeiniglich gegen die Un-

vollkommenheiten derer, die sie aufrichtig erkennen, sehr nachsehend sind; so ertragen sie hingegen die, welche man verbergen will, und wovon man ihnen nicht frey zu reden erlaubt, nicht anders, als mit Ungeduld. Beobachten sie ia einige Zurückhaltung, wenn sie mit denen reden, denen sie nicht zu trauen Ursache haben; so treffen sie doch immer iemanden an, gegen den sie ihr Herz ausschütten können; und auf diese Art pflanzen sich diese Urtheile ingeheim von einem zum andern fort, fast eben so, als wenn man öffentlich davon redete. Man kann also gewiß glauben, daß das einzige Mittel, zu verhindern, daß man nicht von unsern Fehlern redet, darinnen besteht, daß man sich in Ansehung derselben bessert, oder zu erkennen giebt, daß man es ernstlich wünscht, und sich freut, wenn man davon benachrichtigt wird.

Man kann auch aus den Urtheilen, die man über andere fällen hört, noch dieses lernen, daß fast niemand weis, was man von ihm denkt, und was für einen Eindruck seine Handlungen in die Leute machen; woher es denn kömmt, daß, wenn man sich von anderer ihrer Gesinnung gegen uns falsche Begriffe macht, man hernach auch falsche Maaßregeln ergreift. Man kennt das gute nicht, das man würde thun können; und hindert auch das böse nicht, das man hätte hindern können. Man wird andern, ohne es zu wißen, auf tausenderley Art anstößig, zerreißt also nach und nach alle Bande, die uns mit ihnen vereinigten.

Man

Man wird zwar endlich einige von diesen übeln Wirkungen gewahr; das thut aber weiter nichts, als daß es den Irrthum, in welchem man steckt, vermehrt. Denn weil man nicht weis, was an unserem Verhalten wirklich anstößig ist; so schiebt man alle Schuld auf andere. Man schreibt ihnen Bewegungen und Absichten zu, an die sie niemals gedacht haben; und hiernach macht man sich von ihnen nicht gar zu vortheilhafte Begriffe, welche, weil sie sich durch einige äusserliche Merkmaale zu erkennen geben, die Abneigung, die sie gegen uns haben, noch vermehren.

Es ist zwar an dem, daß man sein Verhalten nicht nach den Meynungen und Eindrücken anderer schlechterdings einrichten muß. Wenn aber diese Meynungen und Eindrücke mit einander übereinstimmen; so geben sie uns oftmals Gelegenheit einzusehen, daß es nicht nach den göttlichen Gesetzen eingerichtet ist; weil andere gemeiniglich weit scharfsichtiger sind, als wir, einzusehen, was in uns von der Leidenschaft und Eigenliebe herkömmt. Oftmals haben auch so gar diese Eindrücke, wenn sie auch gleich ungerecht sind, einige Ursache in uns, der man würde abhelfen können. Mit einem Worte, sie mögen so unbillig seyn, als sie nur immer wollen; da sie aber doch durch unser Verhalten entweder können seyn ärger gemacht, oder gemildert worden; da sie gewiße Unternehmungen hindern, und wiederum andere erleichtern; und da man bisweilen einen Umweg nehmen kann, um sie zu vermeiden; so ist es allemal gut, sie zu wissen, wenn man sie nur ertragen kann.

Das X. Capitel.

Man bedient sich oftmals der Beichtväter, um bey seinen Leidenschaften zu beharren.

Man würde einen Theil von den Ungemächlichkeiten vermeiden, die man sich zuzieht, weil man nicht weis, was andere von uns denken, wenn man dasienige aufrichtig beobachtete, was in dem Leben des h. Thomas von Cantorberi oder Cantelberg angemerkt ist, daß ihm einer von seinen Freunden, auf sein Verlangen, von allem Nachricht gab, was er an seinem Verhalten auszusetzen fand. Und darauf haben auch dieienigen gesehen, welche in gewissen Ordenshäusern die Einrichtung gemacht, daß eine gewisse Person seyn sollte, welche die Klagen annähme, die ein ieder über das Verhalten des Superiors anzubringen hätte, um ihm Nachricht davon zu geben, ohne die Personen, von welchen sie herkämen, zu nennen. Da aber dieses nicht ein ieder haben kann; so sollte man es dadurch zu ersetzen suchen, daß man sich nach einem treuen und verständigen Freunde umsähe, dem man völlige Freyheit gäbe, uns von dem zu benachrichtigen, was man in der Welt, von uns sagte, und wie unsere Handlungen darinnen angesehen würden.

Es scheint dem ersten Ansehen nach, als ob sich die mehresten Menschen nach diesem Rathe richten, und als ob er wenigstens von allen, die sich eines gott-

seli-

seligen Lebens befleißigen, beobachtet würde. Denn es ist niemand zu finden, der nicht einen Beichtvater hätte; und dieser Beichtvater sollte der treue Freund seyn, der uns von unsern Fehlern und den Aergernissen, die wir geben, benachrichtigte, weil wir ihm das Recht dazu geben, indem wir uns an ihn wenden. Er kann sie um so viel beßer wissen, weil er mit der Kenntniß, die man ihm von sich giebt, auch noch dieienige verbindet, die er bisweilen anderswoher haben kann; und weil er auf solche Art sieht, wie weit sich unsere Kenntniße erstrecken, das heißt, was wir von uns wissen, und nicht wissen. Und da die Ausübung dieses Liebesdienstes eins der vornehmsten Stücke seines Amts ausmacht; so giebt es wenig Personen, die sich nicht einbilden, diese wäre dasienige, was sie suchten, indem sie sich der Führung eines Beichtvaters überließen, und welche nicht glauben, sie gäben ihm in diesem Stücke alle Freyheit, die er nur verlangen könnte.

Wer aber die heimlichen Winkel seines eigenen Herzens recht untersuchen will, der wird oftmals finden, daß, ob er sich gleich einbildet, er wende sich in keiner andern Absicht an einen Beichtvater, als daß er von ihm Hülfe und Beystand erhalten möge, sich beßer kennen zu lernen, er dennoch im Grunde des Herzens einen ganz entgegengesetzten Zweck, und eine verborgene Absicht hat, sich seiner zu bedienen, sich bey seinen Fehlern zu rechtfertigen, und sie also nicht bekennen zu dürfen. Dieses gesteht man sich

selbst nicht, weil man es nicht einmal weis, und so gar auf der Oberfläche des Verstandes einen ganz andern Gedanken hat. Aber die Eigenliebe, welche im Grunde der Seele ihren Sitz hat, weis ihren Zweck dabey recht gut zu erreichen, ohne daß wir ausdrückliche Betrachtungen darüber anstellen. Es besteht aber der Kunstgriff, dessen sie sich bedient, in folgenden. Wir haben zweyerley Fehler an uns: Die einen sind diejenigen, an welchen wir hängen, und die wir nicht für Fehler erkennen wollen, weil wir sie sonst würden ablegen müssen; und die andern sind die, die wir aufrichtig verdammen, an welchen wir nicht sonderlich hängen, und von welchen wir befreyt zu seyn wünschen. Man wählt also so gleich denjenigen zum Beichtvater, der, wie man glaubt, von uns ungefähr so urtheilen wird, wie wir wünschen, daß er urtheilen möge. Alsdenn macht man gleichsam eine Art von Vertrage und Theilung mit ihm. Man überläßt ihm die Fehler, die man nicht liebt; man läßt es sich gefallen, daß er sie tadelt, wie man sie selbst tadelt. Was aber die Gegenstände der Hauptleidenschaften anbetrifft; so unterwirft man sie dem Tadel eines Beichtvaters nicht, und erwählt ihn auch so gar nur in der Meynung, daß er sie nicht antasten wird.

Man rechtfertigt also zum ersten seine Leidenschaften vor sich selbst, und sucht hernach einen Beichtvater, der sie zu rechtfertigen geneigt ist. Mit einem Worte, wir verlangen von ihnen eine Einsicht,

die

die nicht weiter, als die unserige, geht, und in allen Stucken mit ihr übereinstimmt. Daß heißt, wir verlangen, sie sollen billigen und verdammen, was wir selbst billigen und verdammen.

Daher kömmt es, daß, ob man gleich in der Welt selbst unter denen, die sich der Gottseligkeit befleissigen, so manches seltsame und unordentliche Betragen antrifft, dennoch fast niemand gefunden wird, der nicht einen Beichtvater hätte, wenn er einen haben will; und dieser Beichtvater dient denen, die ihn in dieser Absicht erwählen, weiter zu nichts, als ihre Gewissensbisse zu unterdrücken, und es dahin zu bringen, daß sie in dem Stande, den sie nicht gern verlassen wollen, weit ruhiger bleiben.

Man kann also einen Beichtvater in Ansehung der mehresten Menschen in der Welt als einen Mann beschreiben, der kleine Fehler und geringe Anhänglichkeiten liebreich tadelt, und Leidenschaften, welche man nicht gern ablegen will, billigt. Einen Beichtvater, der gar nichts tadelt, will man nicht haben; man verlangt aber auch keinen solchen, der die geliebten Leidenschaften antastet. Von diesen beyden Bedingungen ist die eine eben so nöthig und wesentlich, als die andere. Denn gleichwie es uns nicht gefallen würde, wenn er uns in dem, was wir schlechterdings thun wollen, widersprechen wollte; also würde er auch unserer Eigenliebe einen schlechten Dienst erweisen, wenn er uns in keinem Stücke

widerspräche. Denn unsere geheime Absicht geht dahin, seinen Eifer wider gewiße Fehler zu brauchen, um uns in denen, die wir nicht für Fehler erkennen wollen, zu bestärken.

Es ist also nicht gnug, einen Beichtvater zu haben, es ist auch nicht einmal gnug, einen klugen und verständigen zu haben; sondern man muß sich ihm auch noch überdieses ohne Vorstellung und Arglist überlassen, und Willens seyn, sich nach dem Urtheile, das er von uns fällt, zu richten, und ihn nicht zu nöthigen, sich nach dem unserigen zu richten. Mit einem Worte, wir müssen bereit seyn, von ihm zu lernen, zu einer bessern Erkenntniß unser selbst zu kommen, und uns freuen, daß er uns dazu behülflich ist, ohne ihm Gränzen vorschreiben zu wollen. In dieser Gemüthsverfassung soll sich ein ieder befinden; es ist aber nicht nöthig, daß sie vollkommen ist, oder es ist vielmehr unmöglich, daß sie es ist. Denn es ist auf der Welt kein Mensch zu finden, der Demuth und Stärke gnug besässe, ohne den Muth sinken zu lassen, und ohne zu erschrecken, den Augenblick der geringsten Sünde in ihrer natürlichen Größe zu ertragen; und man kann von allen unsern nach ihrem ganzen Umfange erkannten Sünden, mit Wahrheit sagen, was die Schrift von Gott sagt: Non videbit me homo, & vivet: Kein Mensch wird mich sehen, und leben. 2. Mos. 33, 20. Wenn man sich also auf eine Art betragen will, die so wohl mit der Wahrheit, die wir alle

nöthig

nöthig haben; als auch mit der Schwachheit, die uns unfähig macht, sie in ihrer ganzen Stärke zu ertragen, ein Verhältniß hat; so muß man sie eifrig zu erkennen wünschen; man muß das, was man uns davon bekannt macht, gern und willig annehmen; man muß glauben, daß man uns noch immer gar sehr schont, und doch dabey stärker zu werden suchen, damit man nicht so sehr genöthigt seyn möge, uns zu schonen.

Das XI. Kapitel.

Fehler, die man vermeiden muß, um andern die Freyheit zu lassen, uns ihre Meynungen zu sagen. Worinnen die Hartnäckigkeit besteht.

Man würde es in der Erkenntniß sein selbst ohne Zweifel sehr weit bringen, wenn man zu der Zeit, da man mit dem erwählten Beichtvater zu thun hat, im Herzen wirklich so beschaffen wäre. Indessen muß man aber doch das Recht, uns unsere Fehler, und die üblen Folgen unserer Handlungen bekannt zu machen, nicht auf ihn allein einschränken. Es wäre vielmehr zu wünschen, daß man es so weit, als man nur könnte, ausdehnte, und es so gar gewissermaaßen einem jeden gäbe; weil niemand zu finden ist, dessen Schuldner wir nicht wären, und den wir nicht könnten beleidigt und geärgert haben. So klug und verständig ein Beichtva-

Bayer. Staats-Bibliothek München

ter auch immer ist, so sieht er doch nicht allzeit, was wir thun; er hört nicht alles, was wir sagen; er weis auch nicht allemal, was für einen Eindruck unsere Worte und Handlungen in andere machen; man kann ihn nur von denen, die ihn empfinden, recht erfahren. Man würde sich also gewöhnen müssen, in diesem Stücke nicht so empfindlich zu seyn, sondern einem jeden eine erlaubte Freyheit zu geben. Vielleicht würden wir oftmals nicht gar zu kluge Meynungen hören. Wenn wir aber nur diejenigen annehmen wollen, die uns ganz vernünftig zu seyn scheinen; so werden wir gar keine zu hören bekommen. Denn die Menschen werden sich niemals mit einer so beschwerlichen Genauigkeit belästigen, sondern sich vielmehr entschliessen, uns gar nichts zu sagen, als Gefahr zu laufen, uns zu beleidigen, wenn uns das, was sie uns sagten, nicht ganz recht zu seyn schiene.

Man muß voraus setzen, daß ein jeder, der auf der einen Seite glaubt, man wolle nicht gern von seinen Fehlern benachrichtigt werden, und sich auf der andern nicht gern unsern Haß zuzieht, deswegen geneigt ist, uns diesen Liebesdienst nicht zu erzeigen, und uns nichts von dem zu sagen, was er von uns denkt, und was, wie er weis, andere von uns denken. Wenn wir also dieses Hinderniß nicht aus dem Wege räumen, und der Wahrheit gleichsam entgegengehen, indem wir andere ermuntern, sie uns zu sagen; indem wir ihnen auf eine nicht verdächtige Art zu erkennen geben, daß wir uns deswegen ver-

bun-

bunden achten, sie mögen es thun, auf welche Art sie wollen; und indem wir auf solche Art ihre Furcht, sich verhaßt zu machen, vertreiben; so werden sie gegen uns allzeit die betrügliche Behutsamkeit beobachten, die uns in der Unwissenheit sehr vieler Dinge erhält, die wir doch gern wissen möchten.

Es ist zu dem Ende nicht genug, die Meynungen, die man uns sagt, ohne sich zu entrüsten, anzuhören, gleichwie es nicht gnug ist, denen dafür zu danken, welche sich die Freyheit, sie uns zu sagen, nehmen. Denn es weis ein jeder zur Gnüge, daß, weil es schändlich ist, es merken zu lassen, daß man sich dadurch beleidigt findet, man sich eine Ehre daraus zu machen sucht, bey solchen Gelegenheiten höflich zu seyn. Man muß aber die Leute überzeugen, daß diese Höflichkeitsbezeigungen aufrichtig sind; das kann nun aber nicht geschehen, wenn man nicht viele Dinge vermeidet, welche die Welt für Kennzeichen eines geheimen Mißvergnügens und eines Verdrußes, den wir nicht wollen merken lassen, hält.

Man muß z. E. nicht verlangen, daß man sich niemals die Freyheit nehmen soll, uns etwas zu sagen, wenn man sieht, daß wir mit denen, die allen unserr Meynungen schlechterdings beypflichten, eins sind, und in Verbindung stehen, und hingegen gegen alle andern nur Kaltsinnigkeit und ein frostiges Bezeigen von uns blicken lassen.

Wenn man sieht, daß wir, so bald es jemand gewagt hat, uns etwas zu sagen, in Ansehung seiner anfangen zurückhaltend zu werden; daß wir uns zwingen, so oft wir in seiner Gesellschaft sind, und nicht mehr auf eine ungezwungene und natürliche Art handeln. Wenn man sieht, daß wir, um desto mehr berechtigt zu seyn, eine solche Meynung zu verwerfen, ihr eine üble Wendung geben, und sie auf eine verhaßte Art vortragen, um sie von denen, mit welchen wir davon reden, verwerfen zu lassen. Wenn wir an der Person desjenigen, der sie gesagt hat, etwas aufsuchen, um seine Meynung deswegen in ein böses Geschrey zu bringen. Wenn wir bey vorfallenden Gelegenheiten auf eine empfindlichere und trocknere Art, als sonst, von ihm reden. Mit einem Worte, wenn man merkt, daß uns dieses im Herzen eine Wunde geschlagen hat; daß wir uns dessen erinnern, und mit Fleiß in unsere Reden gewisse affectirte Vertheidigungen in Absicht auf die Fehler, von welchen man uns Nachricht gegeben hat, mischen. Wenn wir, sage ich, nicht alle diese Dinge vermeiden, welche zu erkennen geben, daß wir von jemandem sind beleidigt worden; so darf man sich keine Hoffnung machen, daß man es bey höflichen Worten werde bewenden lassen, die durch so viele wirkliche Kennzeichen eines geheimen Mißvergnügens sind zernichtet worden.

Ein gewisser weiser Heyde spricht, derjenige, den man an einen Fehler erinnert, soll dasselbe nicht so gleich

in

in Ansehung desjenigen, von welchem er eine Erinnerung bekömmt, thun, sondern eine andere Zeit erwarten, ihm diesen Dienst zu erweisen. Man muß aber diese Meynung viel weiter ausdehnen. Denn wir müssen nicht nur diejenigen, die uns tadeln, nicht so gleich wieder tadeln; sondern es auch so gar unterlassen, sie zu tadeln, wenn man auf die Gedanken kommen könnte, es hätte uns ein geheimer Verdruß in Ansehung ihrer Fehler die Augen geöffnet, und uns auf sie aufmerksam gemacht. Man soll voraussetzen, daß sie wegen der Wirkung der Erinnerungen, die sie gemacht haben, besorgt sind, und es an den geringsten Zeichen, die wir von uns geben, merken werden, daß wir sie übel aufnehmen; und daß sie dieser Ursache alle Kaltsinnigkeit und allen Verdruß, den sie an uns gegen sich wahrnehmen, zuschreiben werden, welches machen würde, daß unsere Erinnerungen bey ihnen keinen Nutzen schafften, und ihnen so gar Anlaß geben würde, auf eine verwegene Art von uns zu ertheilen. Und das verbindet uns, von dieser Seite auf unserer Hut zu seyn, und so gar mehr Offenherzigkeit und Vertrauen gegen sie blicken zu lassen, als wir zu einer andern Zeit würden gethan haben.

Es ist um so vielmehr daran gelegen, sich auf diese Art gegen diejenigen zu verhalten, die es wagen, uns ihre Meynung zu sagen; weil, wenn man es nicht thut, man nicht etwan nur einer oder zwo Personen, sondern fast einem jeden das Maul stopft.

Denn es dürfen sich nur zwo oder drey solche Gelegenheiten eräugnen, um in den Ruf zu kommen, daß man empfindlich sey, um von denen, die uns kennen, für Leute gehalten zu werden, die es nicht leiden können, daß man frey mit ihnen redet. So bald aber dieser Eindruck gemacht ist, so ist er ein unüberwindliches Bollwerk wider die Wahrheit. Ein jeder ist auf Ausflüchte bedacht, um sie so empfindlichen Leuten nicht zu sagen. Man befürchtet immer sie zu beleidigen und zu erbittern. Man entschließt sich also, wenn die Sache zweifelhaft ist, gemeiniglich stille zu schweigen, und ihnen nichts unangenehmes zu sagen.

Man beklagt die Großen und Fürsten deswegen mit Recht, weil ihre Größe macht, daß die Wahrheit sich nicht untersteht, sich ihnen zu nähern, und daß sie also ihr ganzes Leben im Irrthume zubringen. Man hat aber gewiß nicht weniger Ursache, in diesem Stücke die mehresten von denen zu beklagen, die in der Welt in einigem Ansehen stehen. Denn wenn sie keine Prinzen von Geburt sind; so machen sie sich durch ihre Gemüthsart dazu, indem sie unter allen denen, die sich ihnen nähern, ein gewisses Schrecken verbreiten, das ihre vertrautesten Freunde abhält, offenherzig mit ihnen zu reden. Daher kömmt es, daß sie oftmals von dem nichts wissen, wovon ein jeder redet; daß sie sich einbilden, man billige das an ihnen, was doch durchgängig gemißbilligt wird, und daß sie fast in allen Sachen falsche Maaßregeln ergreifen.

Es

Es ist so gefährlich, diesen Eindruck von sich zu machen, daß, wenn er einmal gemacht ist, selbst unsere Freunde aus Liebe verbunden zu seyn glauben, ihre Meynungen zu verhälen, und uns bey unsern Gedanken zu lassen. Der heil. Augustinus 1) beklagt sich als über eine der größten Schwierigkeiten, die im Umgange vorfallen, darüber, daß, wenn man in jemandes seinen Worten oder Schriften etwas nicht billigt, und ihm diese Meynung bekannt macht, weil man glaubt, die christliche Freyheit verbände uns, es so zu machen, es sich oftmals zuträgt, daß diese Meynung mehr für eine Wirkung der Eifersucht, als der Freundschaft, gehalten wird. Er stellt einen solchen üblen Verdacht als einen großen, und zu gleicher Zeit sehr gewöhnlichen Fehler vor, und sagt, er richte oftmals unter Personen, die in der Einigkeit lebten, Spaltungen und Feindschaften an. Indessen weis er selbst kein anderes Mittel wider dieses Uebel, als seine Meynungen bey sich zu behalten, wenn man mit Freunden von einer solchen Gemüthsart zu thun hat. Wenn ich dir, spricht er zu dem heil. Hieronymus 2), nicht frey sagen kann, was in deinen Schriften fehlerhaft zu seyn scheint, und wenn du in Ansehung der meinigen nicht ein gleiches thun kannst, ohne daß wir einander der Eifersucht und des Mangels der Freundschaft wegen verdächtig werden; so wollen wir alles dieses lieber unterlassen, und unser Leben nebst unserer Seligkeit

1) August. ep. 95. n. 4.

2) Ep. 73. n. 9.

nicht in Gefahr setzen. Es mag lieber etwas an der Wissenschaft, welche aufbleht, mangeln, wenn wir nur die Liebe, welche erbaut, nicht verletzen. Und in einem andern Briefe spricht er 1): Es scheint, als ob wir nicht nur die Liebe, sondern auch die Freyheit der Freundschaft gegen einander ausüben sollten; und so sollten wir einander nicht verhälen, was uns in unsern Schriften mißfallen kann, wenn wir es nur mit einer Gesinnung thäten, die Gott bey der brüderlichen Liebe billigt. Wenn du aber meynst, daß wir dieses gegen einander nicht thun können, ohne die Liebe auf eine gefährliche Art zu verletzen; so werden wir besser thun, wenn wir es unterlassen. Denn obgleich die Art von Liebe, die wir, nach meinem Verlangen, ausüben sollten, weit erhabner ist; so ist es doch besser, jene andere, auf welche du mich einschränkst, als gar keine zu haben: *Illa enim caritas, quam tecum habere vellem, profecto maior est: sed melius haec minor, quam nulla est.* Wenn sich also ein Heiliger verbunden achtete, mit einem andern Heiligen auf diese Art umzugehen; so sieht man gar leicht, daß man sich kann genöthigt sehen, so mit andern umzugehen; und daß es also bisweilen die Liebe selbst erfordert, daß man gegen seine Freunde auf eine solche Art zurückhaltend ist, wenn sie nicht mehr Gelegenheit geben, ihnen seine Meynung zu sagen.

Außer

1) Ep. 82. n. 36.

Außer dem Rufe der Empfindlichkeit, giebt es auch noch einen andern, der selbst unsere Freunde sehr abhält, frey mit uns zu reden, und dieser Ruf besteht darinnen, daß wir auf unserem Kopfe bleiben, und von unsern Gedanken gar sehr eingenommen sind. Denn wenn wir andern diesen Begriff von uns beygebracht haben; so wagt es fast niemand mehr, uns zu widersprechen, besonders wenn wir in einigen Ansehen stehen, welches die Leute antreibt, sich gegen uns in Acht zu nehmen. Es ist also ein jeder zurückhaltend, und läßt uns glauben, was wir wollen, indem er in seinem Herzen oftmals darüber lacht. Man würde zwar nicht mit gutem Gewissen sagen können, man wäre, um in Ansehung derer nicht für hartnäckig gehalten zu werden, welche verlangen, daß man alles, was sie sagen, glauben soll, verbunden, zu erkennen zu geben, man billige Meynungen, die man doch wirklich nicht billigt, und man wolle sich alles gefallen lassen, was uns der erste, der uns vor die Augen käme, sagte; es ist aber leicht, den Ruf, als ob man auf seinem Kopfe bliebe, zu vermeiden, ohne so weit zu gehen. Man darf zu dem Ende nur die vernünftige Standhaftigkeit, welche eine Tugend ist, von der Hartnäckigkeit, die ein Laster ist, unterscheiden; welches eben so gar schwer nicht ist, wenn man das Recht bedenkt, welches uns die Vernunft über andere giebt.

Wir können von niemanden, er sey wer er wolle, mit Recht fordern, daß er unsere Meynungen, wenn

er nicht davon überzeugt ist, annehmen soll, noch ihn deswegen einer Hartnäckigkeit beschuldigen. Denn wenn er aus Einsicht davon nicht überzeugt ist; so ist er zu loben, daß er das, was falsch ist, nicht annimmt. Geschieht es aber aus Mangel des Verstandes und der Einsicht; so kann man ihm zwar diese Fehler, aber keine Hartnäckigkeit, Schuld geben. Es begeht aber auch die Welt diese Ungerechtigkeit nicht, wenn man ihr sonst giebt, was sie mit Recht von uns fordern kann; und dieses besteht darinnen. Obgleich die Menschen in diesem Leben nicht ganz unfähig sind, eine Wahrheit gewiß einzusehen; so giebt es doch sehr viele Dinge, von welchen sie nur dunkle Begriffe haben, und sie betriegen sich so gar so oft, indem sie das für gewiß halten, was doch nicht gewiß ist, indem sie die Sachen nur auf eine dunkle Art betrachten, und indem sie an ihnen nicht alles sehen, was man sehen muß, wenn man davon urtheilen will, daß das wenigste, so sie thun sollen, darinnen besteht, ein allgemeines Mißtrauen in ihre Meynungen und Gedanken zu setzen, wenn sie nicht ausdrücklich von der Schrift und dem Ansehen der Kirche bestätigt sind. Dieses Mißtrauen macht nicht, daß sie unentschlossen bleiben, und keine Partey ergreifen; sondern es hält sie nur ab, ihre Gedanken in einem entscheidenden Tone vorzutragen, und es sich mißfallen zu lassen, wenn man ihnen widerspricht. Es macht, daß sie die Gründe, die man wider ihre Meynung anführt, anhören und aufrichtig untersuchen. Endlich macht es auch, daß sie die

Mey-

Meynungen, denen sie nicht beypflichten, auf eine so bescheidene Art verwerfen, daß man glaubt, sie würden bereit gewesen seyn, sie anzunehmen, wenn sie Verstand gnug gehabt hätten, ihre Gründe einzusehen. Diese Gemüthsbeschaffenheit verlangt die Welt von uns, und zwar mit Recht, weil wir sie haben sollen. Und das Gegentheil davon ist das zuversichtliche Vertrauen, welches auch sogar das allgemeine Mißtrauen, den entscheidenden Ton, und die Art und Weise ausschließt, anderer ihre Meynungen zu verwerfen, ohne sich fast nicht einmal die Mühe zu nehmen, sie zu untersuchen, gleich als ob sie die Wahrheit nicht finden, und man sich nicht irren und betriegen könne, ist eigentlich dasjenige, was man Hartnäckigkeit nennt.

Dieses schreckt die Welt ab, und hindert sie, frey mit uns zu reden; weil man allemal voraussetzt, es werde vergeblich seyn, wenn man es thäte; weil, wenn wir einmal eine Partey ergriffen haben, wir unsere Gesinnung niemals anders, als nach vielem Zanken und Streiten, ändern; weil es sich allzeit zeigen müßte, das wir recht und die andern unrecht hätten. Es läßt also ein jeder die ganze Sache lieber, wie sie ist, und uns bey unsern Einsichten und Meynungen bleiben, ohne uns die seinigen bekannt zu machen.

Man bringt beynahe dieselbe üble Wirkung hervor, wenn man, ohne sich in Streitigkeiten einzu-

lassen,

lassen, und ohne zu erkennen zu geben, daß man hartnäckig und verdrießlich ist, dennoch auf eine gewisse Art kaltsinnig bleibt, ohne es merken zu lassen, ob man die Freyheit, die sich unsere Freunde nehmen, uns ihre Meynung zu sagen, billigt oder nicht billigt. Denn da sie von Natur geneigt sind zu glauben, daß uns diese Freyheit nicht angenehm ist, und in diesem Stücke mißtrauisch sind; so giebt ein jeder, der diesen Eindruck durch seine Mine und durch seine Art zu antworten nicht vernichtet, Anlaß zu glauben, er wolle haben, daß er bleiben solle. Und da sein Stillschweigen mit vieler Wahrscheinlichkeit für ein Merkmaal des Mißvergnügens angenommen wird; so glaubt man der Mühe überhoben zu seyn, in Zukunft dergleichen Versuche zu machen.

Das XII. Kapitel.

Regeln, die Sprache der Nachrichten, der Schmeicheley und des Stillschweigens zu verstehen.

Wenn wir diese und andere solche Fehler sorgfältig zu vermeiden suchten; so würden wir unsere wahren Freunde bewegen, uns bisweilen zu sagen, was sie von unsern Handlungen denken, und uns zu erzählen, wie sie in der Welt aufgenommen werden. Wenn man aber von dem, was sie uns sagen, recht urtheilen will; so muß man folgende Regel nicht vergessen: Da die natürliche Gefälligkeit,

die

die Furcht zu beleidigen, und selbst der Wohlstand diejenigen, welche von unsern Fehlern mit uns reden, antreiben, sich in den Ausdrücken gar sehr zu mäßigen; so müssen wir, wenn wir ihre Meynung recht einsehen wollen, dasjenige selbst hinzusetzen, was ihren Worten abgeht, und nicht glauben, daß ihnen diese Gedanken mit allen den Mäßigungen und Milderungen einfallen, die sie, wenn sie uns dieselben bekannt machen, brauchen. Wir wollen also annehmen, daß man uns von dem, was man von uns denkt, allzeit nur einen kleinen Theil sagt, und daß man alles, was man uns davon sagt, gewissermaaßen vermehren muß, wenn man hinter die Wahrheit kommen will. Wenn man uns sagt, man habe wider etwas, das wir gethan haben, etwas weniges einzuwenden; so heißt dieses so viel, man habe gar viel darwider einzuwenden. Wenn man sagt, man mache in Ansehung eines gewissen Urtheils einige Schwierigkeiten; so will dieses so viel sagen, man halte es für falsch und lächerlich. Wenn man uns sagt, man könne einem von unsern Gedanken nicht wohl beypflichten; so will dieses zu erkennen geben, man mißbillige und verwerfe ihn. Wenn man uns sagt, es gäbe Leute, die sich an gewisse Handlungen stießen; so heißt das so viel gesagt, es ärgerten sich viele daran. Mit einem Worte, man muß voraussetzen, daß die Sprache der Nachrichten eine besondere Sprache ist; daß man sich in derselben nur halb ausdrückt; daß es weiter nichts, als beständige Verschweigungen sind; und daß, wenn man das man-

gelnde nicht hinzusetzt, und alles versteht, was jemand sagen will, wenn er nur den Mund aufthut; so ist man selbst von denen betrogen, die uns eines bessern belehren wollen.

Wenn man das, was sein wahres Wohl betrift, eben so gut verstünde, als man gemeiniglich seinen Nutzen und Vortheil versteht; so würde man nicht nur die Wahrheit hinter den kleinen Wolken entdeken, derer sich der Wohlstand und die Klugheit bedienen, sie zu mäßigen und zu mildern; sondern man würde sie auch so gar bey der Dunkelheit der Lügen und des Stillschweigens unterscheiden und erkennen. Durch die Lügen der Schmeicheleyen verfälscht man sie, und durch das Stillschweigen verhält man sie. Es kömmt aber mehrentheils nur auf uns an, sie bey dem einen und dem andern zu unterscheiden und zu erkennen. Denn es liegt selbst in der Schmeicheley allzeit etwas wahres, und das Stillschweigen hat auch seine Sprache. Dieses hat den heil. Hieronymus veranlaßt, das Stillschweigen des heil. Asellus, *silentium loquens*, ein redendes Stillschweigen zu nennen. 1).

Wenn man einsehen will; was in der Schmeicheley wahres seyn kann, so darf man nur den eigentlichen Sinn der Ausdrücke von den Gedanken unterscheiden, die sie uns in dem Verstande derer, die sich derselben bedienen, zu lesen Anlaß geben. In dem

1) Hieron. 21. tom. 4. part. 2.

dem eigentlichen Sinne der Ausdrücke der Schmeichler liegt nichts wahres, weil wir hier das Wort Schmeicheley für ein falsches Lob nehmen. Sie geben aber Gelegenheit, viele von ihren Gedanken einzusehen, und uns, vermittelst dieser Gedanken, von vielen Wahrheiten, die uns angehen, zu belehren.

Die erste ist diese: Wenn sie dieses Lob ertheilen; so glauben sie gerade das Gegentheil von dem, was sie sagen, und verachten in ihrem Herzen die, welchen sie es ertheilen, eben so sehr, als sie äußerlich Hochachtung gegen sie von sich blicken lassen.

Die andere fließt aus der Natur und Beschaffenheit des Lobes, welches sie erwählen. Denn sie nehmen gemeiniglich den Innhalt dazu von wahrhaftig lobenswürdigen Sachen her, die sie denen, welchen sie schmeicheln wollen, fälschlich zueignen. Es sollen also die, welchen man diese Lobeserhebungen macht, daraus nicht schließen, daß sie die Eigenschaften, die man ihnen zuschreibt, wirklich an sich haben, oder daß es Leute giebt, die es glauben; sondern nur, daß diese Eigenschaften an sich selbst lobenswürdig sind, und daß es zu wünschen wäre, daß sie dieselben an sich hätten; das heißt, sie können daraus lernen, nicht was sie sind, sondern was sie seyn sollten. Diese Anmerkung hat der heil. Augustinus 1) über das Lob gemacht, welches Cicero dem Cäsar beylegt, wenn er von ihm sagt, er vergäße sonst nichts, als die

ihm

1) August. ep. 138. n. 9.

ihm zugefügten Beleidigungen: *Nihil oblivisci solebat, nisi injurias. Dicebat hoc*, spricht er, *tam magnus laudator, aut tam magnus adulator: Sed si laudator, talem Caesarem noverat; si autem adulator, talem esse debere ostendebat Principem civitatis, qualem illum fallaciter praedicabat.* Was Cicero dem Cäsar sagte, spricht dieser Kirchenlehrer, war entweder ein großes Lob, oder eine große Schmeicheley. Wenn es ein Lob war; so mußte er glauben, daß Cäsar wirklich so beschaffen war. Und wenn es eine Schmeicheley war; so gab er dadurch allzeit zu erkennen, daß der, welcher einen Staat beherrscht, die Eigenschaften an sich haben soll, die er dem Cäsar fälschlich zuschrieb.

Das dritte, was uns die Schmeicheley bekannt macht, ist von eben der Art, wie das erste, und besteht in folgendem. Der Schmeichler glaubt nicht nur das, was er sagt, nicht; sondern er setzt auch noch überdieses voraus, daß derjenige, dem er schmeichelt, einfältig gnug ist, sich durch diese Schmeicheleyen betriegen zu lassen, und sie für wahre Lobeserhebungen anzunehmen. Und da man falsche Lobeserhebungen nicht anders, als wenn man sich selbst schmeichelt, billigen kann; so mißbilligt ein jeder Schmeichler den Irrthum und die Eitelkeit dessen, dem er schmeichelt, bey sich selbst. Hierinnen besteht das Urtheil, welches er davon fällt Da man endlich aus Eigennutze, und nicht aus Neigung, schmeichelt, und sich des Schmeichelns als eines Mittels

bedient, von den Großen zu erlangen, was man von ihnen erlangen will; so müssen die Schmeichler auch noch denken, daß diejenigen, welchen sie diese falschen Lobsprüche ertheilen, in sich selbst verliebt gnug sind, um sich durch einen so groben Betrug einnehmen zu lassen. Wenn also alles, was in dem Kopfe eines Schmeichlers ist, entwickelt und ausgedrückt wäre; so würde man es in dieses sonderbare Compliment bringen können: Bildet euch nicht ein, mein Herr, daß ich von den Lobsprüchen, die ich euch ertheile, etwas glaube. Ich hege gegen euch alle gerechte Verachtung, die ihr verdienet. Da ich aber weis, daß ihr eitel gnug seyd, um zu glauben, man hege die Hochachtung, die ich euch erweise, wirklich; und da euch die allzugroße Liebe, die ihr zu euch selbst traget, deswegen bereit und willig machen wird, mir die Gnade, die ich wünsche, zu erzeigen; so habe ich geglaubt, ich müsse mich, um sie zu erhalten, eines Mittels bedienen, welches gerade das Gegentheil nach sich ziehen sollte. Das würden die Großen in dem Kopfe der mehresten Leute, die sie loben, sehen können, wenn sie mit den Ausdrücken dieser das, was sie von ihren Gedanken wissen könten, zu verbinden wüßten. Da ihnen aber dieses beschwerlich fallen würde; so wollen sie lieber nicht so scharfsichtig seyn, und bey der Schaale der Worte stehen bleiben. Und weil man diese Gesinnung kennet; so wagt man es, dieses böse Mittel zu brauchen.

Die Sprache des Stillschweigens besteht in den Gedanken. Das Stillschweigen giebt selbst zu erken-

nen, was die denken, die aus gewissen Absichten schweigen. Wenn man z. E. in Gegenwart der Großen von einen gewissen Fehler nicht reden will; so giebt dieses zu erkennen, man glaube, sie hätten ihn an sich, und man befürchte, sie möchten das, was man davon sagte, auf sich anwenden. Und wenn man in ihrer Gegenwart gewisse Leute nicht lobt; so will dieses so viel sagen, man bilde sich ein, sie liebten sie nicht, und wären wider sie eingenommen. Sie dürfen also nur auf die Reden Achtung geben, derer man sich in ihrer Gegenwart enthält, um zu wissen, welche vorgefaßte Meynungen und welche Fehler man ihnen zuschreibt. Und da man in der Abwesenheit der Leute von nichts so sehr redet, als von den Sachen, von welchen man sich in ihrer Gegenwart nicht zu reden getraut; so können sie auch aus den Reden, die man in ihrer Gegenwart niemals führt, den Schluß machen, was für welche man oft in die Unterredung mischt, wenn man weit von ihnen ist.

Das XIII. Kapitel.

Es giebt allzeit sehr viel Dinge, die wir niemals an uns selbst wahrnehmen. Gränzen, in welche man sich einschließen muß, wenn man sich will kennen lernen.

Die Ausübung dieser Mittel ist nicht nur nützlich, viele Fehler einsehen zu lassen, die wir nicht einsehen; sondern sie ist auch sehr geschickt, von Gott

zu

zu erhalten, daß er uns bey der Bemühung, uns kennen zu lernen, mit seinem Lichte beysteht. So weit man es aber auch immer darinnen bringt, so muß man doch nicht verlangen, jemals so weit zu kommen, daß man sich vollkommen kennt. Es giebt in dem Herzen des Menschen, so lange er in diesem Leben ist, allzeit Abgründe, die er niemals ganz erforschen wird, so viel Mühe er sich deswegen auch immer giebt. Es ist so gar ein Stück der Erkenntniß, die man von sich haben kann, wenn man recht einsieht, daß man sich in dem, was so gar das wesentlichste und wichtigste zu seyn scheint, nicht gewiß erkennt.

Denn man kennt und weis dasjenige niemals recht gewiß, was man den Grund des Herzens, oder die erste Neigung der Seele nennt, welche macht, daß sie entweder Gott, oder dem Geschöpfe angehört. Ich will sagen, man weis niemals gewiß, daß man Gott angehört, ob man gleich bisweilen gewiß wissen kann, daß man ihm nicht angehört.

Eben so wenig weis man mit einer vollkommenen Gewißheit, daß Gott in der Seele, als in seinem Tempel, wohnt, weil dieses eine Folge von der ersten Neigung des Herzens ist.

Man weis bey den besondern Handlungen nicht gewiß, ob die Liebe zu Gott der Grund und die Quelle derselben ist, oder ob nicht die Natur und die Gewohnheit die Gestalt der Liebe zu Gott an sich nehmen.

Niemand weis gewiß, ob ihm seine Sünden vergeben sind. Man weis den eigentlichen Grad seiner Schwachheit und Stärke nicht. Man weis nicht, was uns Gott von dem, was unsere Begierde unaufhörlich hervorbringt, zurechnet oder nicht zurechnet.

Endlich weis man weder die Herannahung Gottes, noch seine Entfernung gewiß. Denn man glaubt oftmals die Gnade zu haben, wenn sich der Verstand nur mit ganz natürlichen Gedanken und Bewegungen beschäftigt; und oftmals hält man auch eigentliche Wirkungen der Gnade für Bewegungen der Natur.

Man soll also voraus setzen, daß wir uns bey allem unsern Bemühen und Nachforschen, in diesem Leben allzeit unbekannt bleiben werden. Da aber diese nothwendige Unwissenheit zu der göttlichen Ordnung gehört; so muß man sie demüthig ertragen, und so gar glauben, daß es uns gut und heilsam ist, darinnen zu bleiben. Wir sollen nur die freywillige Unwissenheit vermeiden, weil sie dieser Ordnung zuwider ist.

Mit einem Worte, wir sollen uns nur in so fern, als es Gott haben will, zu erkennen wünschen. Nun will aber Gott, daß wir uns nur in so fern erkennen, als wir es nöthig haben, uns zu demüthigen, und zu leiten. Es ist also die ganze Bemühung, in das Innerste unsers Herzens einzudringen, welche nicht in diese Gränzen eingeschlossen ist, Gott nicht angenehm, und kann uns auch nicht nützlich seyn.

Man muß also nicht dergestalt an seine Fehler denken, daß man, unter dem Vorwande, die Ver-

messen,

messenheit zu vermeiden, muthlos und unruhig wird. Es würde also, dessen ungeachtet, was von dem Bilde ist gesagt worden, das man von sich selbst zu entwerfen suchen soll, wenn es sich dennoch zutrüge, daß man vor diesen Gegenständen dergestalt erschräcke, daß die Seele davon gewissermaaßen könnte niedergeschlagen werden, weit besser seye, sie davon abzuziehen, um sie nur an die göttliche Barmherzigkeit denken zu lassen.

Das XIV. Kapitel.

Man muß sich bey der Untersuchung sein selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und diese Erkenntniß durch die Betrachtung der göttlichen Barmherzigkeit mäßigen.

Man soll auch noch bey dieser ganzen Untersuchung seiner Handlungen und seiner innern Bewegungen darauf bedacht seyn, daß man sich eben die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die man andern widerfahren zu lassen sich verbunden erachten würde, das heißt, man soll sich nicht ohne augenscheinliche Gewißheit verdammen.

Es ist wahr, wir wissen nicht, ob unsere besten Handlungen gut und Gott angenehm sind; wir wissen aber noch weniger, daß sie ihm nicht gefallen.

Es mischen sich viel menschliche und verderbte Absichten darunter; wir wissen aber nicht, ob diese Absichten

sichten freywillige sind, und welchen Antheil wir daran haben; ob sie nicht etwann nur bloße Bewegungen der Begierde, die uns Gott nicht zurechnet; oder Versuchungen des Feindes sind, die uns noch weniger strafbar machen.

Wir werden in uns eine unendliche Quelle des Verderbens gewahr; aber diese Quelle, sie mag so groß seyn, als sie nur will, macht uns nicht strafbar, wenn eine andere Quelle der Liebe zu Gott und zur Gerechtigkeit unser Herz eingenommen hat.

Wir haben unzählige Fehler begangen, und begehen auch noch alle Stunden welche; aber Gott vergiebt uns auch diese unzähligen Fehler alle Stunden, wenn wir uns mit wahrer Demuth zu ihm bekehren. Und so wissen wir nicht, ob diese Fehler vor seinen Augen bleiben.

Was muß man denn also bey dieser Unwissenheit thun? Man muß sich unter die Hand Gottes demüthigen, aber nicht verdammen; denn das würde sich eine Kenntniß zueignen heißen, die wir nicht haben.

Endlich besteht die hauptsächlichste Vorsicht, die man bey der Erfahrung sein selbst brauchen soll, darinnen, daß man sich nicht so einzig und allein damit beschäftigt, daß man sie nicht zugleich immer mit der Betrachtung der unendlichen Barmherzigkeit Gottes verbindet, welche unser ganzes Elend dergestalt übertrifft, daß es, in Vergleichung mit diesem unendlichen Ocean, nur ein Tropfen ist. In dieses unermeßliche Meer muß man es also mit einem vollkommenen Vertrauen versenken. Es ist groß, wenn

man

man es an sich selbst betrachtet; es ist aber nichts, wenn es mit der unendlichen Größe der Liebe Gottes zu uns, und dem Lösegelde, das er für uns gegeben hat, verglichen wird. Es soll uns demüthigen, ohne uns niederzuschlagen; gleichwie uns die Betrachtung der göttlichen Barmherzigkeit trösten soll, ohne uns zu erheben. Gott hat uns diese beyden großen Gegenstände, unsers Elendes und seiner Barmherzigkeit, geben wollen, unsere Seele in einem gehörigen Gleichgewichte zu erhalten. Es ist allemal gefährlich, das eine ohne das andere zu betrachten. Aber die Verbindung dieser beyden Betrachtungen setzt die Seele in den rechten Zustand, in welchem sie sich in diesem Leben befinden soll; und dieser ist der Zustand einer heilsamen Furcht, die sich auf die Betrachtung unsers Elendes gründet, und eines demüthigen Vertrauens, welches auf der göttlichen Barmherzigkeit beruht.

Zweyte Abhandlung.

Von der Liebe und Eigenliebe.

Das I. Kapitel.

Liebe und Eigenliebe sind einander in ihren Wirkungen gleich. Was man unter dem Worte Eigenliebe verstehen muß. Der Haß, den man gegen anderer ihre Eigenliebe hegt, nöthigt sie, sich zu verstellen.

Obgleich der Liebe, die alles auf Gott bezieht, nichts so sehr zuwider ist, als die Eigenliebe, die alles auf sich bezieht; so ist doch den Wirkungen der Liebe nichts so gleich und ähnlich, als die Wirkungen der Eigenliebe. Denn sie geht dergestalt dieselben Wege, daß man diejenigen, auf welche uns die Liebe führen soll, fast nicht besser anzeigen kann, als wenn man die kennen lernt, die eine verständige Eigenliebe nimmt, die ihren wahren Nutzen und Vortheil kennt, und den Zweck, den sie sich vorsetzt, auf eine vernünftige Art zu erreichen sucht.

Diese Aehnlichkeit der Wirkungen an so verschiedenen Ursachen wird denen nicht wunderbar vorkommen, welche die Natur der Eigenliebe recht haben kennen lernen. Wenn man sie aber will kennen lernen, so muß man die Eigenliebe zuvörderst in ihrem Grunde und in ihren ersten Neigungen betrachten,

damit

damit man hernach sehen kann, wie sie sich verbirgt, um sich den Augen der Welt zu entziehen.

Das Wort Eigenliebe ist nicht hinlänglich, uns ihre Natur bekannt zu machen, weil man sich auf vielerley Art lieben kann. Man muß noch andere Eigenschaften damit verbinden, wenn man sich einen rechten Begriff davon machen will. Diese Eigenschaften sind, daß der verderbte Mensch nicht nur sich selbst liebt; sondern daß er sich auch ohne Gränzen und ohne Maaß liebt; daß er nur sich liebt, und alles auf sich bezieht. Er wünscht sich jede Art von Gütern, Ehre und Vergnügen, und er wünscht sie nur sich, oder in Absicht auf sich. Er macht sich zum Mittelpunkte von allem; er möchte gern überall herrschen, und sähe es gern, wenn sich alle Geschöpfe nur damit beschäftigen, ihn zu vergnügen, zu loben und zu bewundern. Diese tyrannische Neigung, welche allen Menschen tief ins Herz geprägt ist, macht sie gewaltthätig, ungerecht, grausam, ehrgeizig, schmeichelhaft, neidisch, übermüthig und zankſüchtig. Mit einem Worte, sie enthält den Saamen von allen Lastern und Ausschweifungen der Menschen, von den geringsten an, bis zu den abscheulichsten. Das ist das Ungeheuer, das wir in unserem Busen tragen. Es lebt und herrscht auf eine unumschränkte Art in uns, wenn Gott seiner Herrschaft nicht ein Ende gemacht, indem er eine andere Liebe in unser Herz gegossen hat. Es ist der Grund von allen Handlungen, die keinen andern, als die verderbte Natur, haben Und anstatt daß wir einen Abscheu

davor haben sollten, lieben und hassen wir alle Dinge, die außer uns sind, nur in so fern, als sie mit seinen Neigungen übereinstimmen, oder nicht übereinstimmen.

Wenn wir es aber in uns selbst lieben; so fehlt doch sehr viel, daß wir ein gleiches thun, wenn wir es an andern wahrnehmen. Es kömmt uns alsdenn vielmehr in seiner natürlichen Gestalt vor, und wir hassen es so gar desto mehr, je mehr wir uns lieben, weil sich die Eigenliebe der andern Menschen dem Wünschen und Verlangen der unserigen widersetzt. Wir wünschen, daß uns alle andere liebten, bewunderten, sich unter uns schmiegten, und darauf dächten, wie sie uns vergnügen und befriedigen wollten. Sie haben aber nicht nur keine Lust dazu; sondern lachen uns auch noch aus, daß wir es verlangen; und sie sind bereit, alles zu thun, um es nicht nur zu verhindern, daß uns unsere Wünsche nicht gelingen, sondern uns auch den ihrigen zu unterwerfen, und ebendasselbe von uns zu verlangen. Deswegen sind also alle Menschen immer wider einander. Und wenn derjenige, welcher gesagt hat, sie würden in einem kriegerischen Zustande gebohren, und ein jeder Mensch wäre von Natur ein Feind von allen übrigen Menschen, durch diese Worte nur die Gesinnung des Herzens der Menschen gegen einander hätte anzeigen wollen, ohne sie für rechtmäßig und recht auszugeben; so würde er etwas gesagt haben, das mit der Wahrheit und Erfahrung eben so übereinstimmt, als das, was er behauptet, der Vernunft und Gerechtigkeit zuwider ist.

Das

Das II. Kapitel.

Wie die Eigenliebe die Menschen in eine und dieselbe Gesellschaft hat zusammenbringen können. Beschreibung der von der Eigenliebe errichteten Gesellschaften.

Man sieht anfangs nicht ein, wie Gesellschaften, Republiken und Königreiche aus den vielen Menschen haben entstehen können, die Leidenschaften haben, welche der Vereinigung so zuwider sind, und einander nur zu Grunde zu richten suchen; aber die Eigenliebe, welche die Ursache von diesem Kriege ist, weis gar bald Mittel zu finden, sie in Ruhe und Friede leben zu lassen. Sie herrscht gern; sie macht sich gern einen jeden unterthänig; sie liebt aber das Leben, und die Gemächlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens noch mehr, als die Herrschaft; und sie sieht gar wohl ein., daß die andere gar nicht geneigt sind, sich beherrschen zu lassen, sondern vielmehr fertig und bereit, ihr die Güter, die sie am liebsten hat, zu rauben. Es sieht also ein jeder, daß es ihm unmöglich ist, die Absichten, die ihm sein Ehrgeiz eingiebt, mit Gewalt zu erreichen, und er befürchtet so gar nicht ohne Grund, die wesentlichen Güter, die er besitzt, durch anderer ihre Gewaltthätigkeit zu verlieren. Dieses nöthigt ihn zuvörderst, bloß für seine eigene Erhaltung zu sorgen; und man findet hierzu kein anderes Mittel, als sich mit andern Menschen

zu vereinigen, um diejenigen mit Gewalt abzuhalten, die sich unterfangen wollten, uns unser Leben oder unsere Güter zu rauben. Und damit man diese Vereinigung befestigen möge; so giebt man Gesetze, und verordnet wider die, so sie übertreten, Strafen. So thut man vermittelst der Galgen und Räder, die man gemeinschaftlich aufrichtet, den tyrannischen Gedanken und Absichten der Eigenliebe eines jeden insbesondere Einhalt.

Die Furcht vor dem Tode ist also das erste Band der bürgerlichen Gesellschaft, und der erste Zaum der Eigenliebe. Dieses nöthigt die Menschen, so ungern sie es auch immer thun, den Gesetzen zu gehorchen; und es läßt sie die weitläuftigen Gedanken und Entwürfe der Herrschsucht dergestalt vergessen, daß sie bey den mehresten von ihnen fast gar nicht mehr entstehen; so sehr sehen sie ein, daß es unmöglich ist, in diesem Stücke ihren Zweck zu erreichen.

Da sie nun sehen, daß sie keine offenbare Macht und Gewalt brauchen können; so müßen sie auf andere Mittel und Wege denken, und listige Kunstgriffe an die Stelle der Macht und Gewalt setzen. Sie finden aber keinen andern, als daß sie die Eigenliebe derer, die sie nöthig haben, anstatt auf eine tyrannische Art über sie zu herrschen, zu befriedigen suchen.

Die einen suchen sich nützlich zu machen, indem sie ihr Interesse befördern; und die andern suchen sie durch Schmeicheleyen zu gewinnen. Man giebt, um wieder zu bekommen. Das ist die Quelle und

der

der Grund von allem Handel und Gewerbe, das unter den Menschen getrieben wird, und auf tausenderley Art verschieden ist. Denn man handelt nicht nur mit Waaren, die man für andere Waaren, oder für Geld giebt; sondern man handelt auch mit Arbeiten, Dienste, Bemühungen und Höflichkeiten. Und man vertauscht alles dieses entweder gegen Sachen von derselben Art und Beschaffenheit, oder gegen wirklichere Güter, als wenn man für nichtige Gefälligkeiten, wirkliche Bequemlichkeiten erlangt.

Auf diese Art werden vermittelst dieses Handels alle Bedürfnisse des Lebens befriedigt, ohne daß sich die Liebe darein mischt; so daß man in den Ländern, in welche sie keinen Eingang hat, weil die wahre Religion daraus verbannt ist, dem ungeachtet eben so friedlich, sicher und bequem lebt, als wenn man in einer Republik von Heiligen wäre.

Es ist zwar die tyrannische Neigung, vermöge welcher man mit Gewalt über andere herrschen will, im Herzen der Menschen immer lebendig. Weil sie aber sehen, daß sie ihren Zweck durch sie unmöglich erlangen werden; so sind sie gezwungen, sie so lange zu verbergen, bis sie stärker geworden sind, indem sie andere Menschen durch gelinde und sanfte Mittel gewinnen, um hernach im Stande zu seyn, andere mit Gewalt unter das Joch zu bringen. Es ist also anfangs ein jeder darauf bedacht, in der Gesellschaft, in welcher er lebt, die ersten und vornehmsten Stellen einzunehmen. Und wenn man sieht, daß man sie nicht bekömmt; so denkt man die folgenden zu

erhalten. Mit einem Worte, man erhebt sich so sehr, als man kann, und erniedrigt sich nur, weil man dazu gezwungen ist. In einem jeden Staate und Stande sucht man immer eine gewisse Art von Vorzuge, von Macht und Gewalt, von Oberaufsicht, von Ansehen und Gerichtsbarkeit zu erlangen, und seine Macht so sehr, als man nur kann, auszudehnen. Die Fürsten bekriegen ihre Nachbarn, die Gränzen ihres Staats zu erweitern. Die Beamten der verschiedenen Gesellschaften oder Kollegien eines und desselben Staats sind immer hinter einander her. In allen Aemtern und Bedienungen sucht immer einer dem andern eine Grube zu graben, und ihn zu unterdrücken. Und wenn die Kriege, die man in denselben mit einander führt, nicht so blutig sind, als die Kriege der Fürsten; so kömmt es nicht daher, als ob die Leidenschaften in denselben nicht eben so heftig und erbittert wären; sondern gemeiniglich daher, weil man sich vor den Strafen fürchtet, welche die Gesetze denen drohen, die ihre Zuflucht zu gewaltsamen Mitteln nehmen.

Nichts ist geschickter, diese von der Begierde errichtete geistliche Welt vorzustellen, als die von der Natur gebildete materielle Welt, das heißt, die vielen und mannichfaltigen Körper, aus welchen das Weltgebäude besteht. Denn man wird daselbst ebenfalls gewahr, daß sich ein jeder Theil der Materie zu bewegen, zu erweitern, und seine Stelle zu verlassen sucht. Weil er aber von übrigen Körpern gedrückt und gedrungen wird; so ist er in eine Art von

Ge-

Gefängnisse eingesperrt, welches er verläßt, so bald er merkt, daß er mehr Kraft und Stärke hat, als die Materie, die ihn umgiebt. Dieses ist das Bild von dem Zwange, in welchen die Eigenliebe einer jeden einzelnen Person von anderer ihrer Eigenliebe versetzt ist, welche ihr nicht erlaubt, sich so weit auszubreiten, als sie gern wollte. Und man wird alle ihre übrigen Bewegungen in der Fortsetzung dieser Vergleichung vorgestellt und abgebildet finden. Denn gleichwie diese kleinen eingeschlossenen Körper, wenn sie ihre Kräfte und Bewegungen vereinigen, große Haufen Materie ausmachen, die man Wirbel nennt, welche gleichsam die Länder und Königreiche sind; und wie, wenn diese Wirbel selbst von andern Wirbeln, als von benachbarten Königreichen, gedruckt und eingeschlossen werden, in einem jeden großen Wirbel kleine Wirbel entstehen, welche, ob sie gleich der allgemeinen Bewegung des großen Körpers, der sie mit sich fortreißt, folgen, dennoch auch ihre besondere Bewegungen haben, und noch andere kleine Körper nöthigen, sich um sie herum zu drehen; also folgen auch die Großen eines Staats seiner Bewegung so, daß sie ihr besonderes Interesse dabey haben, und gleichsam der Mittelpunkt vieler Leute, die sich an ihr Glück hängen, sind. Gleichwie sich endlich auch alle diese kleinen von den Wirbeln fortgerissenen Körper noch so sehr, als sie können, um ihren Mittelpunkt drehen; also sehen auch die Kleinen, die dem Glücke der Großen und des Staats folgen, bey allen Pflichten und Diensten, die sie andern leisten, auf

sich selbst, und haben ihren eigenen Nutzen und Vortheil immer vor Augen.

Das III. Kapitel.

Die allgemeineste Neigung, die aus der Eigenliebe entsteht, ist das Verlangen geliebt zu werden.

Dasjenige, was die Eigenliebe bey der Herrschaft besonders sucht, besteht darinnen, daß wir von andern als groß und mächtig angesehen werden, und in ihrem Herzen Bewegungen der Ehrfurcht und Erniedrigung, welche mit diesen Begriffen übereinstimmen, hervorbringen mögen. Ob ihr nun aber gleich diese Eindrücke die angenehmsten sind; so sind sie doch nicht die einzigen, wovon sie sich nährt. Sie liebt überhaupt alle Bewegungen, die ihr günstig sind, als die Bewunderung, das Zutrauen, und vornehmlich die Liebe. Es giebt viel Leute, die nicht thun, was man thun muß, wenn man will geliebt werden; es werden aber keine gefunden, die sich nicht freueten, wenn sie geliebt werden, und es nicht mit Vergnügen sähen, wenn bey andern diese Neigung des Herzens auf sie gerichtet ist, welches dasjenige ist, was man Liebe nennt. Wenn es nicht scheint, als ob man sich viel Mühe gäbe, sich diese Liebe zu erwerben; so kömmt es daher, weil man noch lieber Empfindungen der Furcht und Erniedrigung unter seine Größe einflößen will; oder weil, indem man gewissen

wissen Leuten gar zu sehr zu gefallen sucht, man sich weniger Mühe giebt, andern zu gefallen.

Dieses hindert aber nicht, daß man nicht auch selbst zu der Zeit, da, weil man von stärkern Leidenschaften hingerissen wird, man sich auf eine Art beträgt, die nicht gar zu geschickt ist, sich beliebt zu machen, wollte geliebt werden; und daß es nicht unangenehm wäre, wenn man in andern ihren Gemüthern Bewegungen des Hasses und der Abneigung wahrnimmt. Es giebt so gar viel Leute, bey welchen die Neigung sich beliebt zu machen, stärker ist, als die Neigung zum herrschen, und welche sich mehr vor dem Hasse und der Abneigung der Menschen, und den Urtheilen, die sie hervorbringen, fürchten, als sie reich, mächtig und groß zu seyn wünschen. Endlich, ob es gleich wenig Große, und so gar wenig Leute giebt, die groß zu werden trachten; so wird doch dagegen niemand gefunden, der nicht verlangen könnte, es dahin zu bringen, daß er möge geliebt werden.

Wenn also das Verlangen, geliebt zu werden, nicht die stärkste Leidenschaft ist, die aus der Eigenliebe entspringt; so ist sie doch wenigstens die allgemeinste. Die Absichten des Eigennutzes, des Ehrgeizes und des Vergnügens hindern oftmals ihre Wirkungen, sie ersticken sie aber niemals ganz. Sie ist im Grunde des Herzens immer lebendig; und so bald sie frey ist, unterläßt sie nicht zu wirken, und uns zu allem anzutreiben, was uns die Liebe der Menschen zuwegebringen kann, gleichwie sie uns al-

les vermeiden läßt, was uns, unserer Meynung nach, ihre Abneigung zuziehen kann. Man betriegt sich zwar bisweilen bey der Unterscheidung und Beurtheilung der Dinge, welche die Liebe oder den Haß zuziehen, und es urtheilen die einen besser davon, als die andern. Man mag sich nun aber dabey betriegen, odr nicht; so ist es doch allzeit dieselbe Leidenschaft, die wirksam ist, und welche dieselben Gegenstände flieht oder sucht. Es giebt so gar eine Unterscheidung und Beurtheilung, die allen Menschen bis auf einen gewissen Grad gemein ist; das heißt, sie sehen alle ein, in wie fern gewisse Handlungen den Haß, und dagegen andere die Liebe erregen.

Das IV. Kapitel.

Die Eigenliebe ahmt die Liebe in vielen Dingen nach und besonders, wenn sie sich verbirgt. Worinnen die menschliche Wohlanständigkeit oder Ehrbarkeit besteht.

Es ist nicht nöthig, sich in die besondere Beschreibung des Verhaltens der Eigenliebe tiefer einzulassen, um zu zeigen, wie sehr sie die Liebe in der Nähe nachahmt. Es ist gnug, wenn man sagt, daß, wenn uns die Eigenliebe durch die Furcht vor der Strafe abhält, die Gesetze zu übertreten, sie uns dadurch von dem Aeusserlichen aller Laster entfernt, und uns auf diese Art äußerlich denen gleich und ähnlich

lich macht, die sie aus Liebe vermeiden. Daß, gleichwie die Liebe den Bedurfnissen anderer in Absicht auf Gott abhilft, welcher haben will, daß wir ihm für seine Wohlthaten, indem wir dem Nächsten dienen, dankbar seyn sollen; also ihnen auch die Eigenliebe in Absicht auf ihren eigenen Nutzen und Vortheil abhilft. Und daß es endlich keine Handlungen giebt, zu welchen wir von der Liebe, die Gott gefallen will, angetrieben würden, zu denen uns nicht auch die Eigenliebe, den Menschen zu gefallen, antreiben könnte.

Ob nun aber gleich die Eigenliebe durch diese drey Bewegungen die Liebe nachzuahmen sucht; so muß man doch gestehen, daß ihr die letzte an nächsten kömmt, und von einem weit größern Umfange, als die beyden andern, ist. Denn es giebt viel Gelegenheiten, wo weder Furcht noch der Nutzen statt haben; und man unterscheidet oftmals das, was man entweder aus einer menschlichen Furcht, oder wegen eines in die Augen fallenden Nutzens thut, gar leicht von dem, was man aus einer Bewegung der Liebe thut. Ganz anders aber verhält es sich mit der Bestrebung nach der Liebe und Hochachtung der Menschen. Diese Neigung ist so fein, und erstreckt sich zu gleicher Zeit so weit, daß nichts zu finden ist, wo sie sich nicht einschleichen könnte; und sie weis den Schein der Liebe so gut an sich zu nehmen, daß es fast unmöglich ist, dasjenige, was sie von ihr unterscheidet, recht deutlich einzusehen. Denn indem sie dieselben Wege geht, und dieselben Wirkungen hervorbringt; so verdunkelt sie mit einer wunderbaren

Geschicklichkeit alle Kennzeichen und Merkmaale der Eigenliebe, aus welcher sie entspringt, weil sie gar wohl einsieht, daß sie von dem, was sie sucht, nichts erlangen würde, wenn jene wahrgenommen würden. Die Ursache davon ist dieses, weil nichts die Abneigung so sehr nach sich zieht, als die Eigenliebe, und weil sich diese nicht kann sehen lassen, ohne jene zu erregen. Wir erfahren es selbst in Ansehung der Eigenliebe anderer. Wir können sie nicht leiden, so bald wir sie merken und wahrnehmen; und wir können hieraus gar leicht den Schluß machen, daß sie der unserigen, wenn sie sie wahrnehmen, nicht geneigter und günstiger sind.

Das bewegt diejenigen, die bey dem Hasse der Menschen empfindlich sind, und sich ihm nicht gern aussetzen, alle Mühe anzuwenden, ihre Eigenliebe den Augen anderer so sehr, als es ihnen möglich ist, zu entziehen, sie zu bemänteln, sie niemals in ihrer natürlichen Gestalt sehen zu lassen, und es so zu machen, wie diejenigen, die ganz davon frey seyn würden; das heißt, wie Leute, die von dem Geiste der Liebe belebt würden, und nur aus Liebe handelten.

Diese Unterdrückung der Eigenliebe ist eigentlich das, was die menschliche Wohlanständigkeit oder Ehrbarkeit ausmacht, und worinnen sie besteht; und das hat einem gewissen großen Geiste dieser Zeiten Gelegenheit gegeben, zu sagen, die christliche Tugend zerstöre und zernichte die Eigenliebe, und die menschliche Wohlanständigkeit verberge und unterdrücke sie.

Es ist also diese Wohlanständigkeit, die der Abgott der weisen Heyden war, im Grunde nichts anders, als eine verständigere und geschicktere Eigenliebe, die das, was ihren Absichten schädlich ist, zu vermeiden weis, und ihren Zweck, welcher die Hochachtung und Liebe der Menschen ist, auf eine richtigere und vernünftigere Art zu erreichen sucht. Man kann dieses gar leicht darthun, indem man zeigt, wie die Eigenliebe die vornehmsten Handlungen der Liebe nachahmt.

Das V. Kapitel.

Wie die Eigenliebe die Demuth nachahmt.

Es ist nicht schwer einzusehen, wie uns die Liebe demüthig macht. Denn indem sie uns die Gerechtigkeit, welche Gott selbst ist, lieben läßt; läßt sie uns die Ungerechtigkeit, welche ihr zuwider ist, hassen. Nun ist es aber eine augenscheinliche Ungerechtigkeit, daß wir, die wir voller Fehler, und wegen so vieler Sünden strafbar sind, noch von den Menschen geehrt werden, und ihre Lobsprüche, entweder durch menschliche, und folglich eitle und nichtige Eigenschaften; oder durch Gaben, die wir von Gott empfangen haben, und welche nicht unser eigen sind, verdienen wollen. Es ist nicht nur nicht billig, daß der Sünder geehrt wird; sondern es ist billig, daß er erniedrigt und gedemüthigt wird. Das will

das ewige Gesetz haben. Die Liebe willigt nicht nur in dieses Gesetz, sondern sie liebt es auch; und wegen der Neigung, die sie zu ihm trägt, nimmt sie alle Demüthigungen und Erniedrigungen mit Freuden an. Sie macht, daß wir alles, was nach Stolze und Eitelkeit schmeckt, hassen. Und da sie diese Bewegungen, wenn sie in unserem Herzen aufsteigen, mißbilligt; so hindert sie es auch, daß sie nicht durch unsere Worte und Handlungen ausbrechen, und sie schränckt sie also auf eine genaue Bescheidenheit ein.

Es ist aber hierinnen nichts zu finden, das die Eigenliebe nicht vollkommen nachahmte. Denn weil sie sieht, daß das Herz eines jeden Menschen ganz gegen sich selbst gerichtet, und von Natur ein Feind von anderer ihrer Erhebung ist; so nimmt sie sich gar sehr in Acht, daß sie sich seinem Verdruße und seiner Bösartigkeit nicht aussetzt.

Wer sich lobt, und mit dem, was er gutes an sich zu haben glaubt, prallt, will dadurch anderer ihre Augen auf sich richten. Und es ist fast eben so viel, als wenn er sie herzlich bäthe, ihn zu loben, und Hochachtung und Liebe gegen ihn zu haben. Nun giebt es aber keine Bitte, die unhöflicher und der Eigenliebe der Menschen beschwerlicher zu seyn schiene, als diese. Sie wird durch sie aufgebracht, und beantwortet sie nicht anders, als mit Spott und Verachtung. Es unterlassen also diejenigen, welche fein gnug sind, ihren Eigensinn einzusehen, dergleichen Bitten zu thun; das heißt, sie entfernen sich überhaupt vpn allem, was nach Eitelkeit schmeckt;

von

von allem, wobey man die Absicht hat, sich bemerken und seine Vorzüge sehen zu lassen; sie stellen sich vielmehr, als ob sie nicht Acht darauf hätten, und sie an sich nicht wahrnähmen. Und das ist die Bescheidenheit, welche die Wohlanständigkeit verschaffen kann.

Die Wohlanständigkeit macht nicht nur, daß man die niederträchtigen und in die Augen fallenden Eitelkeiten, wie auch die offenbaren Lobeserhebungen, die man sich selbst beylegt, vermeidet; sondern da sie weis, daß anderer ihre Eigenliebe überaus fein und geschickt ist, die krummen Wege zu entdecken, die man würde nehmen können, um dasjenige an uns wahrnehmen zu lassen, was wir gern an uns zeigen wollen, so entsagt sie diesen kleinen Kunstgriffen, und sucht sie zu vermeiden. Sie würde uns so gar vielmehr antreiben, gerade zu und öffentlich von uns zu reden, als sich dieser schändlichen Kunstgriffe zu bedienen, weil sie immer befürchtet, sie möchte darüber ertappt werden; und weil sie weis, daß, wenn man sie merkt, man noch mehr Vergnügen darinnen findet, sie lächerlich zu machen. Es ist also nichts einfacher und demüthiger, als ihre Reden. Sie zeigt und thut sich auf keine Art hervor, und sie hat es sich zur Regel gemacht, entweder niemals von sich, oder doch mit mehrerer Kaltsinnigkeit und Gleichgültigkeit, als von andern, zu reden.

Diejenigen, welche die beyden größten Feldherren

1) dieses Jahrhundertes vom Kriege haben reden hö-

1) Der Prinz von Conde und der Marschall von Turenne.

ren, sind durch ihre wohlanständigen und bescheidenen Reden allzeit entzückt worden. Niemand hat jemals wahrgenommen, daß ihnen von dieser Materie auch nur das geringste Wort entfahren wäre, das man der Eitelkeit wegen für verdächtig hätte halten können. Man hat allzeit gesehen, daß sie andern, sich selbst aber niemals haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Und wenn man sie Schlachten erzählen hörte, an welchen sie wegen ihres Betragens und ihrer Tapferkeit den größten Antheil gehabt hatten; so hätte man oftmals glauben sollen, sie wären entweder nicht einmal dabey zugegen gewesen, oder hätten doch nichts dabey gethan.

Man lese die Nachricht, die nach dem Treffen bey Senef in Paris herumgieng; so wird man finden, daß diese große That in derselben um die Hälfte vermindert wird. Es scheint, daß der Prinz von Conde nur ein bloßer Zuschauer dabey gewesen wäre. Er war überall zugegen, und kömmt doch fast nirgends zum Vorscheine; und niemals ist etwas unbekannter gewesen, als was er dazu beygetragen, daß dieses Treffen gewonnen worden. Ich bilde mir ein, daß, wenn der heil. Ludwig ehemals Nachrichten von dem, was er in Aegypten that, überschickte, sie auch, wie diese, abgefaßt waren. So großen Antheil haben die Heiligkeit und Wohlanständigkeit an ihren äußerlichen Handlungen, und suchen auf gleiche Art zu verhindern, daß man nichts eitles daran wahrnehmen möge; indem zwischen beyden nur dieser einzige Unterschied ist, daß die Heiligkeit von der Unge-

rech-

rechtigkeit der Eitelkeit in Absicht auf Gott, und die Wohlanständigkeit von ihrer Niederträchtigkeit in Absicht auf die Menschen gerührt wird.

Aber außer der Furcht, welche die Wohlanständigkeit hat, die natürliche Abneigung, welche alle Menschen gegen die Eitelkeit eines andern haben, wider sich zu erregen, kann sie auch noch bey diesem Verhalten eine feinere und zärtere Empfindung des Stolzes haben, der mit dem Menschen gebohren wird, und ihn nicht verläßt. Die Leute, die von gewissen Gelegenheiten, wo sie sich hervorgethan haben, so eingenommen sind, daß sie einen jeden damit betäuben, wie es Cicero mit seinem Consulate machte, geben dadurch zu erkennen, daß ihnen die Tugend nicht natürlich ist, und daß es sie viel Mühe gekostet hat, ihre Seelen bis in den Zustand zu erheben, in welchem sie sich so gern zeigen. Es ist aber etwas noch weit größeres, seine größten Thaten in keine Betrachtung zu ziehen, so daß sie uns, wie es scheint, gleichsam entwischen, und so natürlich aus dem Zustande unserer Seele entstehen, daß sie sie nicht einmal gewahr wird. Dieser Grad der Tugend ist ohne Zweifel weit heroischer; und es ist derjenige, von welchem die menschliche Wohlanständigkeit, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht hat, ohne eigentlich daran zu denken, einen Begriff zu machen sucht; oder den sie durch Geschicklichkeit, oder aus Staatsklugheit nachahmt, wenn sie nicht vollkommen ist, und mehr von der Vernunft, als von der Natur herkömmt.

Das VI. Kapitel.

Die Ehrbarkeit und Liebe halten uns ab, etwas zu affectiren, und vornehmlich solche Dinge, die sich nicht zu unserem Zustande schicken.

Wer würde den gesitteten und geschickten Mann nicht lieben, von welchem ein zu unsern Zeiten lebender großer Geist diese schöne Abschilderung gemacht hat. Man wird, spricht er, in der Welt weder für einen Poeten, noch für einen geschickten Meßkünstler gehalten, wenn man das Zeichen eines Poeten und Meßkünstlers nicht herausgehenkt hat. Aber die wirklich gesitteten und geschickten Leute verlangen keine Zeichen, und machen unter dem Handwerke eines Poeten und dem Handwerke eines Gold- und Silberstickers keinen Unterschied. Sie werden weder Poeten, noch Meßkünstler genannt; sie urtheilen aber von allen diesen. Man kann nicht errathen, wer sie sind. Sie werden von den Sachen reden, von welchen man redete, als sie in das Zimmer traten. Man wird an ihnen keine Eigenschaft vor der andern gewahr, außer wenn sie dieselbe zeigen müßen; alsdenn aber erinnert man sich ihrer: Denn es ist solchen Leuten gleich viel, wenn man nicht von ihnen sagt, daß sie gut sprechen, wenn von der Sprache nicht die Rede ist; und wenn man von ihnen sagt, daß sie gut sprechen, wenn die Rede davon ist. Es ist also ein falsches

Lob,

Lob, wenn man von einem Manne, wenn er in das Zimmer tritt, sagt, er sey in der Dichtkunst sehr geschickt; es ist ein übles Kennzeichen, wenn man seine Zuflucht nicht eher zu ihm nimmt, als wenn einige Verse sollen beurtheilt werden. Der Mensch ist voller Bedürfnisse; er liebt nur die, welche sie befriedigen können. Er ist ein guter Meßkünstler, wird man sagen; ich habe aber mit der Mathematik nichts zu thun. Er ist ein Mann, der die Kriegskunst sehr gut versteht; ich will aber mit niemandem Krieg führen. Es wird also ein ehrlicher und geschickter Mann erfordert, der sich nach allen unsern Bedürfnissen richten kann.

Es ist unmöglich, einen solchen Mann nicht zu lieben. Warum liebt man ihn aber? Weil es scheint, daß er für andere, und nicht für sich gebohren ist. Er ist unserer Eigenliebe durch ein überlästiges affectirtes Wesen nicht beschwerlich. Er will uns nicht zwingen ihn zu loben, indem er uns an sich zeigt, was wir an ihm nicht sehen wollen. Wenn er uns das gute, das er an sich hat, sehen läßt; so thut er es nicht um seinetwillen, sondern um unsertwillen. Indem uns also die Wohlanständigkeit auf die günstigen Urtheile und Meynungen, die sie an andern gegen ein solches Verfahren bemerkt, aufmerksam macht, so sucht sie dieselben zu verdienen, indem sie es nachahmt.

Wenn aber die Wohlanständigkeit überhaupt alles affectiren zu vermeiden sucht; so flieht sie dasjenige noch sorgfältiger, dessen Absicht ist, sich durch

Eigen-

Eigenschaften oder Arten des Betragens hervorzuthun, die sich zu unserem Stande und unserer Lebensart nicht schicken; weil sie weis, daß die Eigenliebe anderer Menschen, die allzeit dadurch beleidigt wird, niemals unterläßt, es lächerlich zu machen; und weil diese gar sehr stolz ist, wenn sie, weil sie das Recht auf ihrer Seite hat, sich desselben bedienen kann, einer übel angebrachten Eitelkeit Einhalt zu thun.

Es ist also, selbst nach den Regeln der Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit der Welt, ein sehr schlechter Charakter, den ein jeder kluger Mensch zu vermeiden suchen soll, ich will sagen der Charakter eines Geistlichen, der die Mine, die Worte, und die Manieren des Hofs affectirte; der gegen die Kleinigkeiten der Welt von Hochachtung eingenommen zu seyn schiene; der Neigung zum Umgang mit den Frauenzimmern von sich blicken ließe; der artig, fein und witzig seyn wollte; der durch seine Reden oder Schriften zu erkennen gäbe, daß er Bücher läse, die er nicht lesen sollte; der wüßte, was er nicht wissen sollte, und liebte, was er nicht lieben sollte. Man muß sich nicht einbilden, daß die Welt, die oftmals mit denen, die ihr keinen Anlaß dazu geben, nicht gar zu billig umgeht, diejenigen dulden und ertragen wolle, die sich von andern durch Dinge unterscheiden wollen, die so viel Gelegenheit an die Hand geben, sie herunterzusetzen. Man schont ihrer aber auch nicht. Ein jeder wird auf ihre Kosten sinnreich nnd witzig; und es ist niemand zu finden, der nicht unzählige Anmerkungen über die Ungleichheit der ganz

welt,

weltlichen Denkungsart, die sie von sich blicken lassen, mit der Heiligkeit ihres Standes machte.

Es ist nicht nöthig zu beweisen, daß die Liebe von dem affectirten Wesen noch weiter entfernt ist, als die bloße Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit. Denn da sie andere, sich selbst aber nicht liebt; so darf sie nur ihren natürlichen Bewegungen folgen, um auf eine vollkommen wohlanständige Art zu handeln. Sie thut es um so viel besser, je aufrichtiger sie es thut, und nichts zu finden ist, das sich an ihr widerspricht; da hingegen die Wohlanständigkeit der Eigenliebe gemeiniglich nicht so einförmig ist. Thut sie ihr an einem Orte Einhalt, so zeigt sie sich bisweilen an einem andern, und läßt also bey denen, die genau auf sie Achtung geben, einen kleinen Eckel und Abscheu vor sich zurück. Da sich aber dieses wider ihre Absicht zuträgt; so schämt sie sich dessen, wenn sie es gewahr wird, oder wenn sie vielmehr merkt, daß es andere gewahr werden.

Das VII. Kapitel.

Die Eigenliebe giebt auf die mehresten Fragen, die man an sie thun kann, eben die Antworten, welche die Liebe giebt.

Die bey dem Streben nach der Hochachtung und Liebe der Menschen von der Vernunft geleitete Eigenliebe ahmt die Liebe so vollkommen nach, daß,

daß, wenn wir sie wegen der äusserlichen Handlungen zu Rathe ziehen, sie uns eben die Antworten giebt, welche uns diese giebt, und uns auf dieselben Wege führt.

Denn wenn man z. E. die Liebe fragt, wie wir in Ansehung unserer Fehler gesinnt seyn sollen; so wird sie uns sagen, wir sollten, auch so gar in Ansehung derer, die wir nicht an uns zu haben glauben, gegen unsere eigene Einsicht äusserst mißtrauisch seyn; und da wir in diesem Stücke von unserer Blindheit überhaupt überzeugt seyn sollten, so solle sie uns geneigt machen, andern davon mehr, als uns selbst, zu glauben. Aber in Ansehung der Fehler, von welchen wir überzeugt wären, würde nichts unbilliger seyn, als wenn wir der Einsicht Gottes selbst gewissermaaßen widersprechen und sie zernichten wollten, indem wir das, was sie verdammt, zu rechtfertigen suchten; und so wird das wenigste, das wir thun können, diesen so strafbaren Stolz zu vermeiden, dieses seyn, daß wir sie aufrichtig bekennen, und uns vor Gott und den Menschen deswegen demüthigen.

Wenn man nun dieselbe Frage an die Eigenliebe thut; so wird man sehen, daß, wenn sie nicht dieselbe Sprache im Herzen führt, sie doch denselben Rath giebt. Ob es gleich, wird sie sagen, etwas hartes ist, seine Fehler zu bekennen, und man sie eben so wohl aus dem Andenken der Menschen, als aus dem seinigen, zu vertilgen wünscht; so sieht man doch deutlich, daß es unmöglich ist sie zu verbergen. Je mehr man sie vor andern zu verhölen sucht, desto

sinn-

sinnreicher werden sie seyn, sie zu entdecken, und desto boshafter, sie bemerken zu lassen. Selbst dieses Verlangen, sie zu verbergen, wird von ihnen für den grösten Fehler gehalten werden; und wenn man sie entweder verhölen, oder rechtfertigen will, so wird man damit weiter nichts ausrichten, als daß man sich den Haß und die Verachtung zuzieht. Man muß also nothwendig einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen. Wenn man den Ruhm, ohne Fehler zu seyn, nicht haben kann; so muß man doch den haben, daß man sie einsieht, und daß wir uns nicht in Ansehung unser selbst betriegen. *Bellum est, sua vitia nosse.* Laßet uns also andern das Vergnügen, sie zu bemerken, rauben, indem wir sie selbst zuerst bemerken, und dadurch ihre Bosheit entwaffnen.

Auf solche Art richtet die Wohlanständigkeit ihr Verhalten ein; und dieses treibt sie an, öffentlich zu gestehen, daß sie alle ihre Fehler treulich einsehe, und es nicht übel nehme, wenn sie andere bemerken. Und dadurch erwirbt sie sich den Ruhm einer liebenswürdigen Billigkeit, welche macht, daß man von sich selbst ohne Verbindung und ohne Leidenschaft urtheilt, die sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und mit welcher man eins seyn kann, ohne sich genöthigt zu sehen, äußerlich zu erkennen zu geben, man billige, was man doch nicht billigt.

Hieraus kann man gar leicht den Schluß machen, daß die Liebe und die Eigenliebe in der Art und Weise die Bestrafungen und Erinnerungen anzunehmen, sehr eins seyn sollen, und daß sie sehr verschie-

schiedene Absichten und Bewegungsgründe in demselben äußerlichen Verhalten vereinigen sollen. Dasjenige, zu welchem uns die Liebe antreiben soll, ist bekannt gnug. Denn da sie diese Erinnerungen als ein sehr großes Gut, und als ein geschicktes Mittel, uns von unsern Fehlern zu befreyen, ansieht; so nimmt sie sie nicht nur mit Freuden, sondern auch begierig an. Selbst das bittere, das damit verbunden ist, ist ihr ganz angenehm, weil es uns das Gut der Demuth verschafft, und die Eigenliebe schwächt, welche die Liebe als ihren Hauptfeind ansieht. Sie läßt also gegen die, welche uns dieses Gut verschaffen, nicht nur keine Abneigung und keinen Widerwillen von sich sich blicken; sondern sie unterläßt auch nichts, ihre Erkenntlichkeit gegen sie an den Tag zu legen; ihnen die Furcht zu benehmen, die sie hegen können, uns beleidigt zu haben; sie zu bewegen, uns dieselbe Gewogenheit oft zu erzeigen, und ihnen alle Furcht zu benehmen, die sie würde zurückhaltend machen, und ihnen einen Zwang auferlegen können.

Die Eigenliebe ist zwar innerlich von dieser Gesinnung sehr weit entfernt. Sie sieht es nicht gern, daß andere unsere Fehler wahrnehmen, und noch weniger, daß man uns davon benachrichtigt. Sie handelt aber doch äußerlich eben so, wie die Liebe. Denn da sie durch die Erinnerungen, die man uns giebt, die üble Meynung erfährt, die man von uns hegt; so läßt sie die Vernunft so gleich den Schluß machen, sie müße diese Meynung zu vermindern suchen, oder sie doch wenigstens nicht vermehren. Und

wenn

wenn sie hierauf anderer ihre Denkungsart zu Rathe zieht, um zu erfahren, wie man sich dabey verhalten müße; so sieht sie gar leicht ein, daß ihnen nichts mehr zuwider ist, als der Stolz derer, die es nicht leiden können, daß man sie von irgend einem Fehler benachrichtigt; die sich wider die Wahrheit empören, sie mag so deutlich seyn, als sie nur immer will; und welche wünschen, daß alle Menschen in Ansehung ihrer entweder blind seyn, oder doch alle ihre Meynungen unterdrücken möchten, so bald sie ihnen nicht vortheilhaft sind; daß hingegen die Leute nichts mehr beruhigt, als wenn sie diesen Widerstand nicht finden, sondern sehen, daß man ihrem Urtheile und ihrer Einsicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und sich also ihrer Herrschaft gewissermaaßen unterwirft. Die Eigenliebe ergreift also ohne Bedenken diese letzte Partey, und bringt es auf solche Art dahin, daß wir in das Herz derer, die uns tadeln, auf eine so angenehme Art einschleichen, daß sie diejenigen, welche sich so erniedrigen, was für Fehler sie auch immer an sich haben, lieber haben, als die, welche, weil sie keine an sich haben, ihnen dieses Vergnügen nicht machen können. Denn man muß merken, daß unsere Fehler anderer ihrer Eigenliebe nicht an und für sich zuwider sind; und daß ihr auch auf gleiche Weise die schönsten Eigenschaften an sich selbst nicht liebenswürdiger vorkommen. Sondern es ist das Verhältniß, welches diese Fehler oder diese schönen Eigenschaften mit ihnen und gegen sie haben; so daß, wenn uns diese Fehler in Ansehung ihrer demüthi-

ger, oder wenn uns diese schönen Eigenschaften stolzer machen, sie uns bey diesen Fehlern lieben, und bey allen diesen schönen Eigenschaften hassen werden.

Man sieht deutlich, daß dieses Verhalten den Zweck der Eigenliebe geradezu befördert, welcher dieser ist, die Freundschaft und Hochachtung der Menschen zu erlangen. Und darum unterläßt die menschliche Wohlanständigkeit niemals, es zu beobachten, und sie beobachtet es so gar oftmals noch weit genauer, als die wahre Gottseligkeit, wenn sie nicht vollkommen ist. Denn da die Liebe oftmals nicht so thätig ist, als die Eigenliebe; so trägt es sich auch oftmals zu, daß die gottseligen Personen empfindlicher und fühlbarer zu seyn scheinen, als die ehrbaren Weltmenschen, wenn man sie von Fehlern benachrichtigt, die man in ihrem Betragen, oder in ihren Schriften bemerkt. Denn weil sie bey diesen Gelegenheiten keine lebendige Liebe haben; so haben sie auch die erleuchtete Eigenliebe nicht, die jene in Ansehung der äußerlichen Handlungen ersetzt.

Das VIII. Kapitel.

Die Eigenliebe verhält sich, in Ansehung des ungerechten Verdachts und der Feinde, eben so, wie die Liebe.

Das Verhalten, welches die Liebe rechtschaffene Leute beobachten läßt, wenn man sie unrechtmäßiger Weise im Verdachte hat, und unbillige Meynungen

nungen von ihnen hegt, steht nicht darinnen, ihnen deswegen Vorwürfe zu machen, und deshalben mißvergnügt und aufgebracht zu seyn; sondern sich auf eine bescheidene Art zu rechtfertigen, indem man zu erkennen giebt, sie wunderten sich nicht, daß, da sie Menschen wären, man sie wegen menschlicher Fehler im Verdachte hätte; mit einem Worte, sich nicht über einen solchen Verdacht zu beklagen, sondern ihn ihnen zu benehmen zu suchen, weil man ihn als ein gefährliches Uebel für die, welche ihn hegen, ansehen soll; und weil das Mittel, sie davon zu befreyen, nicht darinnen besteht, ihnen Vorwürfe zu machen, wenn sie noch nicht überzeugt sind, daß sie unrecht haben; sondern ihnen auf eine sanfte Art zu zeigen, wie falsch und ungegründet ihr Verdacht ist, um sie dadurch anzutreiben, ihn selbst zu verdammen.

Wenn wir zwar bey solchen Gelegenheiten den ersten Regungen der Eigenliebe folgen; so werden wir von dieser Mäßigung sehr weit entfernt seyn. Wir werden vielmehr auf eine erbitterte und rachgierige Art in die Hitze gerathen. Wenn wir aber die Vernunft zu Rathe ziehen, und zwar mit dem Vorsatze, ihr zu folgen, um den Zweck zu erreichen, den wir uns sollen vorgesetzt haben, und welcher darinnen besteht, den nachtheiligen Verdacht abzulehnen, und bey denen, die ihn hegen, unser Ansehen wieder zu erlangen; so müssen wir denselben Weg gehen. Denn alles, was nach Hitze und Leidenschaft schmeckt, kann die üblen Meynungen, die man von uns hegt, nur vermehren. Und anstatt, daß oftmals nur der

Verstand davon eingenommen ist, so bringt man dadurch die Erbitterung in den Willen selbst, und treibt ihn an, die Meynungen des Verstandes zu unterstützen. Wenn also die Eigenliebe diese üble Wirkung vorhersieht; so entschließt sie sich, auch wider ihren Willen das sittsame und bescheidene Verhalten, welches die Liebe vorschreibt, nachzuahmen.

Wer würde aber wohl jemals glauben, daß es die Eigenliebe, auch so gar alsdenn, wenn sie ihre Feinde in ein böses Geschrey bringen, sie verhaßt machen, und sie von einem jeden wegen ihrer Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit verdammen lassen wollte, nicht besser anfangen könnte, ihren Zweck zu erreichen, als wenn sie es, wie die Liebe, machte? Indessen geschieht dieses sehr oft. Denn nichts giebt gemeiniglich die niederträchtige und nicht gar zu anständige Art, wie man mit uns umgeht, besser zu erkennen, als wenn man sich dabey auf eine gelassene und anständige Art beträgt. Dieses gegenseitige Betragen, welches ein Unterschied unter diesen beyden einander zuwider laufenden Arten des Betragens bemerken läßt, setzt das eine und das andere in ein weit größeres Licht. Die Wohlanständigkeit erscheint deswegen auf der einen Seite in einem weit schönern Aufzuge, und die Unanständigkeit auf der andern in einem desto schimpflichern. Und so hat die Eigenliebe alles, was sie will, erlangt, welches darinnen besteht, daß wir uns dadurch erheben, und diejenigen, die uns wehe gethan haben, erniedrigen.

Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit, daß, als ein gewisses Buch 1) herauskam, in welchem der Verfasser verschiedene Sprachfehler hat anzeigen wollen, die er in erbaulichen Büchern gefunden zu haben vermeynte, von welchen man glaubte, daß sie gut geschrieben wären, man in einer Gesellschaft untersuchte, was diejenigen, welche die Sache angieng, bey dieser Gelegenheit thun sollten. Ein jeder war anfangs der Meynung, da die Anmerkungen dieses Schriftstellers von so wenigem Betragen wären, daß sie auch nicht einmal wider solche Schriften hätten sollen angebracht werden, bey welchen man keine andere Absicht gehabt hätte, als den Ruhm zu erlangen, daß sie gut geschrieben wären; so sollten diejenigen, die er angegriffen hätte, es sich auch nicht einmal einfallen lassen, über eine so geringe Sache einen Streit zu erregen, so unrecht dieser Schriftsteller in einigen von seinen Anmerkungen auch immer haben könnte. Als man aber davon zu reden anfieng, was sie thun sollten; so waren die Meynungen verschieden. Einige sagten, sie sollten auch nicht einmal thun, als ob sie dieses Buch gelesen hätten. Die mehresten aber hielten dafür, sie sollten eine andere Partey ergreifen, und statt aller Antwort, weiter nichts thun, als in den übrigen Ausgaben dieser Bücher alles verbessern, was dieser Schriftsteller, mit einigem Scheine recht zu haben, darinnen getadelt hätte. Ausser dem allgemeinen Bewegungsgrunde, die Wahrheit allenthalben zu ehren,

1) Les entretiens d'Ariste et d'Eugene.

führten sie zur Ursache an, es wäre kein besseres Mittel, es dahin zu bringen, daß das Publikum diesem Schriftsteller und auch denen, die er angegriffen hätte, Gerechtigkeit widerfahren ließe, als wenn man so gelinde mit ihm umgienge. Ich gestehe, daß ich dieser Meynung auch war, und dafür hielt, es komme keins mit der Liebe, die uns allzeit zu demüthigen sucht, und auch mit der Eigenliebe, die sich freut, wenn sie die Fehler derer, die uns haben herunter setzen wollen, zeigen kann, mehr überein, als dieses. Ich werde es, wenn ich Gelegenheit dazu habe, sehr gern thun, ohne von jemandem zu verlangen, daß er glauben soll, es sey dieses eine Handlung der Demuth, weil ich einsehe, daß sie auch gar wohl einen andern Grund haben kann.

Das IX. Kapitel.

Die Eigenliebe verhält sich, in Ansehung der guten und bösen Eigenschaften anderer, eben so, wie die Liebe.

Es ist nicht schwer, aus allem, was bisher ist gesagt worden, den Schluß zu machen, daß das Verhalten der Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit von dem Verhalten der Liebe, in Ansehung der guten und bösen Eigenschaften anderer, nicht unterschieden seyn soll. Man sieht gar leicht, wozu die Liebe, in Ansehung des Guten, das sie an andern wahrnimmt,

an-

antreibt. Da sie sich innerlich darüber freut; so legt sie ihre Freude auch äußerlich auf alle nur mögliche Art an den Tag; und anstatt es zu verdunkeln, thut sie alles, was sie nur kann, um es zu erheben, und geltend zu machen. Anderer ihr Gutes ist wegen der Liebe, die sie zu ihnen trägt, ihr eigenes Gute; und sie hält sich so gar noch weit lieber dabey auf, als bey dem ihrigen, weil sie sich dabey nicht vor dem Wohlgefallen und der Eitelkeit fürchtet.

Ob nun aber gleich die Eigenliebe gegen andere nicht so gütig und liebreich gesinnt, sondern vielmehr von Natur boshaft, eifersüchtig, neidisch und voll Gift und Galle ist; ob ihr gleich das, was andere erhebt, beschwerlich und verdrüßlich ist, und man nicht wahrnimmt, daß sie die Lobsprüche, die man ihnen beylegt, gern hört, wenn sie nicht auch einigen Nutzen davon hat, und sie ihr nicht zu einer Stufe sich zu erheben dienen; wenn man aber doch die Wirkung bedenkt, die man in andern hervorbringen würde, wenn man seine Regungen öffentlich sehen ließe, so entschließt man sich so gleich, sie nicht merken zu lassen. Man sieht gar wohl ein, daß dieses ein Mittel seyn würde, sich als einen öffentlichen Feind ansehen zu lassen, und daß man deswegen von jedermann werde gehaßt und verabscheut werden; und daß man sich nicht nur bey denen, gegen welche man seine Bosheit ausließe, sondern auch bey denen, die man schonte, verhaßt machen würde; weil niemand versichert seyn kann, daß ihm Leute, an welchen man diese böse Gemüthsart wahrnimmt, werden Gerech-

tigkeit wiederfahren lassen, und ein jeder mit Grunde befürchtet, der Gegenstand ihrer Eifersucht werden. Die Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit läßt uns also gerade das Gegentheil thun. Sie macht, daß wir äußerlich eine sehr große Billigkeit von uns blicken lassen; daß wir, was lobenswürdig ist, gern loben; daß wir alle gute Eigenschaften anderer so sehr, als wir nur können, herausstreichen, und auch nicht einmal unsern Feinden die Merkmaale der Hochachtung, die sie verdienen, versagen. Und auf solche Art macht man sich beliebt, man erwirbt sich Freunde, man besänftigt seine Feinde, und steht mit einem jeden in gutem Vernehmen.

Eben deswegen ist sie gegen anderer ihre Fehler überaus nachsichtig. Anstatt sie zu vergrößern, oder bekannt zu machen, deckt sie sie, so viel in ihrem Vermögen ist, zu, und entschuldigt sie. Sie verachtet niemals jemanden. Sie legt alles zum besten aus. Sie thut sich leicht Gnüge, und ist nicht scharfsichtig, an Personen, die durchgängig hochgeschätzt werden, Fehler zu entdecken. Sie vermeidet den verwegenen und übelgegründeten Verdacht, und will sich lieber gewissermaaßen betriegen, als sich zu einem Argwohne verleiten lassen, der dem Nächsten nachtheilig ist. Alles dieses zielt sehr gerade auf den Zweck der Eigenliebe ab. Denn da man es doch nicht ganz vor sich verhölen kann, daß man Fehler an sich hat; so haßt man diejenigen zum voraus, von welchen man sich einbildet, daß man, wenn sie sie wahrnehmen, wird verachtet werden; und man kann

hin-

hingegen nicht umhin, diejenigen zu lieben, von welchen man hofft, daß sie uns etwas übersehen und zu gute halten werden.

Das X. Kapitel.

Aehnlichkeit zwischen der Liebe und Eigenliebe in Ansehung der übrigen Tugenden.

Man darf nur die übrigen Tugenden durchgehen, um noch mehr andere Aehnlichkeiten zwischen der Liebe und Eigenliebe zu entdecken. Denn wenn die Liebe bey den Beleidigungen geduldig ist, weil sie dadurch die Erbitterung derer, die uns Gewalt und Unrecht thun, besänftigen will; weil sie macht, daß wir alles Unrecht mit Freuden erdulden, um der göttlichen Gerechtigkeit gnug zu thun; und weil sie uns überredet, wir verdienten, daß man noch weit härter mit uns umgienge; so hat die Eigenliebe auch eine Geduld des Eigennutzes und der Eitelkeit, welche äußerlich dieselben Wirkungen hervorbringt. Sie hält uns ab, für Leute wollen angesehen zu werden, die stolz und vermessen sind. Sie sagt uns, es sey allzeit gut, die Leute nicht noch ärger zu machen, als sie schon sind; und deswegen bringt sie es bey uns dahin, daß wir das Unrecht, welches uns angethan wird, verbergen.

Wenn die Liebe gutthätig ist, weil sie ein aufrichtiges Verlangen hat, andern zu dienen; so will

die Eigenliebe auch, daß wir es seyn sollen, um dadurch über sie zu herrschen, und das Vergnügen zu haben, Bewegungen zu sehen, welche die Wohlthaten in ihnen hervorbringen.

Wenn sich die Liebe zu verbergen sucht, wenn sie andern gutes erweist, damit sie sich nichts davon zuschreiben möge; so thut die Eigenliebe ein gleiches, um sich die, welchen sie dient, noch verbindlicher zu machen, weil man glaubt, man wäre desto mehr verbunden, je weniger es derjenige, welcher gutes thut, merken läßt.

Wenn die Liebe ihre Wohlthaten denen, von welchen sie nichts hofft, und auch so gar den Feinden erzeigt, weil sie nur auf das gute, welches sie thut, und nicht auf ihren Nutzen sieht; so thut die Eigenliebe dasselbe, weil sie weis, daß, je uneigennütziger und von aller Absicht auf sich selbst befreyter die Wohlthaten zu seyn scheinen, sie desto mehr eine allgemeine Liebe und Zuneigung gegen sich erwecken, weil sie einem jeden Hoffnung machen, eben solche Wohlthaten zu erhalten

Wenn die Liebe gegen einen jeden dankbar ist, weil sich ihre Dankbarkeit gegen Gott auf alle Werkzeuge erstreckt, deren er sich bedient, uns gutes zu erzeigen; so bringt es die Eigenliebe bey uns dahin, daß wir es auch zu seyn scheinen, weil wir befürchten, wir möchten anderer ihre Eigenliebe mißvergnügt machen, welche sich, wenn man es unterläßt, für beleidigt hält.

Wenn endlich die Liebe macht, daß wir, aus einer wahren Liebe zur Gerechtigkeit, mit einem jeden treu umgehen; so läßt uns die Eigenliebe dieselbe Treue ausüben, um uns das Zutrauen der Menschen zu erwerben.

Die Liebe ist, wie der Apostel sagt, nicht ehrgeizig, weil die, so von ihr belebt werden, die menschliche Ehre und zeitliche Größe, nach welchen der Ehrgeiz strebt, wenig achten; weil sie sie mehr fürchten, als wünschen, und sich da, wohin sie die göttliche Vorsehung gesetzt hat, allzeit recht wohl befinden. Man kann dieses von der menschlichen Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit nicht sagen; und wenn man sie recht genau beurtheilen will; so ist sie nicht nur vom Ehrgeize nicht frey, sondern sie ist auch nichts anders, als ein feiner Ehrgeiz. Indessen ahmt sie das Verhalten der Liebe auch hierinnen noch äusserlich nach; denn sie weis ihre ehrgeizigen Absichten, aus Furcht, bey anderer ihrer Eigenliebe, welche auf dieser Seite immer auf ihrer Hut ist, Widerstand zu finden, so gut zu verbergen, daß man sagen möchte, sie mache auf nichts Anspruch, sie denke nur an andere, und vergesse sich selbst. Wenn sie sich erheben will; so thut sie es ohne großes Geräusche und ohne Niederträchtigkeit; und sie weis ihre Sache so gut zu machen, daß es allzeit scheint, das Glück habe sie selbst gesucht und gefunden, ohne daß sie nöthig gehabt hätte, etwas zu thun, um es an sich zu locken.

Es giebt so gar Leute, welche die Eigenliebe noch weiter gehen läßt, und in denen sie eine wirkliche

Abneigung gegen ein großes Glück und hohe Ehrenstellen hervorbringt, ob es ihnen gleich nicht unmöglich war, sich dazu zu erheben. Die Ruhe eines stillen und gemächlichen Lebens, bey welcher man viel vornehme Freundschaften unterhält, und wobey man vielen angesehenen und verdienten Leuten, ohne Eigennutz und Abhängigkeit, dient, indem man zufrieden ist, daß man in der Welt den Ruhm eines höflichen, dienstfertigen und uneigennützigen Mannes, und eines guten Freundes erlangt hat; dieses Leben, sage ich, hat etwas angenehmes, welches machen kann, daß man es aller Größe der Welt, vermöge einer weisen und erleuchteten Eigenliebe, welche die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Stände zu vergleichen weis, vorzieht. Diesen Plan hatte sich Pomponius Atticus gemacht, und er befolgte ihn so glücklich, daß, als er sich zwischen so vielen feindlichen Partheyen befand, welche die römische Republik zu seinen Zeiten zu Grunde richteten, er allzeit ein Freund von allen war, und allen diente, ohne einen davon wider sich aufzubringen. Es giebt noch Leute, welche es dem Atticus in diesem Stücke nachthun, und man kann zu ihrem Vortheile sagen, wenn es erlaubt oder möglich wäre, sich in diesem Leben glücklich zu machen; so würden sie das Geheimniß dazu gefunden haben und ihre Wahl wäre unendlich weit klüger, als die Wahl der andern, welche, weil sie sich immer durch einen unumschränkten Ehrgeiz erheben wollen, sich dadurch der beyden vornehmsten Güter des Lebens, welche die Sicherheit und Ruhe sind, berauben.

Man

Man kann auch gar leicht sehen, daß, gleichwie uns die Liebe von den sinnlichen Ergötzlichkeiten abhält, weil sie die Seele in ihrer Ordnung erhält, und ihr nur Gott allein anzuhängen erlaubt, die Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit dasselbe thun soll; weil, wenn man ein Sclav von den körperlichen Ergötzlichkeiten wird, dieses allzeit etwas niederträchtiges und verächtliches an sich hat, welches den Begriff vermindert und verunstaltet, den unsere Eigenliebe andern von uns gern beybringen möchte.

Man hat so gar Ursache, denen, die von ihren Ergötzlichkeiten beherrscht werden, nicht zu trauen, und von ihnen allerley Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit zu befürchten. Denn wie kann man wohl versichert seyn, daß ihre Leidenschaft nicht den Vorzug haben wird, wenn sie ihrer Pflicht gegen die Menschen zuwider ist; weil man sieht, daß sie so oft den Vorzug vor dem hat, was sie Gott schuldig sind?

Es stellt sich also die Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit, die vornehmlich den Ruhm einer unverletzlichen Treue und einer unveränderlichen Standhaftigkeit in ihren Pflichten behaupten will, als ob sie von der Leidenschaft gegen die Ergötzlichkeiten, die ein so gerechtes Mißtrauen erregt, frey wäre.

Damit ich mich aber bey dieser Aehnlichkeit der Liebe und Eigenliebe nicht gar zu lange aufhalte; so will ich zu dem, was ich davon gesagt habe, nur noch dieses hinzusetzen, daß es so wahr ist, daß die Eigenliebe alle Handlungen der Liebe nachahmen kann, daß sie sich so gar oftmals in diejenigen mischt, an welchen

chen sie, wie es scheint, nicht den geringsten Antheil haben kan, und welche sie zu kränken und zu zernichten bestimmt sind.

Sie kann bisweilen die Ordenspersonen fasten lassen, oder ihnen doch wenigstens die Last ihres Fastens einigermaaßen erleichtern. Sie braucht bisweilen die härnen Kleider und Disciplinen, und es ist fast keine Erniedrigung zu finden, die sie nicht auszuüben im Stande wäre. Und ob sie gleich in der Einsamkeit, in der Stille und in der geheimen Strenge ihre Rechnung weniger findet, als in irgend etwas anderem; so giebt es doch gewisse verborgene Gänge und unterirdische Wege, vermittelst welcher sie vielleicht einen Eingang würde finden können. Endlich kann sie uns so gar mit Freuden sterben lassen. Und damit es kein gewisses Kennzeichen geben möge, sie so gar durch den Märtyrertod von der Liebe zu unterscheiden; so sagen uns die Heiligen nebst dem heil. Paulus, es gäbe eben so wohl Märtyrer der Eitelkeit und des Stolzes, als der Liebe. Nachdem also der heil. Augustinus 1) gesagt hat, die Eitelkeit ahmt die Werke der Liebe so genau nach, daß unter ihren Wirkungen fast gar kein Unterschied ist; die Liebe ernährt die Armen, und die Eitelkeit thut es auch; die Liebe fastet, und die Eitelkeit macht auch, daß man fastet; diese Werke fallen uns deutlich in die Augen, wir können aber nicht sagen, welche aus der guten, und welche aus der bösen Quelle kommen; so setzt er endlich hinzu, die Liebe stirbt

und

1) August. in epist. 1. Ioannis, tract. 8. n. 9.

und führt uns zum Märtyrertode, und die Eitelkeit stirbt auch, und leidet den Märtyrertod. *Videte, quanta opera facit ſuperbia: ponite in corde, quam ſimilia facit, et quaſi paria caritati. Paſcit eſurientem caritas, paſcit et ſuperbia: caritas ut Deus laudetur, ſuperbia ut ipſa laudetur. Veſtit nudum caritas, veſtit et ſuperbia: jejunat caritas, jejunat et ſuperbia. . . . Opera videmus . . . in operibus non diſcernimus . . . Moritur caritas . . . confitetur nomen Chriſti, ducit ad martyrium: confitetur et ſuperbia, ducit ad martyrium.*

Es iſt aber doch unter den tugendhaften Handlungen, die hart, beſchwerlich und demüthigend ſind, und denen, welche nur in die Augen fallen, ohne beſchwerlich zu ſeyn, dieſer Unterſchied, daß, wenn die Eigenliebe die Leute zur Demuth, zur Geduld und zum Leiden antreibt, es auf eine ſeltſame und unordentliche Art geſchieht. Denn es iſt z. E. ganz klar, daß es das Mittel, zu den natürlichen Zwecken, die ſie ſich vorſetzt, zu gelangen, nicht iſt, ſich in eine Einöde einzuſchließen, um mit niemanden umzugehen, oder in derſelben nur von ſeinen Sünden und Fehlern reden zu hören. Und ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß es Leute giebt, die die Lebensarten, welche den natürlichen Neigungen ſo zuwider ſind; aus andern Bewegungsgründen, als ſelig zu werden, erwählen, und darinnen beharren. Ganz anders aber verhält es ſich mit den mehreſten tugendhaften Handlungen, die man in der Welt verrichten kann. Die Eigen-

liebe erreicht ihren Zweck durch die Ausübung derselben nur desto besser. Sie kann sie nicht unterlassen, ohne sich von ihrem Zwecke zu entfernen; und sie muß, wider ihren wahren Nutzen, von einer nicht vernünftigen Leidenschaft hingerissen werden, wenn sie andere Wege, als diese, einschlagen soll.

Das XI. Kapitel.

Die kluge Eigenliebe würde alle äußerliche Fehler der Welt verbessern, und eine ganz ordentliche Gesellschaft errichten können. Es würde gut seyn, bey dem Unterrichte der Großen immer hieran zu denken.

Aus allem, was bisher ist gesagt worden, kann man den Schluß machen, daß, um die Welt ganz zu verbessern, das heißt, um alle Laster und alle in die Augen fallende Unordnungen daraus zu verbannen, und die Menschen schon in diesem Leben glücklich zu machen, weiter nichts würde erfordert werden, als, in Ermanglung der Liebe, ihnen insgesammt eine kluge und verständige Eigenliebe einzuflößen, die im Stande wäre, ihren wahren Nutzen einzusehen, und ihn durch die Mittel, welche ihr die gesunde Vernunft an die Hand gäbe, zu erreichen. So verderbt diese Gesellschaft innerlich und in den Augen Gottes auch immer wäre; so würde doch äußerlich nichts ordentlicher, höflicher, gerechter,

fried-

friedfertiger, ehrbarer und großmüthiger, als sie, seyn; und das wunderbarste würde dabey dieses seyn, daß, ob sie gleich von der Eigenliebe beseelt und in Bewegung gesetzt würde, man doch die Eigenliebe an ihr nicht wahrnähme; und daß, ob sie gleich ganz leer von Liebe wäre, man doch überall nur die Gestalt und die Kennzeichen der Liebe erblickte.

Vielleicht würde es nicht ohne Nutzen seyn, wenn diejenigen, welchen die Erziehung der Großen aufgetragen ist, fleißig hieran gedächten; damit, wenn sie ihnen nicht, wie sie gern wollten, die Gesinnungen der Liebe einflößen könnten, sie doch wenigstens ihre Eigenliebe zu bilden suchten, und ihnen sagten, wie falsch, übel verstanden, und ihrem wahren Nutzen zuwider die mehresten Mittel wären, welche sie, dieselbe zu befriedigen, ergriffen; und wie leicht es ihnen seyn würde, andere zu ergreifen, die sie ohne Mühe zur Ehre und zum Ruhme führen, und ihnen die Liebe, die Hochachtung und Bewunderung der ganzen Welt zuwegebringen würden. Wenn es ihnen auf diese Art nicht gelänge, sie sich selbst nützlich zu machen; so würde es ihnen doch wenigstens gelingen, sie andern nützlich zu machen, und sie auf einen Weg zu führen, der von dem Wege zum Himmel allzeit weniger entfernt seyn würde, als derjenige, den sie gehen; denn sie würden fast nur den Zweck und die Absicht verändern dürfen, um sich Gott durch eine wahrhaftig christliche Tugend eben so angenehm zu machen, als sie es den Menschen durch den Glanz der menschlichen Ehrbar-

keit und Wohlanständigkeit, zu welcher man sie anführte, seyn würden.

Das XII. Kapitel.

Es ist sehr schwer, an uns selbst zu unterscheiden und wahrzunehmen, ob wir aus Liebe oder aus Eigenliebe handeln. Drey Ursachen dieser Schwierigkeit.

Es würde aber wenig zu bedeuten haben, daß diese beyden so verschiedenen Quellen oder Bäume, von welchen der eine Früchte des Lebens, und der andere Früchte des Todes trägt, in den äußerlichen Handlungen mit einander vermengt wären, wenn nur wenigstens ein jeder denjenigen Grund, der ihn zum Handeln antreibt, leicht unterscheiden, und auf solche Art von seinen Handlungen und seinem Zustande urtheilen könnte. Das sonderbarste ist dabey dieses, daß diese Vermengung und Vermischung ihren Anfang oftmals im Herzen selbst nimmt, so daß wir es nicht unterscheiden können, ob wir das, was wir thun, aus Liebe oder aus Eigenliebe thun, ob wir Gott oder uns selbst suchen, ob wir für den Himmel oder für die Hölle arbeiten. Diese Dunkelheit kömmt von verschiedenen Ursachen her, und ich will hier die drey vornehmsten davon anzeigen.

Die erste ist, daß die Betrachtungen der Urtheile der Menschen und der Bewegungen ihres Herzens in

An-

Ansehung unser, welche die Regel, die Quellen und der Gegenstand der menschlichen Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit sind, nicht allzeit mit ausdrücklichem Nachdenken verbunden sind, und daß die Bewegungen, die sie hervorbringen, von uns oftmals noch weniger können wahrgenommen werden. Es sind bisweilen, in Ansehung des Verstandes, nur gewisse Blicke und gewisse flüchtige Gedanken, vermöge welcher er die Urtheile, die man von uns fällt, gleichsam verstohlener Weise betrachtet; und in Ansehung des Herzens sind es gewisse verborgene Neigungen, die es ganz sachte auf diese Seite lenken; so daß man weder über diese Neigung, noch über den Gedanken, der sie hervorbringt, ausdrücklich nachdenkt, obgleich dieses dasjenige ist, was unsere äußerlichen Handlungen in Bewegung setzt, und der Grund davon ist.

Die andere Ursache ist, weil es sich oft zuträgt, daß man auch so gar zu der Zeit, da man wirklich, entweder nur von der Furcht, den Menschen zu mißfallen, oder von dem Verlangen, ihnen zu gefallen, in Bewegung gesetzt wird, weder von dem einen, noch von dem andern, einige Kenntniß oder einen deutlichen Begriff hat; und dieses deswegen, weil man oftmals ohne deutliche Einsicht, und aus einer bloßen Gewohnheit, die nur von einer dunklen Vorstellung geleitet wird, handelt. Durch die öftere Betrachtung gewisser Handlungen, als solcher, wodurch wir uns öffentlich einen Schandfleck und die Abneigung ehrbarer Leute zuziehen können, entsteht in dem Verstande ein dunkler Begriff davon, der sie

uns als hassenswürdig vorstellt, ohne daß der Verstand weis warum; und dieser Begriff ist hinlänglich, im Herzen eine Regung der Abneigung und Entfernung hervorzubringen. Nun kommen aber diese dunklen Begriffe und die darauf folgenden Regungen, den rechten Einsichten der Liebe, welche machen, daß man die bösen Handlungen wegen der damit verbundenen Ungerechtigkeit haßt, so nahe, daß sie fast nur Gott von einander unterscheiden kann.

Die dritte Ursache ist endlich dieses, daß auch so gar alsdenn, wenn man die Liebe im Herzen hat, und wenn sie uns zu den Sachen, die ihr eigen sind, antreibt, weil aber doch die Begierde, oftmals dieselben Wege geht, und sich zu denselben Gegenständen neigt, ob es gleich aus verschiedenen Ursachen geschieht, im Verstande und im Herzen eine Vermischung dieser beyden Arten von Einsichten und Bewegungen vorgeht, ohne daß man gewiß weis, welche vor der andern die Oberhand hat, und der rechte Grund unserer Handlungen ist. Man sucht Gott und die Welt zugleich. Das Herz freut sich, daß es dem einen, wie dem andern, gefällt; und es weis nicht, ob es Gott zur Welt führt, oder ob es die Welt zu Gott führt; weil diese Unterscheidung nicht anders geschehen kann, als vermittelst der Erkenntniß eines gewissen Grundes, der im Herzen ist, und welcher nur von Gott allein deutlich kann eingesehen und erkannt werden.

Das XIII. Kapitel.

Es ist uns aus vielen Ursachen nützlich und heilsam, daß wir nicht wissen, ob wir aus Liebe, oder aus Eigenliebe handeln.

Das ist der gewöhnliche Zustand der Menschen in diesem Leben, auch wenn sie Gott angehören. Die Eigenliebe handelt in den einen auf eine in die Augen fallendere Art, als in den andern; sie lebt aber und handelt in allen bis auf einen gewissen Grad, und sie können selten von einer Handlung insbesondere versichert seyn, daß sie von allem Suchen sein selbst ganz frey ist. Ob ihnen nun aber gleich dieser Zustand sehr vielen Anlaß giebt, zu seufzen und sich zu fürchten; so können sie doch auch sehr vielen Trost darinnen finden, wenn sie die Ursachen einsehen, um welcher willen es Gott zuläßt, daß sie darinnen bleiben, und er sie nicht zu einem höhern Grade der Tugend erhebt.

Man sieht zum ersten deutlich, daß die Absicht, die Gott hat, das Himmelreich, welches er auf der Welt aufzurichten gekommen ist, zu verbergen, erfordert, daß die Frommen äußerlich mit den Gottlosen vermengt, und von ihnen durch deutliche und in die Augen fallende Zeichen nicht unterschieden sind. Denn wenn die Gläubigen, die er durch seinen Geist belebt, und in welchen er als in seinem Tempel wohnt,

eine gewisse Art Leute wären, die von den andern abgesondert, und gleichsam ein besonderes Volk wären, welches die Welt an Handlungen erkennen könnte, die bey den andern niemals angetroffen würden; so würden sie insgesammt öffentliche, beständige und fortdaurende Wunder seyn, die den Zustand des Glaubens, durch welchen Gott die Menschen will selig machen, zernichteten. Die Bösen, welche sähen, daß sie es ihnen unmöglich nachthun könnte, würden auf diese Art deutlich einsehen, daß sich die Natur bis zu dem Stande der Frommen nicht erheben könnte. Es muß also ganz menschliche Handlungen geben, die den übernatürlichen und göttlichen Handlungen so sehr gleichen, daß der Unterschied unter ihnen nicht merklich ist. Und da die Frommen keine Sünden begehen, und also mit den Gottlosen in diesem Stücke nicht können vermengt werden; so müssen die Gottlosen ihre tugendhaften Handlungen nachahmen, und es so einrichten können, daß sie ihnen äusserlich so gleich und ähnlich sind, daß man sie von ihnen nicht unterscheiden kann.

Es ist aber nicht nur eine Wirkung der Gerechtigkeit Gottes, den Augen der Bösen die Schätze der Gnaden, die er in die Frommen legt, zu entziehen; sondern es ist auch eine Wirkung seiner Barmherzigkeit gegen die Frommen selbst. Es ist ihnen gut, daß sie sich nicht kennen, und ihre eigene Gerechtigkeit an sich nicht wahrnehmen. Dieser Anblick würde sie derselben verlustig machen können. Der Mensch ist selbst bey seiner Stärke so schwach,

daß

daß er ihre Last nicht ertragen kann. Und obgleich sein Glück darinnen besteht, daß er die Tugenden besitzt, und sein Unglück darinnen, daß er voll Fehler ist; so ist es doch vermöge einer schrecklichen Unordnung, die aus dem Verderben seines Herzens entsteht, für ihr weit gefährlicher, seine Tugenden, als seine Fehler zu kennen. Die Kenntniß seiner Demuth macht ihn stolz, und die Kenntniß seines Stolzes macht ihn demüthig. Er ist stark, wenn er einsieht, daß er schwach ist; und er ist schwach, wenn er sich für stark hält. Es ist ihm also die Dunkelheit, welche macht, daß er nicht deutlich einsieht, ob er aus Liebe oder Eigenliebe handelt, mehr nützlich, als schädlich. Sie nimmt ihm die Tugenden nicht; sie hindert aber, daß er sie nicht verliert, indem sie ihn immer in der Demuth und Furcht erhält, und macht, daß er allen seinen Werken nicht traut, sondern sich einzig und allein auf Gottes Barmherzigkeit verläßt.

Hierinnen besteht der große Nutzen, den diese äusserliche Aehnlichkeit der Handlungen der Eigenliebe mit den Handlungen der Liebe hat. Man kann aber noch einige andere anmerken, die nicht unbeträchtlich sind.

Es trägt sich oftmals zu, daß die Liebe in gewissen Seelen schwach ist, und in diesem Zustande der Schwachheit würde sie durch die heftigen Versuchungen gar leicht ausgelöscht werden, wenn Gott nicht zuließe, daß diese Versuchungen geschwächt, und ihnen durch gewisse menschliche Bewegungsgründe

das Gleichgewicht gehalten würde, welche ihnen Einhalt thun, und der Seele Mittel verschaffen, dem Triebe der Gnade zu folgen. Die Furcht vor den Urtheilen der Menschen ist einer von diesen Bewegungsgründen, und es machen andere nicht leicht einen größern Eindruck in das Gemüth, als dieser. Sie ist zwar allein nicht hinlänglich, die Versuchungen auf eine christliche Art zu überwinden, weil diese Furcht nur aus der Eitelkeit entsteht; sie hält aber ihre Bemühungen zurück. Und wenn es sich findet, daß die Seele noch einen Funken wahre Liebe hat; so setzt er sie in den Stand, ihr zu folgen. Und darum haben die heiligen Gesetzgeber der geistlichen Orden nicht unterlassen, diese menschlichen Mittel zu brauchen, und mit gewissen Fehlern Bußen verbunden, die vor den Menschen beschämen, damit die Furcht vor dieser menschlichen Schaam die Ordenspersonen aufmerksamer machen möchte, sich vor ihnen zu hüten. Sie verlangten nicht, daß sie aus diesem einzigen Bewegungsgrunde handeln sollten; sondern ihre Absicht war, sie sollten sich desselben bedienen, sich wider die Nachläßigkeit zu stärken, und die Liebe sollte diese menschliche Furcht als Waffen und ein Werkzeug brauchen, dem Hange der Natur desto besser zu widerstehen.

Es ist also den Menschen im Stande der Schwachheit, in welchem sie leben, nicht undienlich, von den Lastern nicht nur durch die Liebe abgehalten zu werden, sondern auch durch die Art von Eigenliebe, welche man Ehrbarkeit oder Wohlanständigkeit nennt,

damit,

damit, wenn die Liebe matt wird, diese Wohlanständigkeit die Menschen unterstützen, und sie abhalten könne, in gefährliche Ausschweifungen zu fallen. Und dieses macht, daß man oftmals wunderbare Veränderungen an denen wahrnimmt, welche, obgleich die Urtheile der Menschen keinen sonderlichen Eindruck in sie machen, und sie wenig darnach fragen, ob sie ihnen gefallen, oder mißfallen, dennoch bisweilen von einigen flüchtigen Bewegungen der Gottesfurcht gerührt werden. Denn, wenn ihnen diese Bewegungen mangeln, und sie alsdenn keinen Zaum mehr haben, der sie zurückhält; so sind sie im Stande, sich zu allerley seltsamen und eigensinnigen Handlungen hinreissen zu lassen. Wenn man sich also auf die Leute verlassen soll; so ist es gut, wenn man untersucht und sieht, ob sie ausser dem Gewissen, das sie vom Bösen abhält, auch noch eine gewisse Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit besitzen, welche sie befürchten läßt, Dinge zu thun, die von klugen und verständigen Leuten gemißbilligt werden. Denn es giebt keine gefährlichern Leute, als diejenigen, welche im Stande sind, sich auf eine Art zu betragen, die nach dem allgemeinen Urtheile nicht vernünftig und seltsam ist, und sich ohne Grund und Ursache über die Urtheile aller derer, die sie kennen, hinwegzusetzen.

Ist es nicht auch noch ein beträchtlicher Vortheil für die Frommen, daß sie sich vor den Menschen vermittelst der Dunkelheit verbergen können, welche macht, daß man die wahre Gottesfurcht von der Eigenliebe nicht unterscheidet, und daß Handlungen der

Liebe von der Welt für Wirkungen einer bloßen Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit können angesehen werden? Denn wie gefährlich und lästig würde es nicht für sie seyn, wenn alle ihre guten Handlungen bemerkt, und sie dafür so gleich durch die Lobeserhebungen, die sie ihnen zuzögen, belohnt würden? Dieses würde das Mittel seyn, sie zu nöthigen, sich ganz von dem Umgange mit den Menschen abzusondern; da sie hingegen bey dieser Schaam ein wenig mehr Freyheit haben, mit der Welt umzugehen, und den Bewegungen ihrer Liebe zu folgen, weil sie glauben, sie würden nur für bloße Höflichkeiten angenommen werden. Man kann also sagen, daß, da die Ehrbarkeit sich freut, für Liebe gehalten zu werden, und alles thut, was sie nur kann, um ihre Gestalt und Kennzeichen an sich zu nehmen; die Liebe sich hingegen freut, daß man sie für Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit hält. Und ob sie gleich eigentlich nichts beyträgt, diesen Eindruck zu machen; so thut sie doch auch nichts, ihn zu zernichten, theils weil sie nicht genau weis, ob sie nicht etwas dazu beyträgt, theils aber auch, weil es ihr nützlich und vortheilhaft ist, daß man es glaubt.

Ist es endlich nicht ein gnugsam dringender Bewegungsgrund, sich zur Ausübung der Tugenden zu ermuntern, wenn man zu sich sagen kann, man würde sehr unglücklich seyn, wenn man sich von dem Wege, auf welchen uns so wohl die Liebe, als auch der eigene Nutzen und Vortheil führen, entfernte, und sich, indem man ihn verließe, bey Gott und

Men-

Menschen verhaßt machte? Hat man nicht Ursache Gott zu loben, daß er gewollt hat, daß die mehresten Unordnungen und Ausschweifungen, die er uns verbiethet, der Wohlfahrt der Menschen schon in diesem Leben zuwider sind, und wegen des einzigen Bewegungsgrundes eines menschlichen Nutzens und Vortheils sollen vermieden werden? Ist es endlich nicht ein Mittel, das schreckliche Verderben der Natur und die Heftigkeit unserer Leidenschaften besser einzusehen, wenn man wahrnimmt, daß sie uns nicht nur das, was wir Gott, sondern auch, was wir uns selbst schuldig sind, vergessen lassen, und uns so wohl in dieser, als in jener Welt, unglücklich machen? Denn wenn es eine geringere Ehre und ein geringeres Verdienst ist, Gott zu dienen, wenn man seinen Nutzen dabey findet; so ist es ohne Zweifel eine größere Unordnung und ein größerer Fehler, ihm nicht zu dienen, wenn man sich zu gleicher Zeit dessen beraubt, was uns der Nutzen selbst zu wünschen und zu unserem eigenen Vortheile zu suchen antreibt.

Drit-

Dritte Abhandlung.

Von verschiedenen Arten, wie man Gott versucht.

Das I. Kapitel.

Grund von dem Verbothe, welches an uns ergangen ist, Gott zu versuchen. Worinnen diese Sünde besteht.

Es giebt viele Pflichten, die allen Christen bis auf einen gewissen Grad bekannt, welche ihnen aber über diesen Grad hinaus sehr unbekannt sind. Dieses kömmt gemeiniglich daher, weil sie ihren rechten Grund nicht einsehen, und also, wie weit sie sich erstrecken, nicht begreifen können. Das Verboth, welches Gott an uns hat ergehen lassen, ihn zu versuchen, ist eigentlich von der Art. Wenige wissen nicht, daß uns Gott dadurch befiehlt, nicht unthätig zu bleiben, wenn wir menschliche Mittel, die wir brauchen können, in den Händen haben. Da man aber nicht weis, warum uns Gott den Gebrauch dieser Mittel zu unterlassen verbiethet; so läßt man es dabey bewenden; und man denkt um so viel weniger daran, sich dieses Geboth bekannt zu machen, weil es scheint, es sey nichts seltener, als Gott auf diese

Art

Art zu versuchen, weil der menschliche Verstand unendlich weit geneigter ist, sich, aus Mangel der Hoffnung zu Gott, gar zu sehr an die menschlichen Mittel zu halten, als sie, wegen eines gar zu großen Vertrauens, nicht zu brauchen. Man hat deswegen geglaubt, es werde nicht ohne Nutzen seyn, das, was Gott versuchen heißt, etwas weitläuftiger zu erklären, und die Gründe und Ursachen des Verboths, welches Gott deswegen an uns ergehen läßt, in ein Licht zu setzen. Man kann folgende davon angeben.

Gott ist nicht nur höchstnöthig, sondern in seinem Verhalten auch höchstweise. Da er mächtig ist; so ist er der Grund von allen Sachen, so wohl in der körperlichen und sichtbaren, als auch in der unsichtbaren und geistigen Welt. Und da er weise ist; so wirkt er alle Dinge durch gewisse Mittel, und in einer gewissen Ordnung.

Der Stolz und die Unordnung der Menschen sucht sich der Macht und Weisheit Gottes eben so sehr zu entziehen, als sich die wahre Gottesfurcht der einen und der andern immer mehr und mehr zu unterwerfen sucht. Um sich seiner Macht zu entziehen, haben einige die Vorsehung und Wirkung Gottes, auch so gar in natürlichen Dingen geläugnet, wie die Epikurer. Andere haben sie in den geistigen Sachen, und in den Handlungen unserer Seele, die uns ewig glücklich oder unglücklich machen, geläugnet, wie die Pelagianer. Und noch andere, welche sich nicht erfrecht, die Gottlosigkeit so weit zu treiben, haben sie nicht in der Unterscheidung der Guten und Bösen, der

Aus-

Auserwählten und Verdammten, erkennen wollen, wie die Semipelagianer.

Ob nun aber gleich die Art und Weise, wie man sich der Weisheit Gottes entzieht, nicht weniger strafbar ist; so ist sie doch weit unbekannter. Und das ist es, was man Gott versuchen heißt, welches eine Sünde ist, die wenig Personen bekannt ist.

Sie besteht darinnen, daß man die Ordnung Gottes verläßt, indem man ihn nach seiner Phantasie will handeln lassen, und indem man die Reihe der Mittel verläßt, an welche er gemeiniglich die Wirkungen seiner göttlichen Macht bindet. Und wenn man einsehen will, wie man in Ansehung dessen, was das Leben der Seele betrifft, darein fällt; so darf man nur sehen, wie man in Ansehung dessen, was das Leben des Leibes betrifft, darein fallen kann.

Es ist gewiß, daß Gott unser Seyn und unser Leben erhält, und daß er eben so wohl die Ursache davon ist, als wenn er es durch ein augenscheinliches Wunder, ohne alle äußerliche Mittel, erhielte. Wir erhalten es durch die Nahrung. Wer bringt aber diese Nahrung hervor? Weder meine Mutter, spricht der heil. Augustinus 1), noch meine Ammen füllten für mich ihre Brüste mit der Milch, die sie mir gaben, an; sondern du allein, o Herr. Du allein gabst mir durch sie die Nahrung, die ich nach der natürlichen von dir eingeführten Ordnung nöthig hatte, und nach dem Reichthume deiner Güte und Vorsehung, deren Sorgfalt sich bis auf die verborgen-

1) Conf. lib. 1. c. 6.

genſten Gründe und geheimſten Urſachen des Unterhalts deiner Geſchöpfe erſtreckt. . . . Von dir, o mein Gott, kommen alle Güter her, und dir habe ich die ganze Erhaltung meines Lebens zu danken.

Er mag uns nun aber auf dieſe gemeine und gewöhnliche Art leben laſſen, oder er mag es auf eine außerordentliche und wunderbare Art thun; ſo iſt er doch allzeit derjenige, der da wirkt und uns erhält. Und ſo ſollen wir ſeine allmächtige Hand und Wirkung einmal wie das andere einſehen, er mag ſie verbergen, oder deutlich ſehen laſſen. Es iſt aber doch unter den beyden Arten, wie er in die Leiber und in die Seelen wirkt, dieſer Unterſchied, daß die erſte der gemeine und gewöhnliche Weg iſt, den er ſeine Geſchöpfe gehen läßt, und die andere ein außerordentlicher Weg, deſſen er ſich nur ſelten bedient, und der keine gewiſſen Regeln hat. In dem erſten beſteht die Ordnung und Einrichtung der Vorſehung, welche er die Menſchen einſehen läßt; und der andere faßt nur gewiſſe Wirkungen in ſich, die wir niemals von uns ſelbſt einſehen können; weil der Rath, nach welchem ſie Gott zu einer Zeit hervorbringt, zu einer andern aber nicht, den Verſtand der Menſchen viel zu ſehr überſteigt.

Da es alſo ſeiner Weisheit gefallen hat, ihre göttliche Wirkung gemeiniglich unter menſchliche Mittel zu verbergen; ſo iſt es billig, daß ſich die Menſchen dieſen Mitteln unterwerfen; und es zeigt bey ihnen einen großen Stolz an, wenn ſie ſie nicht brauchen, und Gott zwingen wollen, auf die außerordent-

deutliche Art zu handeln, deren Gründe einzusehen er uns nicht in den Stand gesetzt hat. Das nennt man eigentlich Gott versuchen, wie uns solches Jesus Christus in dem Evangelium lehrt. Denn als der Teufel von ihm verlangte, er solle sich von der Zinne des Tempels hinunter lassen, und zu ihm sagte, es stehe geschrieben: Gott habe seinen Engeln befohlen, den Gerechten beyzustehen, damit er mit seinem Fuße nicht an einem Stein stosse; Matth. 4, 6. 7. so wies ihn Jesus Christus ab, indem er zu ihm sagte: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen; wobey er voraussetzte, es würde Gott versuchen heißen, wenn man verlangte, er solle durch seine Engel einem Gerechten beystehen, der sich verwegener Weise in eine solche Gefahr begeben, indem er den gewöhnlichen Weg verlassen, welcher darinnen besteht, daß man sie vermeidet.

Das II. Kapitel.

Beweise der Wahrheit, die aus dem heil. Augustinus genommen sind, daß es nicht erlaubt ist, die gewöhnlichen Mittel nicht zu brauchen, um auf Wunder zu warten.

Der heil. Augustinus baut diesen Grundsatz der christlichen Sittenlehre auf das Beyspiel Jesu Christi und des heil. Paulus. „ Die Gesunde Lehre sagt uns, spricht er 1), daß, wenn wir mensch-

„ liche

1) August. lib. 22, contr. Faustum, c. 36.

„ liche Mittel brauchen können, es Gott versuchen
„ heißt, wenn wir sie vernachläßigen. Der Hey-
„ land konnte seine Jünger durch Wunder beschützen,
„ und dennoch befiehlt er ihnen, wenn man sie in
„ einer Stadt verfolgte, so sollten sie in eine an-
„ dere fliehen, und er hat ihnen so gar in seiner
„ Person ein Beyspiel von diesem Verhalten geben
„ wollen. Denn ob er gleich schlechterdings Herr
„ über sein Leben war, und es ihm, wenn er nicht
„ wollte, niemand nehmen konnte; so hat er doch
„ in seiner Kindheit nicht unterlassen, den Tod durch
„ die Flucht zu vermeiden, indem er sich von seinen
„ Aeltern nach Aegypten bringen ließ. Das Evan-
„ gelium merkt auch an, er habe einmal nicht öffent-
„ lich auf das Osterfest gehen wollen, ob er gleich
„ bey andern Gelegenheiten, ohne sich zu verbergen,
„ mit den Juden redete, auch wenn sie am heftig-
„ sten wider ihn aufgebracht waren, und das, was
„ er ihnen sagte, mit der größten Erbitterung anhör-
„ ten; denn sie konnten ihre Hand nicht an ihn
„ legen, weil seine Zeit noch nicht gekommen war.
„ Diese Zeit nöthigte ihn aber nicht zu sterben, son-
„ dern er hatte sie freywillig erwählt, um den Ju-
„ den zu erlauben, ihm das Leben zu nehmen. So
„ hat er die Macht eines Gottes gezeigt, als, da er
„ öffentlich lehrte und seine Feinde bestrafte, er nicht
„ zuließ, daß ihre Wuth einige Macht und Gewalt
„ über ihn hatte; sondern er hat, indem er floh und
„ sich verbarg, die Schwachheit des Menschen belehrt,
„ Gott nicht zu versuchen, indem er unterließe, was

„ er thun könnte, um sich von den Uebeln, die er
„ vermeiden soll, in Sicherheit zu setzen. Der heil.
„ Apostel Paulus verzweifelte nicht an der Hülfe
„ und hatte den Glauben nicht verlohren, als er sich
„ zu Damascus in einem Korbe über die Mauer her-
„ unterlassen ließ, um seinen Feinden nicht in die
„ Hände zu fallen; und seine Flucht gab nicht zu
„ erkennen, daß sein Glaube erloschen war, sondern
„ nur, daß er Gott nicht versuchen wollte, wie er
„ würde gethan haben, wenn er dieses Mittel, sich
„ zu erretten, nicht gebraucht hätte. „

Aus eben diesem Grunde und vermittelst derselben Beyspiele widerlegt dieser heilige Lehrer in dem Buche, welches er von der Arbeit der Ordenspersonen geschrieben hat, auch noch den thörichten Einfall gewisser africanischer Mönche, die nicht arbeiten wollten, weil es in dem Evangelium, **Matth.** 6, 26. heißt, Gott ernähre die Vögel, ob sie gleich weder säeten, noch ärnteten; indem er die schöne Regel widerlegt, der sie anführt, die den Menschen Gott zu versuchen verbeut und ihnen zugleich sagt, daß sie gegen ihn eben so dankbar seyn sollten, wenn er sie durch ihre Arbeit ernährte, als wenn er ihnen ihre Speise verschaffte, ohne daß sie ihres Orts etwas dazu beytrügen. „ Wenn wir, spricht er 1), krank werden
„ und Geschäffte haben, die uns vom arbeiten ab-
„ halten; so sollen wir hoffen, Gott werde uns er-
„ nähren, wie er die Vögel ernährt, und uns klei-
„ den, wie er die Lilien kleidet, ohne daß die Vö-

„ gel

1) De opere Monach. c. 27.

„ gel und Lilien etwas dazu beytragen. „ Wenn wir aber arbeiten können; so sollen wir Gott nicht versuchen, indem wir es zu thun unterlassen; weil das Vermögen, das wir dazu haben, eine Gabe Gottes ist. Wenn wir uns also das, was wir zur Erhaltung unsers Lebens nöthig haben, durch dieses Mittel verschaffen; so erhalten wir es allzeit von Gott, weil er uns das Vermögen zu arbeiten giebt.

Es würde also Gott versuchen heißen, wenn wir keine Nahrung und Speise zu uns nehmen wollten, und zwar unter dem Vorwande, weil es ihm etwas leichtes wäre, uns das Leben auch ohne Nahrungsmittel zu erhalten. Ein Befehlshaber in einer Festung würde Gott versuchen, wenn er keine Anstalten machen wollte, sie wider die Feinde zu vertheidigen, weil geschrieben stünde: Wenn Gott die Stadt nicht bewahrt; so wacht man vergeblich, sie zu bewahren. Ps. 126, 2. Denn ob er sie gleich in der That eben so erhalten könnte, wie er Jerusalem wider das Heer des Sanheribs erhielt; so besteht doch das gewöhnliche Mittel, wie er die Städte erhält, darinnen, daß er den Befehlhabern Wachsamkeit, und den Soldaten Tapferkeit einflößt. Und man kann überhaupt sagen, daß alle Träge und Nachläßige Gott gewissermaaßen versuchen, weil sie die Mittel nicht brauchen, durch welche man die Gnade und den Beystand Gottes erlangt.

Das III. Kapitel.

Warum Gott in den äußerlichen Wirkungen, die er an den Leibern hervorbringt, und in dem, was er an der Seele thut, seine Wirkungen unter den Schein der Wirkung der Natur verbirgt.

Nur Gott weis alle Ursachen, um derentwillen er seine Wirkungen unter eine gewisse Ordnung und Einrichtung von Ursachen, die ganz natürlich zu seyn scheinen, verbirgt. Es sind uns nur einige davon bekannt. Er zieht dadurch die Menschen von der Trägheit ab, er hält sie zur Wachsamkeit und Arbeit an, er beschäftigt sie, er übt sie, er straft sie durch diese beschwerlichen Verrichtungen, und läßt sie die Sachen, die sie mehr Mühe kosten, höher schätzen. Man kann aber sagen, es wäre eine von seinen vornehmsten Absichten, sich selbst zu verbergen, und sein Verhalten diejenigen nicht einsehen zu lassen, die es nicht werth sind, daß sie es einsehen.

Wenn er allzeit auf eine wunderbare Weise handelte; so würde man gleichsam gezwungen seyn, ihn in allem zu erkennen und wahrzunehmen, es würde aber diese deutliche Einsicht weder mit seiner Gerechtigkeit, noch mit seiner Barmherzigkeit übereinstimmen. Es ist seiner Gerechtigkeit nicht entgegen, die Gottlosen in der Finsterniß zu lassen, welche sie verleitet, an seiner Vorsehung und seinem Daseyn zu

zwei-

zweifeln; und seine Barmherzigkeit erfordert, seine Auserwählten durch diese heilsame Dunkelheit von der Eitelkeit und dem Stolze zu bewahren.

Da also das Leben des Glaubens, welches das Leben der Frommen in dieser Welt ist, darinnen besteht, daß man Gott dient, ohne ihn deutlich zu sehen und wahrzunehmen; so ist es klar, daß beständige Wunder diesen Zustand ganz zernichten würden. Da es also auf der einen Seite nöthig ist, daß Gott handelt und wirkt, und auf der andern, daß wir seine Handlung und Wirkung nicht deutlich einsehen; so mußte er sich unter gewisse Mittel verbergen, die gleichsam natürlich zu seyn schienen, und welche, ob sie gleich von den Menschen immer gesehen wurden, dennoch ihre Bewunderung nicht mehr erregten; damit er nur von denen möchte gesehen werden, welchen er die Augen der Seele durch ein Licht, welches er giebt, wem er will, aufthun würde.

Wenn es aber nöthig war, daß sich Gott auf diese Art bey der Ordnung der Natur, und den äußerlichen Wirkungen, die er in den Körpern hervorbringt, verbarg; so war es auch eben so nöthig, daß er sich bey seinen innern Wirkungen in den Seelen verbarg; weil die deutliche Wahrnehmung der göttlichen Wirkung bey dergleichen Handlungen die Seelen nicht weniger aus dem Stande des Glaubens herausziehen würde, vermöge welches sie ihre Seligkeit in diesem Leben wirken sollen. Und darum giebt er seine größten Gnaden gemeiniglich nur durch eine Reihe von Mitteln, die ganz menschlich und gewöhn-

lich, und, menschlich davon zu urtheilen, dem Zwecke, zu welchem man sie bestimmt, angemessen zu seyn scheinen.

Er will haben, wir sollen ein Verlangen nach den Tugenden tragen; wir sollen sie zu erlangen suchen; wir sollen uns nach Gelegenheiten, sie auszuüben, umsehen; wir sollen alles meiden, was uns zur Sünde verleiten kann. Er ist es, der uns dieses Verlangen eingiebt, der diese Arbeit und Bemühung in uns wirkt, und uns diese Hinderniße aus dem Wege räumen läßt. Es würde ihm etwas leichtes seyn, uns die Tugenden ohne diese ganze Reihe von Mitteln zu geben. Indem er sie uns aber in dieser Ordnung und durch diese Mittel giebt; so verbirgt er sich vor uns, und erhält uns in der Demuth.

Eben so würde er uns alle Augenblicke zu erkennen geben können, was wir thun sollen; wenn er es aber auf diese Art thäte, so würde es augenscheinlich ein wundervolles Verhalten seyn. Er will also haben, wir sollen unsere Handlungen und unsere Worte vorhersehen; wir sollen sie vor ihm überlegen, um sie nach seinen Gesetzen einzurichten; und wir sollen alle nur mögliche Mühe anwenden, um einzusehen, was er bey einer jeden Gelegenheit von uns verlangt. Er ist selbst der Urheber dieser Vorbereitungen, dieses Nachdenkens, dieser Bemühung; und er bedient sich ihrer als eines gewöhnlichen Mittels, uns die Weisheit mitzutheilen, die wir zu unserem Verhalten nöthig haben.

Jesus Christus spricht zwar Matth 10, 19. zu seinen Jüngern, sie sollten nicht dafür sorgen, was sie den Königen und Fürsten antworten wollten, weil es ihnen zu eben der Zeit, da sie ihnen Antwort geben sollten, werde gegeben werden. Als aber Jesus Christus dieses sagte, so hatte er dabey nur die Absicht, die Vorsichtigkeit und das Nachdenken des Mißtrauens und der Eigenliebe auszuschließen; und er wollte sie vielmehr vorbereiten, nicht zu erschrecken, wenn sie, ohne dazu vorbereitet zu seyn, mit den Königen reden müßten, als ihnen verbiethen, sich dazu vorzubereiten. Eben so verbiethet Jesus Christus, wenn er seinen Jüngern Matth. 6, 25. untersagt, für ihre Nahrung und Kleidung zu sorgen, nach der Meynung der Kirchenväter, ihnen die vernünftige Sorge und Vorsichtigkeit nicht, und verlangt nicht von ihnen, zu hoffen, daß ihnen Gott beydes durch außerordentliche Mittel und Wege verschaffen werde; sondern er befiehlt ihnen nur, aus ihrem Herzen die Unruhen und das Mißtrauen zu verbannen, die seiner Vorsehung und Güte nachtheilig sind, und welche sie hindern, zuvörderst nach dem Reiche Gottes zu trachten.

So finden sich oftmals scheinbare Widersprüche in den christlichen Wahrheiten, wenn man sie nur so obenhin ansieht; welche aber verschwinden, wenn man sie recht genau betrachtet.

Man würde z. E. glauben können, man folge nur dem ersten Schimmer, der aus einer unvollkommenen Erkenntniß der Wahrheit entsteht, daß, da

das christliche Leben ein übernatürliches Leben ist, und die Kräfte aller Menschen übersteigt, man nicht vielmehr diese, als eine andere Lebensart, erwählen, und sich keine Mühe geben solle, die Gelegenheiten zur Sünde zu vermeiden. Man kann, wird man sagen, mit Gott alles, und ohne Gott vermag man nichts. Ich kann also, unter dem Beystande Gottes, bey den gefährlichsten Gelegenheiten unbeweglich bleiben, und ohne diese Hilfe kann ich mich auch in der sichersten Einsamkeit nicht erhalten.

Aber die, welche so reden, sehen das Geheimniß des Verhaltens der Gnade nicht ein. Es ist wahr, Gott kann uns in den größten Gefährlichkeiten erhalten; und er thut es bisweilen, wenn er uns selbst hinein führt; er giebt aber seine Gnade gemeiniglich nicht auf eine so in die Augen fallende Art. Damit wir also den Versuchungen widerstehen mögen; so flößt er uns die sorgfältige Vorsicht, sie zu vermeiden, ein. Dieses ist das gewöhnliche Mittel, und wer es nicht braucht, hat kein Recht zu verlangen, daß ihn Gott auf eine andere Art erhalten soll.

Wenn man bey der Unruhe gemeiniglich die Gedanken eben so beysammen hätte, als bey der Ruhe; wenn man den Versuchungen nicht öfter unterläge, indem man in den Gelegenheiten zu sündigen lebt, als wenn man sie vermeidet; wenn man sich bey dem Umgange mit der Welt nicht mehr verunreinigte, als in der Einsamkeit; wenn die hohen Aemter und Bedienungen nicht mehr zur Eitelkeit verleiteten, als die niedrigen und demüthigenden Beschäftigungen;

so würde es ohne Zweifel eine Art eines augenscheinlichen Wunders seyn. Gott macht es, wenn es ihm gefällt, mit einigen auserwählten Seelen so. Weil er aber nicht haben will, daß sein Verhalten gegen uns so augenscheinlich wunderbar zu seyn scheinen soll; so thut er diese Wunder nicht oft, und nöthigt uns dadurch, auf dem ordentlichen Wege zu bleiben, und, so viel wir nur können, die Ruhe der Unruhe, die Einsamkeit dem Umgange mit der Welt, die niedrigen Verrichtungen den hohen Aemtern, und endlich die Vermeidung der Gelegenheiten der Vermessenheit, welche uns, uns denselben auszusetzen, verleitet, vorzuziehen. Es ist zwar Gott eben so leicht, uns auf die eine Art, wie auf die andere, zu erretten. Er hat uns aber gesagt, er erhalte uns gemeiniglich auf diese andere Art, weil er bey derselben verborgener und nicht so kenntlich ist; und dadurch nöthigt er uns dabey zu bleiben.

Das IV. Kapitel.

Alle Regeln, welche die Kirchenväter in Ansehung des geistlichen Lebens geben, gründen sich auf den Satz: Daß Gott seine übernatürlichen Wirkungen unter den Schein einer ganz natürlichen Ordnung und Einrichtung verbirgt.

Auf die Ordnung und Einrichtung der Gnade, und auf die Reihe von Mitteln, unter welche Gott seine übernatürlichen Wirkungen verbirgt, gründen sich alle geistliche Regeln und ein jeder guter Rath,

den die Heiligen, die eine göttliche Eingebung hatten, denen gegeben, die sie auf die Wege Gottes geführt haben.

Es war diesen großen Heiligen nicht unbekannt, daß man von ihm alle Tugenden erwarten muß, und daß er die Ursache aller guten Handlungen der Christen ist. Sie waren überzeugt, daß er der Herr der Herzen ist, und daß er in ihnen alles, was er will, vermöge einer unüberwindlichen und allmächtigen Macht wirkt. Indessen schreiben sie uns Regeln und Uebungen vor, wie Philosophen würden thun können, welche die Tugend aus eigenen Kräften erlangen wollten. Sie verlangen, wir sollen uns immer mit geistlichen Gedanken beschäftigen; wir sollen das Wort Gottes unaufhörlich lesen und betrachten; wir sollen uns von der Welt abziehen; wir sollen unsern Leib durch die Arbeit und Kreuzigung zum Sclaven machen; wir sollen alles vermeiden, was uns schwach machen, und uns eine Gelegenheit zum Falle seyn kann; wir sollen uns unabläßig bemühen, unsern Leidenschaften Widerstand zu thun; wir sollen ein einförmiges, ordentliches und geschäftiges Leben führen, indem wir uns aller der Verrichtungen unterziehen, die man uns als solche vorgeschrieben hat, die sich zu unserem Stande und zu unsern Pflichten am beßten schicken. Sie wußten zwar recht gut, daß uns Gott seine größten Gnaden schenken kann, ohne uns durch diese Uebungen hindurch gehen zu lassen; sie wußten aber auch zugleich, daß er sie uns, vermöge der von seiner Vorsehung gemachten Ordnung, erst nach diesen

sen Uebungen, und vermittelst dieser Uebungen selbst erzeigt; daß er also den Seelen zuerst die Gnade sie auszuüben erweist, um ihnen hernach die Gnade zu erzeigen, zu den Tugenden zu gelangen, zu welchen er sie erheben will, weil er eben so wohl der Urheber der Handlungen, die er sie, um die Tugenden zu erlangen, verrichten läßt, als auch der Tugenden, welche sie durch diese Handlungen erlangen, ist.

Eben so wußten sie auch, daß Gott nichts leichter war, als uns von einer Zeit zur andern unsere Fehler vermittelst eines Lichts, welches sie uns auf einmal vor die Augen stellte, einsehen zu lassen; daß er uns sogar davon befreyen könnte, indem er uns die entgegenstehenden Tugenden schenkte, ohne daß wir uns immer über den Anblick unsers Elendes betrüben müßten. Da ihnen aber die Mittel bekannt waren, deren sich Gott gemeiniglich zur Reinigung der Seelen bedient; so haben sie nicht unterlassen, uns die Untersuchung unser selbst und die Wachsamkeit über uns, als eine der vornehmsten Pflichten der Gottseligkeit, zu empfehlen, die nicht eher, als mit unserem Leben, aufhören soll. Meine Brüder, spricht der heil. Augustinus, so lange bis der glückliche Tag herbeykömmt, an welchem wir mit den Engeln im Himmel werden vereinigt werden, Gott in alle Ewigkeit zu loben; so lange bis wir zu der unaussprechlichen Freude, die wir hoffen, gekommen sind, wollen wir uns so sehr, als wir nur können, der Ausübung guter Werke befleißigen; wir wollen alle Tage unser Gewissen untersuchen, und

genau

genau zusehen, ob nicht etwann an dem geistlichen Rocke unserer Seele etwas zerrissen und entzwey ist, ob wir ihn nicht durch unsere Unmäßigkeit einigermaaßen besudelt, ob wir ihn nicht durch den Zorn verbrannt, durch den Neid getheilt, und durch den Geiz seinen Glanz befleckt haben. Wir wollen eilen, die Wunden unserer Seelen zu heilen, so lange wir es mit Hülfe der Gnade noch thun können.

Der große heil. Gregorius, den Gott seiner Kirche besonders gegeben hat, sie von den Regeln des geistlichen Lebens zu unterrichten, empfiehlt in seinen moralischen Schriften nichts so sehr, als diese Wachsamkeit über sich selbst, und diese Untersuchung seiner guten und bösen Handlungen. Man muß, spricht er 1), auch so gar die tugendhaften Handlungen durch eine genaue Untersuchung reinigen, damit man nicht, was böse ist, für gut, und was unvollkommen und mangelhaft ist, für ein vollkommenes Gut halten möge. Dieses wird uns durch das Brandopfer angezeigt, welches Hiob für ein jedes von seinen Kindern brachte. Denn es heißt Gott ein Brandopfer für ein jedes von seinen Kindern bringen, wenn man ihm für jede tugendhafte Handlung dankt, damit sich die Weisheit nicht erhebe, der Verstand nicht verirre, die Klugheit nicht verwirre, und die Stärke nicht in Vermessenheit ausschlage. Und weil das Brandopfer ein Opfer ist, das sich ganz verzehrt; so muß unsere Seele von dem Feuer der Reue und Zerknirschung entzündet wer-

1) Gregor. Moral. l. 1. c. 34 et 35. n. 47 et 48.

werden, und in diesem Feuer alles, was in ihren Gedanken unrein ist, verzehren. Es kann es aber niemand thun, wenn er nicht alle seine innern Bewegungen vorhero, ehe sie in Handlungen ausschlagen, sorgfältig untersucht. Man muß, spricht dieser Heilige ferner 1), den Weihrauch zermalmen, das heißt, wir müssen alles, was in unserer Seele vorgeht, einzeln betrachten, und es durch diese Untersuchung gleichsam in Staub verwandeln. Man muß das Fell des Opferthieres nehmen, und es in Stücken zerschneiden; das heißt, wir müssen unsern Handlungen die äußerliche Oberfläche nehmen, welche macht, daß wir sie für tugendhaft halten, um sie recht genau zu betrachten.

Dieser Unterricht wird in den Schriften des heil. Gregorius so oft widerholt, daß man sagen kann, er wäre einer von den vornehmsten Gründen seines geistlichen Verhaltens. Und anstatt die Gerechten, welche es in dieser Uebung am weitesten gebracht haben, davon auszunehmen, setzt er vielmehr ihren Fortgang in das Wachsthum dieser Wachsamkeit und Aufmerksamkeit auf sich selbst.

Endlich hat der heil. Bernhard ausdrücklich vier Bücher geschrieben, die Seelen zu der Uebung, ihre Handlungen und ihr Verhalten vor Gott zu untersuchen, anzutreiben; und er macht sie dergestalt zur vornehmsten Pflicht des christlichen Lebens, daß er, um den Begriff, den er von der wahren Gottseligkeit hatte, mit einem Worte vorzustellen, spricht, sie

hieße

1) Ibid. c. 36. n. 54.

hieße so viel, als sich mit der Betrachtung sein selbst beschäftigen: *Quid est pietas? vacare considerationi*; und diese Betrachtung bestehet darinnen, seine Handlungen vorher zu sehen, sie vor Gott wohl einzurichten, seine Fehler zu verbessern, und an seine Pflichten zu denken. Und es ist merkwürdig, daß dieser Heilige diesen Unterricht nicht etwann einer angehenden Ordensperson, sondern einem großen Pabste ertheilt, von dem er glauben sollte, er befände sich im Stande der Vollkommenheit, weil er wegen seiner erhabenen Tugenden zu dieser ersten Würde der Kirche erhoben worden.

Wenn die Philosophen, welche voraussetzten, die Wahrheit habe keine andere Quelle, als die Natur, Regeln, sie zu erlangen, vorschrieben; so schrieben sie keine andere, als diese, vor. Sie empfehlen uns, wie diese Heiligen, diese Untersuchung unserer Handlungen und diese beständige Wachsamkeit über dieselben, wie man solches aus den Versen, die dem Phythagoras zugeschrieben werden, und aus vielen Stellen des Seneca sehen kann. Wußten denn also der heil. Augustinus und der heil. Bernhard nicht, daß die Tugend eine bloße Wirkung der göttlichen Barmherzigkeit unserer Bemühungen unsers Nachdenkens ist? Sie wußten es ohne Zweifel, weil sie es in ihren Büchern an so vielen Orten lehrten. Sie wußten aber auch, daß sie Gott gemeiniglich den Menschen nur durch den Gebrauch gewisser Mittel und durch die Beobachtung gewisser Uebungen, zu welchen er sie durch seine Gnade anhält, giebt. Es

suchen also diejenigen, welche die Seelen führen, sie zum Gebrauche der Mittel, durch welche man die Gnade Gottes erlangt, anzuhalten; und es heißt ihn versuchen, wenn man es anders macht, und verlangt, daß er sie uns auf eine andere Art mittheilen soll, als auf diejenige, die seine Weisheit erwählt, und welche er uns durch das Beyspiel so vieler Heiligen bekannt gemacht hat.

Warum meynt man auch wohl, daß die Kirchenväter ein so großes Mißtrauen gegen die Seligkeit derer von sich haben blicken lassen, die nicht eher an ihre Bekehrung denken, als wenn sie bald sterben wollen? Ist es Gott nicht eben so leicht, die Sünder durch seine Gnade in der letzten Stunde ihres Lebens, als zu einer jeden andern Zeit, zu rühren? oder ist die Stunde des Todes von der allgemeinen Verheißung ausgeschlossen, die Gott an die Menschen hat ergehen lassen, sie, wenn sie sich wahrhaftig bekehren, zu Gnaden anzunehmen? Es ist ohne Zweifel um dieser Ursachen willen nicht geschehen. Gott ist einmal so mächtig, als das andere, und der Schooß seiner Barmherzigkeit steht den bekehrten Sündern einmal wie das andere offen. Sondern es ist deswegen geschehen, weil die Kirchenväter geglaubt haben, diese Bekehrungen wären gemeiniglich keine wahren und aufrichtigen Bekehrungen, sondern mehr eine Wirkung des Zustandes, in welchen sie sich befänden, als der Veränderung ihres Herzens; und zwar deswegen, weil das Herz gemeiniglich den Gegenstand und den Zweck nicht so plötzlich ändert.

Aeußerliche Handlungen kann man in einem Augenblicke ändern; aber die Liebe, die den vornehmsten Platz im Herzen einnimmt, ändert sich nicht in einem Augenblicke. Ordentlicher Weise muß sie nach und nach schwach werden, und es muß eine andere seyn, die ihre Stelle durch verschiedene Stufen einnimmt. So ändern sich die menschlichen Leidenschaften; und Gott, welcher will, daß sich die Wirkungen seiner Gnade nicht auf eine merkliche Art von den Wirkungen der Natur unterscheiden sollen, beobachtet gemeiniglich dieselbe Ordnung. Er erschüttert das Herz vorhero durch die Furcht, ehe er es durch seine Liebe rührt; und oftmals rührt er es lange durch gewisse Anfänge der Liebe, ehe er sich durch eine herrschende Liebe Meister von ihm macht, die das Herz zu ihm, als zu seinem letzten Zwecke, kehrt, und welche es von der Sclaverey der Liebe zu den Geschöpfen befreyt. Da nun die Bekehrung der sterbenden Sünder durch diese Grade und Stufen nicht hindurch gehen kann; so würde sie eine wundervolle Bekehrung seyn müssen, wenn sie eine wahre seyn sollte. Die Kirche verzweifelt an diesem Wunder nicht, und das bewegt sie, den Sterbenden die Sacramente zu reichen; sie befürchtet aber auch gar sehr, die Gesinnungen, welche die Sünder in diesem Zustande von sich blicken lassen, möchten nur unter die geringen Anfänge der Furcht oder Liebe Gottes gehören, welche zu einer wahren Bekehrung nicht hinlänglich sind. Und dieses verbindet die Sünder, nicht nur an ihrer Seligkeit ernstlich zu arbeiten, sondern

es auch bald zu thun; damit ihre Liebe Zeit haben möge zu wachsen, und in einen Stand zu kommen, wo man sagen kann, daß sie bekehrt sind. Anders handeln, heißt Gott versuchen, und ihn auf eine sehr gefährliche Art versuchen, weil man verlangt, daß er, uns selig zu machen, im Reiche seiner Gnade ein Wunder thun soll. Es begehen also alle diejenigen, welche sich nicht eher, als in der Stunde des Todes, zu Gott bekehren, außer ihren übrigen Sünden, auch noch die Sünde, daß sie Gott versuchen, welche oftmals das Maaß derselben voll macht.

Die geistlichen Schätze sind insgesammt unverdiente Gnadengeschenke Gottes, und dennoch steht geschrieben: Die Hand derer, welche stark arbeiten, häufet Schätze zusammen: *Manus fortium divitias parat.* Sprichw. 10, 4. Und die Schrift schreibt hingegen die geistliche Armuth dem Mangel dieser Arbeit zu: *Egestatem operata est manus remissa*; Ebend. das heißt, die Nachläßigkeit und die Trägheit sind Ursache an der Armuth und dem Elende der Seelen; so sehr sucht Gott die Werke seiner Gnade unter die Aehnlichkeit der Werke der Natur zu verbergen.

Man sieht dieses noch deutlicher bey dem Gebethe. Das Gebeth ist ohne Zweifel unter allen christlichen Handlungen diejenige, bey welcher man noch deutlicher sieht, wie nöthig man die Gnade hat. Darum heißt der Geist Gottes, vermöge eines besondern Namens, der Geist des Gebeths, *Spiritus precum.* Zachar. 12, 10. Und es wird von ihm

gesagt, er bitte für uns mit unaussprechlichem Seufzen. Röm. 8, 26. Es möchte also scheinen, diese so göttliche Uebung würde weder Vorbereitung, noch Regeln nöthig haben, und man dürfe nur auf die Eingebung der Gnade warten. Und dennoch sagt uns der Weise ausdrücklich, man müße seine Seele, ehe man bethete, vorbereiten, damit man nicht wie ein Mensch seyn möge, der Gott versucht: *Ante orationem praepara animam tuam; et noli esse quasi homo, qui tentat Deum.* Sir. 18, 23. Und er giebt also zu erkennen, daß alle diejenigen, welche ohne Vorbereitung bethen, in die Sünde fallen, daß sie Gott versuchen; und daß es eine von den vornehmsten Ursachen der Laulichkeit unserer Gebethe ist, weil wir uns wenig Mühe geben, uns durch die Mittel dazu vorzubereiten, die uns die Schrift vorschreibt, und welche darinnen bestehen, daß wir unser Herz und unser Gemüth von der Zerstreuung und dem nichtigen Zeitvertreibe abziehen, um es zu finden, wenn man es Gott im Gebethe darbringen soll; weil es unmöglich ist, daß das Herz seinem Schatze nicht nachläuft, und sich mit den Sachen, wovon es voll ist, nicht beschäftigt.

So vereinigt die Wahrheit das, was denen, die sie nur unvollkommen kennen, einander zuwider zu seyn scheint. Alles hängt von Gott ab; man braucht also nicht zu arbeiten, sagten gewisse Ketzer. Man muß arbeiten; folglich hängt die Tugend nicht von der Gnade ab, sagen die Pelagianer. Aber die katholische Lehre vereinigt diese Wahrheiten, und verwirft

wirft diese falschen Schlüsse. Man muß arbeiten, spricht sie, und dennoch hängt alles von Gott ab. Die Arbeit ist eine Wirkung der Gnade, und das gewöhnliche Mittel, die Gnade zu erlangen. Glauben, daß die Arbeit und die Tugenden keine Gaben Gottes sind, ist eine pelagianische Einbildung. Die Mittel verachten, derer sich Gott gemeiniglich bedient, die Menschen seiner Gnade theilhaftig zu machen, heißt Gott versuchen, weil man die Ordnung der göttlichen Weisheit umkehren will. Es besteht also die wahre Gottseligkeit darinnen, daß man diese Mittel braucht, und einsieht, daß es Gott ist, der sie uns brauchen läßt.

Das V. Kapitel.

Wie diese Lehre mit der Nothwendigkeit der kräftigen Gnade übereinstimmt. Beantwortung der Schwierigkeiten, die man hierbey machen kann.

Ich weis wohl, daß der menschliche Verstand, der durch den Glanz der göttlichen Wahrheiten geblendet wird und sich in seine eiteln Vernunftschlüsse verwickelt, in dieser Vereinigung der Arbeit und Gnade noch Schwierigkeiten finden kann; und daß, wenn man mit dem heil. Augustinus und dem heil. Thomas voraussetzt, daß, welches Vermögen man auch immer hat, die Handlungen der Gottseligkeit durch andere Gnaden zu verrichten, man sie

dennoch niemals wirklich verrichtet, wenn Gott den Willen nicht durch eine kräftige Gnade dazu antreibt, er gar sehr geneigt ist, den Schluß zu machen, wir dürften also nur so lange in Ruhe bleiben, bis wir die kräftigen Bewegungen, welche sie uns verrichten lassen, verspürten; wenn wir sie verspürten, so würden wir ganz gewiß arbeiten, weil die Gnade durch eine allmächtige Kraft dazu antreiben würde; und wenn wir sie nicht hätten, so würden wir sie niemals auf eine uns nützliche Art verrichten.

Dieser Einwurf entsteht gar leicht in dem Verstande derer, die in den Sachen, welche das Verhalten Gottes gegen die Seelen betreffen, ihren Einsichten und Vernunftschlüssen folgen. Und die Väter, welchen er nicht unbekannt gewesen ist, haben auf verschiedene Art sehr gründlich darauf geantwortet, indem sie gezeigt, wie man mit Wahrheit sagen könne, es stehe allzeit in der Macht der Menschen, den Pflichten der christlichen Gottseligkeit Gnüge zu leisten, und es läge an ihnen, wenn sie sie nicht beobachteten.

Da hier aber der Ort nicht ist, auf eine theologische Art darauf zu antworten; so ist es gnug, zu zeigen, daß er selbst nach der menschlichen Vernunft in keinem Stücke gegründet ist; und daß dieses, daß wir zur Ausübung der christlichen Tugenden die kräftige Gnade nöthig haben, zwar dienen kann, die Menschen zu demüthigen, und sie in Furcht und Zittern zu erhalten; daß es sie aber auch niemals mit Grunde zur Trägheit, zur Unruhe und zur Ver-

zwei-

zweifelung verleiten kann; weil uns die Natur allzeit selbst ein Mittel an die Hand giebt, welches hinlänglich ist, die Seele in Ruhe zu erhalten, und allen Kummer und Unruhe daraus zu vertreiben. Denn ob wir gleich, um uns nach dem Willen Gottes zu bemühen, unsere Fehler auf eine christliche Art zu bestreiten, zu bethen, und die guten Werke nach dem Sinne einer wahren Liebe auszuüben, eine übernatürliche und kräftige Gnade nöthig haben; so ist es doch gewiß, daß eine jede von diesen Handlungen insbesondere bisweilen ohne Gnade, aus einer Bewegung der Eigenliebe, der Menschenfurcht und der bloß knechtischen Furcht, kann verrichtet werden. Ob nun aber gleich ein unendlicher Unterschied unter der Eigenliebe und der Liebe Gottes ist; so sind doch die Bewegungen und Handlungen, welche aus diesen beyden so verschiedenen Quellen und Gründen entstehen, einander bisweilen so ähnlich, und wir haben so wenig Einsicht, um in das Innerste unsers Herzens hinein zu schauen, daß wir nicht gewiß sagen können, aus welchem Grunde wir handeln, ob es aus Begierde oder aus Liebe geschieht. Wir können zwar wohl mit dem heil. Paulus sagen, wir hielten uns keiner Sache wegen für strafbar; wir müssen aber auch mit ihm hinzusetzen, wir wären deswegen nicht gerechtfertigt, und wir müssen uns nicht selbst richten und beurtheilen, weil wir uns nicht vollkommen kennen.

Es liegt also allzeit etwas in uns, das hinlänglich ist, das, was an diesen Uebungen des christlichen Lebens äußerlich ist, und in die Augen fällt,

zu erfüllen. Und da wir, wenn wir auch gleich die kräftige Gnade haben, dennoch nicht gewiß wissen können, ob wir aus einem menschlichen Grunde handeln; so wissen wir auch nicht allzeit, wenn wir aus einem Grunde des menschlichen Eigennutzes handeln, ob nicht die Gnade der Grund unserer Handlung ist. Wir können die Liebe für die Eigenliebe, und die Eigenliebe für die Liebe halten; und bey dieser Dunkelheit heißt uns die Vernunft die Partey ergreifen, allzeit zu thun, was befohlen ist, und Gott die Beurtheilung des Grundes, aus welchem wir handeln, zu überlassen.

Es ist zwar unsere Pflicht, uns, so viel wir können, von aller Eigenliebe und allem Eigennutze zu reinigen; aber dieses Verlangen versichert uns nicht, daß wir ganz davon frey sind. Denn man kann aus Eigenliebe wünschen, von der Eigenliebe befreyt zu seyn, gleichwie man die Demuth aus Stolze wünschen kann. Es entsteht in diesen Handlungen der Seele ein unendlicher Zirkel von Wiederkehrungen über Wiederkehrungen, und von Betrachtungen über Betrachtungen; und es ist in uns allzeit ein gewisser Grund eine gewisse Wurzel, die uns, so lange wir leben, unbekannt bleiben.

Gott will es haben, daß die Menschen in dieser Welt in diesem Zustande leben sollen. Wir sind von seiner Gerechtigkeit zu diesen Finsternissen verdammt; und seine Barmherzigkeit macht, daß wir Nutzen davon haben, wenn sie es so einrichtet, daß wir sie anwenden, um noch demüthiger zu werden. Und so sieht man deutlich, daß, da diese Finsternisse auf

der

der einen Seite unvermeidlich, und auf der andern nützlich sind, wir weiter nichts zu thun haben, als daß wir ruhig bleiben, und in Friede die Güte Gottes verehren, der sie zu unserem Besten schickt; und doch dabey auf eine so reine und uneigennützige Art, als es uns möglich ist, thun, was uns in seinen Gesetzen vorgeschrieben ist, bis er uns in jenem Leben richten wird, indem er uns den Grund unsers Herzens bekannt macht, welches wir in diesem niemals recht werden kennen lernen. Und das ist gnug, uns einen menschlichen Frieden zu verschaffen, der von dem Frieden Gottes nicht merklich unterschieden ist, welcher aber allemal besser ist, als die Unruhe, welche die Seele darnieder schlägt, und sie zur Trägheit und Verzweiflung verleitet.

Diese Ursache soll machen, daß wir die Beobachtung aller Uebungen des christlichen Lebens, einem weichlichen, nachläßigen und trägen Leben vorziehen. Denn es ist gewiß, daß die, welche sie nicht beobachten, sich nicht auf dem Wege Gottes befinden, und daß von denen, welche ihr Leben in der Unordnung und Ausschweifung zubringen, wenige werden selig werden; weil sie nicht selig werden können, wenn sie nicht Gott durch eine außerordentliche Barmherzigkeit, welche aber selbst in dem Reiche der Gnade etwas sehr seltenes ist, bekehrt.

Dagegen befinden sich die, welche diese heiligen Uebungen beobachten, insgesammt gewissermaaßen auf dem Wege des Friedens. Sie sind in der Gesellschaft derer, die nach dem Himmel zu gehen; und sie haben so gar den Trost, daß wenige von denen,

welche sie lange beobachten, nicht selig werden. Denn die Beharrung in dem ordentlichen Leben ist das gewisseste Kennzeichen der Liebe, weil die Begierde an und für sich unbeständig ist, und gemeiniglich eine und dieselbe Absicht nicht lange verfolgt.

Es macht also die Wissenschaft, daß wir, um christlich zu handeln, die kräftige Gnade nöthig haben, die, welche der Vernunft Gehör gegeben, und ihr folgen, niemals irre. Denn sie sehen allzeit, was für einen Weg sie gehen müßen. Sie wissen, daß sie unabläßig bethen, ihre Leidenschaften unaufhörlich kreuzigen, beständig auf sich selbst Acht haben, bis in den Tod streiten, die Ausübung der guten Werke niemals unterlassen, und sich in allen Stücken ordentlich verhalten müßen. Sie wissen, daß die Ungewißheit, in der sie sich befinden, ob sie aus Liebe oder aus Eigenliebe handeln, sie niemals abhalten soll, etwas zu thun. Thut dieses, sprichr der heil. Augustinus 1), aus Furcht vor der Strafe, wenn ihr es noch nicht aus Liebe zur Gerechtigkeit, das heißt, aus Liebe thun könnet. Sie sollen es also immer thun. Dieses ist gewiß und außer allem Zweifel; und indem sie es thun, sollen sie nicht denken, daß sie nur aus Begierde und Eigennutze handeln, weil sie ihr Herz nicht kennen, und von sich selbst eben so wenig, als von andern, auf eine verwegene Weise urtheilen sollen.

Mit einem Worte, man muß bis an den Tod bethen, arbeiten und ruhig bleiben, indem man sich

Gott

1) August. Serm. 156. n. 14.

Gott überläßt, und mit dem Propheten zu ihm sagt: *In manibus tuis sortes meae*, Psalm. 30, 16. Mein Schicksal steht in deinen Händen, so wohl in diesem, als in jenem Leben, in der Zeit und in der Ewigkeit. Wenn wir auf diese Art mit einer beständigen Treue auf dem Wege Gottes wandeln; so werden wir, ob wir gleich niemals eine vollkommene Gewißheit haben, daß der heil. Geist in uns wohnt, und daß er uns das, was wir thun, zu thun antreibt, deswegen doch ein gerechtes Vertrauen haben. Und da dieses Vertrauen, je weiter wir auf dem Wege der Tugend fortgehen, immer mehr wachsen und zunehmen wird; so wird es bey uns nur so viel Furcht zurücklassen, als wir nöthig haben werden, der Versuchung zu Vermessenheit und zum Stolze zu widerstehen.

Das VI. Kapitel.

Verschiedene andere Arten Gott zu versuchen.

Außer den bereits angeführten, giebt es noch viele andere Arten Gott zu versuchen. Denn da diese Sünde darinnen besteht, daß man sich der Weisheit Gottes entzieht, und ihn nöthigen will, so wohl im Reiche der Natur, als auch im Reiche der Gnade, wider die ordentlichen Regeln seiner Vorsehung zu handeln; so kann man Gott auf eben so viel Arten versuchen, als man die Beobachtung dieser Re-

geln unterlassen kann, weil man sich Hoffnung macht, Gott werde auf eine außerordentliche Art gegen uns handeln.

Es heißt z. E. Gott versuchen, wenn man sich, ohne rechtmäßigen Beruf, in Kirchendienste begiebt, weil man sich Hoffnung macht, Gott werde unsern Eintritt verbessern, und uns die Gnaden verleihen, die wir bedürfen, um dem Amte, in welches wir uns verwegener Weise begeben haben, recht vorzustehen. Denn der ordentliche Weg, die zu diesen Diensten nöthigen Gnaden zu erlangen, ist, durch die Thüre eines heiligen Berufs in dieselben einzugehen. Und wenn Gott diesen Fehler bey einigen verbessert, indem er sie gleichsam vom neuen wieder in das Amt führt, in welches sie sich unrechtmäßiger Weise begeben haben; so ist das eine außerordentliche Gnade, die sich niemand versprechen kann, ohne verwegen zu handeln, und Gott zu versuchen.

Eben so verhält es sich mit den übrigen Verbindungen in den verschiedenen Ständen des Lebens. Man versucht Gott, wenn man sich in dieselben einläßt, ohne auf eine vernünftige Art versichert zu seyn, daß man die Eigenschaften besitzt, welche erfordert werden, den damit verbundenen Pflichten Gnüge zu leisten. Ein Mensch, der ein obrigkeitliches Amt annimmt, versucht Gott, wenn er nicht glaubt, daß er im Stande ist, sich der Ungerechtigkeit zu widersetzen, zu Folge dessen, was die Schrift sagt: *Noli quaerere fieri judex, nisi valeas irrum-*

rumpere iniquitates: Trachte nicht darnach, ein Richter zu werden, wenn es nicht in deinem Vermögen steht, durch die Ungerechtigkeit hindurch zu brechen. Sir. 7, 6. Diejenigen, welche sich in den Ehestand begeben, versuchen Gott, wenn sie nicht Willens sind, die Pflichten dieses Standes zu beobachten, und wenn sie nicht im Stande sind, alles zu erdulden, was man in demselben erdulden muß, und den Versuchungen zu widerstehen, die entweder aus diesem Stande überhaupt, oder aus der besondern Wahl, die sie in Ansehung der Person, mit welcher sie sich verbinden, treffen, entspringen. Diejenigen, welche in das Kloster gehen, versuchen Gott, wenn es ihnen an den Eigenschaften mangelt, welche erfordert werden, wenn man in diesem heiligen Berufe beharren, und die Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten desselben aushalten will. Und darum thun diejenigen, welche die Personen, die diese Eigenschaften nicht haben, davon ausschließen, ihnen nicht nur nicht Unrecht; sondern sie erweisen ihnen vielmehr die größte Liebe, die man ihnen erweisen kann, weil sie sie abhalten, sich in eine Verbindung einzulassen, deren Folgen für sie nicht gut und glücklich würden seyn können. Mit einem Worte, was man sich auch immer vornimmt, welche Lebensart man erwählt, und in welchen Stand man sich auch immer begiebt; so muß man doch, nach dem Evangelium, die Kosten allezeit berechnet haben; Luk. 14, 28. das heißt, wir müssen untersucht haben, ob uns Gott Kräfte und guten Willen gegeben hat, um darnach

zu urtheilen, ob wir nicht verwegen handeln, wenn wir uns in denselben begeben.

Wenn man bey sich überlegt, wie sich die Menschen bey der Erwählung des Amtes und Standes verhalten, in welchem sie ihr Leben zubringen; so wird man nicht nur finden, daß nichts gemeiner ist, als diese Art Gott zu versuchen, sondern daß sie auch die gewöhnlichste Quelle der Unordnungen ist, die in allen Ständen und Lebensarten herrschen. Denn man sieht deutlich, daß man sie nicht wegen des Verhältnisses und der Beziehung erwählt, die sie mit den Eigenschaften, welche Gott in uns gelegt hat, haben; sondern wegen gewisser eingebildeter Gesetze, welche die Eitelkeit der Menschen in der Welt eingeführt hat, vermöge welcher man glaubt, weil man von dieser oder jener Geburt wäre, und ein gewisses Vermögen habe, so könne man nur gewisse Lebensarten erwählen, alle übrige aber wären nicht für uns. So bilden sich einige ein, sie könnten keine andere Partey ergreifen, als daß sie entweder in den Krieg giengen, oder in den geistlichen Stand träten. Andere glauben hingegen, sie könnten nicht in der Welt leben, ohne eine obrigkeitliche Person zu seyn. Dieses Frauenzimmer muß eine Nonne werden, weil man sie nicht standesmäßig verheurathen kann. So schränkt man sich, vermöge dieser eingebildeten Gesetze ein. Und da sich Gott bey der Austheilung seiner Gnaden und Talente nicht nach ihnen richtet; so kömmt es daher, daß man aus Phantasie alle Aemter und Bedienungen, die uns Gott anzuneh-

men

men erlaubte, ausschlägt, und nur nach denen, die er uns untersagt, trachtet. Man tritt also auf eine unbesonnene und verwegene Art in dieselben, und bleibt auch so darinnen. Man versucht Gott beständig durch die Verwaltung dieser übel erwählten Aemter; und anstatt sich seine Gnade und seinen Beystand zu erwerben, zieht man sich unaufhörlich die Wirkungen seines Zorns und seiner Verlassung zu. Man kann es sich vorstellen, was für Folgen ein solches Verhalten nach sich ziehen muß.

Hierbey muß man noch merken, daß, obgleich die Menschen in diesem Leben die Gnade allzeit nöthig haben, sie sich doch nicht in einem gleichen Grade der Schwachheit und Stärke befinden; und daß das verschiedene Maaß, mit welchem ihnen Gott seine Gnaden austheilt, macht, daß man, mit der Schrift und den Vätern zu reden, sagen kann, es gäbe Verrichtungen und Bedienungen, die der Gnade gewisser Seelen angemessen, aber der Gnade anderer nicht angemessen wären. Einige würden verlohren gehen, wenn sie gewisse Handlungen der Heiligen nachahmen wollten, weil sie nicht Kräfte gnug haben, sie, wie diese Heiligen, auszuhalten. Es muß also ein jeder wissen, wie viel er von Gott bekommen hat; und wenn er nicht selbst davon urtheilen kann, so muß er wenigstens nach der Einsicht kluger und verständiger Leute davon urtheilen. Thut man dieses nicht, und überschreitet die Gaben Gottes; so versucht man ihn, und geräth in Gefahr, durch dieses verwegene Weitergehen große Fehler zu begehen.

Man

Man begeht denselben Fehler, wenn man nach seiner eigenen Einsicht beurtheilen will, was man nach anderer ihrer beurtheilen sollte. Denn da Gott, um die Menschen durch die gegenseitigen Liebesdienste mit einander zu verbinden, gewollt hat, daß die einen von den andern, so wohl in Ansehung des geistlichen, als des zeitlichen Lebens, abhangen sollen; und da er ihnen zu dem Ende die Einsichten, die sie zu ihrem Verhalten nöthig haben, ordentlicher Weise mehr durch Lehrer und Prediger, und durch verständige Leute, die sie um Rath fragen, als durch sich selbst, mittheilt; so folgt hieraus, daß es gewissermaaßen Gott auch versuchen heißt, wenn man diese Ordnung nicht beobachtet, indem man niemanden um Rath fragt, und bey der Führung seines Lebens nur seinen eigenen Gedanken und Einsichten folgt, weil dieses nichts anders heißt, als Gott nöthigen wollen, uns sein Licht auf eine außerordentliche Art mitzutheilen.

Man kann auch sagen, daß eine jede Todtsünde, die man, in der Hoffnung durch die Buße von ihr wieder aufzustehen, begeht, eine Art Gott zu versuchen ist. Denn das ordentliche Heilsmittel, so wohl für die, welche die Unschuld der Taufe noch nicht verlohren, als auch für diejenigen, welche sie durch diese Buße wieder erlangt haben, besteht darinnen, die empfangene Gnade zu erhalten, und sie durch die Ausübung christlicher Tugenden täglich zu vermehren zu suchen. Wenn man also verlangt, daß uns Gott wiederum auf den Weg des Heils zurückfüh-

führen soll, ob wir ihn gleich durch Sünden verlassen; so heißt dieses, sich seinem ordentlichen Verhalten entziehen, und ihn nöthigen wollen, im Reiche der Gnade zu unserem Besten Wunder zu thun.

Endlich unterlassen auch so gar die Frommen und die ordentlich lebenden Personen nicht, Gott auf verschiedene Art zu versuchen, und oftmals, ohne daß sie es gewahr werden. Denn da uns das Evangelium sagt, das Mittel, die Gnaden zu erlangen, die wir nöthig haben, um entweder unsere Pflichten zu beobachten, oder uns auf eine heilige Art in die geringsten Verbindungen einzulassen, und die kleinsten Entwürfe zu machen, bestehe darinnen, daß wir ihn in allen Sachen zu Rathe ziehen, und unser Gebeth unaufhörlich zu ihm abschicken; so kann man, so oft sie diese Mittel nicht brauchen, und sich in kleine Unternehmungen einlassen, Besuche ablegen, Unterredungen halten, und Werke der Gottseligkeit verrichten, ohne sich an Gott zu wenden, ohne einen Blick auf ihn zu thun, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, und zu bitten, gewissermaaßen sagen, daß sie ihn versuchen. Und da alle Fehler, die man im Leben begeht, daher kommen, weil man die Mittel, sie zu vermeiden, nicht braucht; so sieht man deutlich, daß man nur sündigt, weil man Gott versucht, und daß also diese Sünde, von der man glaubt, daß sie so selten geschieht, und an welche man so wenig denkt, die Ursache von allen Fällen der Frommen und Gerechten, und der Verlust aller derer, die verlohren gehen, ist.

Vierte Abhandlung.

Von der Komödie.

Das I. Kapitel.

Ursachen, welche die Menschen gehabt haben, die Komödie zu vertheidigen. Mittel, dessen sie sich hierzu bedient haben.

Nur in diesem Jahrhunderte hat man angefangen, die Komödie zu vertheidigen, und sie für einen Zeitvertreib auszugeben, der bey der Frömmigkeit gar wohl bestehen könnte. Die andern waren im Guten und Bösen viel einfacher. Die, welche in denselben fromm lebten, gaben durch ihre Handlungen und Worte die Furcht zu erkennen, die sie vor diesen weltlichen Schauspielen hatten. Diejenigen, welche von der Leidenschaft des Theaters eingenommen waren, gestunden wenigstens, daß sie in diesem Stücke die Regeln der christlichen Religion nicht beobachteten. Es haben sich aber in diesem Leute gefunden, welche vorgeben, man könne in diesem Stücke die Frömmigkeit und den Geist der Welt gar wohl mit einander vereinigen. Man läßt es nicht dabey bewenden, daß man dem Laster nachläuft; son-

dern

dern man verlangt auch noch, daß es geehrt, und nicht mit dem schimpflichen Namen eines Lasters belegt werde, welcher das Vergnügen, das man dabey findet, durch den damit verbundenen Abscheu immer ein wenig stärkt. Man hat es also so einzurichten gesucht, daß sich das Gewissen mit der Leidenschaft vertrug, und sie durch seine beschwerlichen Bisse nicht beunruhigte. Und in diesem Stücke hat man sich, in Ansehung der Komödie, sehr viel Mühe gegeben. Denn da, in Ansehung der Weltmenschen, nicht leicht ein angenehmerer Zeitvertreib, als dieser, gefunden wird; so war ihnen sehr viel daran gelegen, sich einen stillen und ruhigen Genuß desselben zu verschaffen, damit ihrem Vergnügen nichts mangeln möchte. Das Mittel, dessen sich hierzu diejenigen, welche die feinsten sind, bedienen, besteht darinnen, daß sie sich einen gewissen metaphysischen Begriff von der Komödie machen, und diesen Begriff von einer jeden Art von Sünde reinigen. Die Komödie, sagen sie, ist eine Vorstellung der Handlungen und Worte, als wenn sie gegenwärtig wären. Was für Böses ist wohl darinnen zu finden? Und nachdem sie ihren allgemeinen Begriff von der Komödie auf solche Art gerechtfertigt; so glauben sie bewiesen zu haben, die gewöhnlichen Komödien hätten nichts sündliches an sich. Man kann sich aber wider dieses Blendwerk vertheidigen, wenn man dagegen die Komödie nicht nach einer chimärischen Speculation, sondern nach der gemeinen und gewöhnlichen Vorstellung, von welcher wir Zeugen

sind, betrachtet. Man muß sehen, wie das Leben eines Komödianten und einer Komödiantinn beschaffen ist; was unsere Komödien für einen Innhalt und Zweck haben; was für Wirkungen sie gemeiniglich in denen, die sie vorstellen, oder vorstellen sehen, hervorbringen; welche Eindrücke sie in ihnen zurücklassen; und hernach untersuchen, ob alles dieses mit dem Leben, den Gesinnungen und den Pflichten eines wahren Christen einiges Verhältniß hat. Dieses hat man sich nun in dieser Abhandlung zu thun vorgenommen. Da sich aber die mehresten Gründe, derer man sich wider die Komödie bedienen wird, ganz natürlich auch auf das Lesen der Romane anwenden lassen; so wird man diese oftmals mit darunter begreifen, und man bittet die, welche sie lesen werden, sie zugleich mit darunter zu begreifen, wenn man es nicht ausdrücklich thut.

Das II. Kapitel.

Erster Grund wider die Komödie, welcher davon hergenommen ist, weil, da die Verrichtung eines Komödianten unerlaubt und böse ist, man sie billigt und rechtfertigt, wenn man ihr beywohnt.

Man kann die Verrichtung eines Komödianten unmöglich betrachten, und sie mit den Pflichten des Christenthums vergleichen, ohne zugleich einzusehen, daß sich für ein Kind Gottes und ein Glied

Jesu

Jesu Christi nichts weniger schickt, als diese Verrichtung. Ich rede nicht nur von den in die Augen fallenden Unordnungen und Ausschweifungen, dergleichen die unehrbare Art ist, wie die Weibspersonen auf die Schaubühne treten; weil die Vertheidiger der Komödie dergleichen Unordnungen vermittelst der Einbildungskraft allzeit davon absondern, ob man sie gleich niemals wirklich davon absondert. Ich rede nur von dem, was ganz und gar nicht davon abgesondert und getrennt werden kann. Es ist eine Verrichtung, wo Manns- und Weibspersonen Leidenschaften des Hasses, des Zorns, des Ehrgeizes, der Rache, und vornehmlich der Liebe vorstellen. Sie müßen sie so natürlich und lebhaft, als es ihnen nur möglich ist, vorstellen. Sie können dieses aber nicht thun, wenn sie sie nicht gewissermaaßen in sich selbst erregen, und wenn sie ihre Seele sich nicht eindrückt, um sie äußerlich durch die Geberden und Worte auszudrücken. Es müßen also diejenigen, die eine Leidenschaft der Liebe vorstellen, indem sie dieselbe vorstellen, gewissermaaßen davon gerührt seyn. Nun darf man sich aber nicht einbilden, daß man den Eindruck, den man vorsetzlich in sich erregt hat, wiederum in sich zernichten könne, und daß er nicht in uns eine große Neigung und Bereitwilligkeit zu eben der Leidenschaft, die man hat empfinden wollen, zurückließe. Es ist also die Komödie selbst ihrer Natur und Beschaffenheit wegen eine Schule und Uebung des Lasters, weil sie schlechterdings nöthigt, lasterhafte Leidenschaften in sich zu erregen und hervorzu-

bringen. Wenn man bedenkt, daß sich die Komödianten ihr ganzes Leben lang mit dieser Uebung beschäftigen; daß sie es besonders ganz damit zubringen, das Bild eines Lasters zu fassen, oder es unter sich zu wiederholen, oder vor den Zuschauern vorzustellen; und daß sie fast nichts anders, als diese Thorheiten, in den Gedanken haben; so wird man gar bald einsehen, daß es unmöglich ist, diese Verrichtung mit der Reinigkeit unserer Religion zu vereinigen. Und so muß man gestehen, daß es eine weltliche und einem Christen unanständige Verrichtung ist; daß die, welche sich derselben unterziehen, verbunden sind, sie aufzugeben, wie es alle Kirchenversammlungen befehlen; und daß es folglich andern nicht erlaubt ist, etwas beyzutragen, sie bey einer Verrichtung zu erhalten, die dem Christenthume zuwider ist, noch sie durch ihre Gegenwart zu billigen und zu rechtfertigen.

Das III. Kapitel.

Zweyter Grund, welcher von der Gefahr der Leidenschaft der Liebe, die in allen Komödien herrscht, hergenommen ist.

Da die Leidenschaft der Liebe der stärkste Eindruck ist, den die Sünde in unsere Seelen gemacht hat, welches aus den schrecklichen Unordnungen, die sie in der Welt anrichtet, zur Gnüge erhellet; so

ist

ist nichts gefährlicher, als sie rege zu machen, zu nähren, und das, was sie im Zaume hält, und ihr Wachsthum hindert, zu zernichten.

Nun ist aber hierzu nichts dienlicher, als eine gewisse Furcht, welche die Gewohnheit und die gute Erziehung davor einflößen; und nichts verhindert diese Furcht mehr, als die Komödie und die Romane; weil diese Leidenschaft in denselben mit Ehren, und auf eine Art erscheint, welche, anstatt sie fürchterlich zu machen, sie vielmehr liebenswürdig machen kann. Sie tritt darinnen ohne Schande und Ehrlosigkeit auf. Man macht sich daselbst eine Ehre daraus, davon gerührt zu seyn. So gewöhnt man sich nach und nach daran. Man lernt sie dulden und davon reden; und die Seele läßt sich hernach allmählig dazu führen, indem sie dem natürlichen Hange folgt.

Es ist vergeblich, wenn man, die Komödien und Romane zu vertheidigen, sagt, man stelle darinnen nur rechtmäßige Leidenschaften, die den Ehestand zum Zwecke hätten, vor. Denn obgleich der Ehestand einen guten Gebrauch von der Begierde macht; so ist sie doch an sich selbst allzeit böse und unordentlich; und es ist nicht erlaubt, sie in sich, oder in andern rege zu machen. Man soll sie allzeit als die schändliche Wirkung der Sünde, und als eine giftige Quelle ansehen, die uns alle Augenblicke anstecken könnte, wenn Gott ihren bösen Wirkungen nicht Einhalt thäte. Wenn ihr also gleich die Komödien und Romane einen noch so guten Schein der Ehrbarkeit

zu geben suchen; so kann man doch nicht leugnen, daß sie nicht auch so gar in diesem Stücke den guten Sitten zuwider wären. Denn sie machen einen angenehmen Begriff von einer lasterhaften Leidenschaft, ja sie machen so gar eine heldenmüthige Eigenschaft aus ihr, weil an diesen Theater- und Romanhelden nichts mehr in die Augen fällt, als sie.

Der Ehestand bringt zwar die Begierde in Ordnung; er macht sie aber nicht ordentlich. Sie behält allzeit etwas unordentliches, das ihr eigen ist, an sich; und sie hält sich nur mit Gewalt in den Gränzen, welche ihr die Vernunft vorschreibt. Wenn man nun diese Leidenschaft durch die Komödien rege macht; so flößt man nicht zu gleicher Zeit die Liebe zu dem, was sie in Ordnung bringt, ein. Die Zuschauer nehmen nur den Eindruck der Leidenschaft, und wenig oder nichts von der Regel der Leidenschaft an. Der Verfasser hält sie, wo er will, durch einen Federzug in seinen Personen zurück; er hält sie aber nicht auf gleiche Weise in denen, in welchen er sie rege macht, zurück. Die Vorstellung einer rechtmäßigen Liebe, und einer solchen, die es nicht ist, bringen beynahe dieselbe Wirkung hervor, und erregen nur eine und dieselbe Bewegung, welche hernach, nach den verschiedenen Gemüthsbeschaffenheiten, die sie antrifft, wirkt. Ja oftmals ist die Vorstellung einer mit diesem Schleyer der Ehre bedeckten Leidenschaft noch weit gefährlicher; weil sie der Verstand mit weniger Vorsichtigkeit betrachtet, weil sie von ihm mit weniger Furcht aufgenommen wird, und weil sich das Herz mit weniger Widerstande dazu bringen läßt.

Das IV. Kapitel.

Die Versuchungen, welche die Komödie in diesem Stücke verursacht, sind aus vielen Ursachen gefährlicher, als die andern. Sie richten oftmals großen Schaden an, ohne daß man es gewahr wird. Es ist so gar gnug, um verbunden zu seyn, die Komödie zu fliehen und zu meiden, daß sie andern gefährlich ist.

Diese Gefahr wird noch größer, weil die Komödie alle Hilfsmittel entfernt, die den üblen Eindruck, den sie macht, verhindern können. Das Herz ist in derselben durch das Vergnügen weichlich gemacht worden. Der Verstand beschäftigt sich nur mit äußerlichen Dingen, und ist von den Thorheiten, die man allda vorstellen sieht, ganz berauscht; und befindet sich folglich nicht im Stande der christlichen Wachsamkeit, welche nöthig ist, wenn man den Versuchungen widerstehen will, und ist gleichsam wie ein Rohr, das ein jeder Wind wegführen kann. Ich weis nicht, ob es Leute giebt, welche sagen könnten, sie hätten jemals daran gedacht, sich durch das Gebeth dazu vorzubereiten; und wenn es auch welche gäbe, so würden es doch nur ganz menschliche Gebethe seyn können, an welchen der Geist Gottes keinen Theil hätte. Denn der heil. Geist würde sie vielmehr antreiben, diese gefährlichen Ergötzlichkeiten zu meiden, als um die Gnade zu bitten, vor dem damit verbundenen Verderben

bewahrt zu werden. Wenn also diejenigen, die in der Einsamkeit und Entfernung von der Welt leben, auch so gar mitten in den Klöstern, in dem christlichen Leben große Schwierigkeiten antreffen; wenn sie auch selbst zu der Zeit von dem Umgange mit der Welt Schaden haben, wenn sie sich aus Liebe und Noth in dieselbe begeben, und wenn sie, um ihr zu widerstehen, so sehr sie nur können, auf ihrer Hut sind; wie groß müßen nicht die Wunden und Fälle derer seyn, welche, weil sie ein ganz sinnliches Leben führen, sich Versuchungen aussetzen, welchen auch die Stärksten würden unterliegen müßen? Soll man nicht von ihnen, wenn man sie mit den heiligen Leuten vergleicht, sagen, was Hiob von dem Menschen sagte, als er ihn mit den Engeln verglich: *Ecce! qui serviunt ei, non sunt stabiles, et in Angelis suis reperit pravitatem: quanto magis hi, qui habitant domos luteas, consumentur velut a tinea?* Hiob. 4, 18. 19. Wenn die Geister, die Gott dienen, nicht beständig sind, und wenn er auch so gar an seinen Engeln selbst Mängel und Gebrechen findet; um wie vielmehr werden Seelen, die in Leibern, als in irdischen Häusern, wohnen, dem Verderben und der Sünde unterworfen seyn? Oder was Jesaias sagt: *Super humum populi mei spinae et vepres ascendent: quanto magis super omnes domos gaudii civitatis exultantis?* Jes. 32, 13. Wenn das Land meines Volks, spricht der Herr, mit Dornen und Disteln bedeckt ist; das heißt, wenn die geistlichen Seelen bisweilen von den Stacheln der Sünde gestochen

wer-

werden; welchen Ausschweifungen werden sich nicht diejenigen ergeben, die in lauter Vergnügen leben, und deren Herz mit allen thörichten Freuden der Welt angefüllt ist? *Quanto magis super omnes domos gaudii civitatis exultantis?*

Man soll überdieses bedenken, daß die Komödie eine Versuchung ist, die vorsetzlicher Weise gesucht worden, welches die Gnade Gottes noch weit mehr entfernt, und ihn noch mehr bewegt, uns unserem eigenen Verderben zu überlassen, als diejenigen, in welche man unversehens fällt. Es ist Verwegenheit, Stolz und Ruchlosigkeit, wenn man glaubt, man könne ohne die Gnade den Versuchungen widerstehen, die man in der Komödie antrifft; und es ist Vermessenheit und Thorheit, zu glauben, Gott werde uns allzeit durch seine Gnade von einer Gefahr befreyen, der wir uns vorsetzlich und ohne Noth aussetzen.

Viele Leute betriegen sich in diesem Stücke, weil sie die bösen Eindrücke, welche die Komödie in sie macht, nicht merken und wahrnehmen; woraus sie den Schluß machen, sie wäre keine Versuchung für sie. Dieses kömmt aber daher, weil sie nicht wissen, daß diese Versuchungen verschiedene Grade haben, von welchen die ersten nicht merklich sind. Man verfällt nicht gleich anfangs in ein gänzliches Verderbniß des Verstandes und des Herzens; und es heißt allemal der Seele großen Schaden zufügen, wenn man die Vormauern niederreißt, die sie vor den Versuchungen in Sicherheit setzten. Es heißt ihr großen

Schaden zufügen, wenn man sie gewöhnt, solche Gegenstände ohne Entsetzen und mit einer gewissen Art von Wohlgefallen anzusehen, und sie glauben zu lassen, es wäre ein Vergnügen, zu lieben und geliebt zu werden. Die Abneigung, die sie dagegen bey sich verspürte, diente ihr zu Außenwerken, die dem Teufel den Eingang verwehrten. Wenn sie aber durch die Komödie sind niedergerissen worden; so wird ihm hernach der Einzug in sie nicht schwer. Oftmals hat man schon lange angefangen zu fallen, wenn man es gewahr wird. Die Fälle der Seele sind langwierig. Sie haben ihre Vorbereitungen und ihr Wachsthum; und es trägt sich oft zu, daß man den Versuchungen nur deswegen unterliegt, weil man bey Gelegenheiten, die nicht viel zu bedeuten hatten, schwach geworden ist.

Es mögen also diejenigen, welche nicht wahrnehmen, daß die Romane und Komödien in ihrer Seele eine von den Leidenschaften, vor welchen man sich gemeiniglich fürchtet, rege machen, nicht glauben, daß sie deswegen in Sicherheit sind; und sie mögen sich ja nicht einbilden, daß ihnen diese Bücher und Schauspiele keinen Schaden zugefügt haben. Das Wort Gottes, welches der Saame des Lebens ist, und das Wort des Teufels, welches der Saame des Todes ist, haben dieses mit einander gemein, daß sie oftmals lange im Herzen verborgen bleiben, ohne eine merkliche Wirkung hervorzubringen. Gott verbindet bisweilen die Seeligkeit gewisser Personen mit gewissen Worten der Wahrheit, die er zwanzig Jahre

re vorher in ihre Seele gelegt hat, und die er, wenn es ihm gefällt, wieder aufweckt, um sie Früchte des Lebens bringen zu lassen. Und der Teufel läßt es bisweilen auch dabey bewenden, daß er das Gedächtniß mit diesen Bildern anfüllt, ohne weiter zu gehen, und ohne noch eine merkliche Versuchung daraus zu machen. Aber nach einer langen Zeit läßt er sie wieder aufwachen und rege werden, ohne daß man sich so gar erinnert, wie sie in dasselbe hinein gekommen sind, um sie Früchte des Todes tragen zu lassen, *ut fructificarent morti*; Röm. 7, 5. welches der einzige Zweck ist, den er sich bey allem, was er in Ansehung der Menschen thut, vorsetzt. Man kann also zu denen, die sich rühmen, die Komödie und die Romane erregten in ihnen nicht den geringsten bösen Gedanken, sagen, sie sollten nur ein wenig warten, der Teufel werde seine Zeit schon wahrzunehmen wissen, wenn sich eine gute Gelegenheit dazu finden würde. Vielleicht bedient er sich jetzo, weil er sie durch andere gefesselt hat, derer, die mehr in die Augen fallen, nicht. Wenn er sie aber nöthig haben wird, sie ins Verderben zu stürzen; so wird er sie schon brauchen.

Gesetzt aber auch, es wäre wahr, daß die Komödie in gewissen Seelen keine üble Wirkung hervorbrächte; so würden sie sie deswegen doch nicht für einen unschuldigen Zeitvertreib halten, noch glauben können, daß sie, wenn sie ihr beywohnten, nicht strafbar wären. Man spielt die Komödie nicht für eine Person allein. Sie ist ein Schauspiel, das man

aller-

allerley Seelen mit ansehen läßt, von welchen die mehresten schwach und verderbt sind, und für welche es folglich überaus gefährlich ist. Ihr werdet sagen, es ist ihr Fehler, wenn sie ihr in diesem Zustande beywohnen. Es ist wahr; es ist aber auch der eurige, weil ihr etwas dazu beytraget, sie die Komödie als eine gleichgültige Sache ansehen zu lassen. Je ordentlicher ihr eure Handlungen einrichtet, desto kühner sind sie, euch in dieser nachzuahmen. Warum, sagen sie, sollen wir Bedenken tragen in die Komödie zu gehen, da fromme Leute auch hinein gehen. Ihr machet euch also ihrer Sünde theilhaftig. Und wenn euch die Komödie nicht an und für sich Wunden schlägt; so schlaget ihr euch selbst welche durch diejenigen, die andern von eurem Beyspiele bekommen, und so seyd ihr die strafbarsten unter allen. Die Weltmenschen, von welchen man kein Beyspiel nimmt, sind fast nur wegen ihrer eigenen Sünden strafbar. Aber die, welche für tugendhaft gehalten werden, und auch wirklich einige gute Werke verrichten, sind so wohl wegen ihrer eigenen, als auch wegen anderer ihrer Sünden strafbar; und sie verlieren dadurch nicht nur das Verdienst ihrer guten Handlungen, sondern sie vergiften sie auch gewissermaaßen, indem sie sie dienen lassen, andere zur Sünde zu verleiten.

Das

Das V. Kapitel.

Wenn man sich auch gleich noch so viel Mühe giebt, die unehrbaren Sachen von der Komödie abzusondern; so kann man es doch nicht dahin bringen, daß sie erlaubt wäre, weil sie das Vergnügen zu lieben und geliebt zu werden, einflößt, und die Sprache der Leidenschaften lehrt.

Gott verlangt von den Menschen eigentlich nur ihre Liebe; er will sie aber auch ganz haben, und von keiner Theilung etwas wissen. Und da er ihr höchstes Gut ist; so will er nicht haben, daß sie ihre Ruhe in einem Geschöpfe suchen sollen, weil kein Geschöpf ihr Zweck ist. Die völlige Liebe, die wir Gott schuldig sind, spricht der heil. Augustinus, erlaubt nicht, daß man einen Bach davon ausfließen läßt: *Nullum rivum duci extra patitur.* So ehrbar und erlaubt man sich also die Liebe zu einem sterblichen Geschöpfe auch immer vorstellen kann, so ist diese Liebe doch allzeit fehlerhaft und nicht rechtmäßig, wenn sie nicht aus der Liebe zu Gott entspringt; und sie kann nicht daraus entspringen, wenn sie eine Liebe der Leidenschaft und Anhänglichkeit ist, welche macht, daß wir unsere Freude und unser Vergnügen an diesem Geschöpfe finden. Ein Christ, der da weis, was er Gott schuldig ist, soll in seinem Herzen keine solche Bewegung und Anhänglichkeit dulden, ohne sie zu mißbilligen, ohne darüber zu seufzen,

zen, und ohne Gott zu bitten, daß er davon möge befreyt werden; und er soll eine sehr große Abneigung davor haben, selbst der Gegenstand der Anhänglichkeit der Leidenschaft einer andern Person, und also gewissermaaßen sein Abgott zu seyn. Denn die Liebe ist eine Verehrung, die nur Gott gebührt, weil Gott nur durch die Liebe kann geehrt werden: *Nec colitur nisi amando* i). Hieraus kann man sehen, daß es sehr viele Frauenzimmer giebt, welche, ob sie sich gleich für unschuldig halten, weil sie wirklich einen Abscheu vor groben Lastern haben, dennoch in den Augen Gottes sehr strafbar sind, weil sie ein Vergnügen darüber haben, daß sie in dem Herzen der Menschen eine Stelle einnehmen, die nur Gott allein gehört. Sie freuen sich, daß sie der Gegenstand ihrer Leidenschaft sind. Sie sehen es gern, daß man sich an sie henkt, daß man sie mit Empfindungen nicht nur der Hochachtung, sondern auch der Zärtlichkeit betrachtet; und sie lassen es sich gar gern gefallen, daß man sie ihnen durch die weltliche Sprache, welche man Schmeicheley oder Liebkosung nennt, zu erkennen giebt. Was für Mühe man also auch immer anwendet, diese Bilder schändlicher Unordnungen von der Komödie und den Romanen abzusondern, so wird man doch niemals das Gift davon absondern, weil man sieht, daß in denselben diese leidenschaftliche Neigung der Mannspersonen zu den Weibspersonen auf eine lebhafte Art vorgestellt wird, welche aber nicht unschuldig seyn kann; und man wird es niemals hin-

1) August. ep. 140. n. 4.

hindern, daß die Weibspersonen nicht ein Vergnügen darüber haben, von einer Mannsperson geliebt und angebethet zu werden. Es ist aber dieses für sie eben so gefährlich und ansteckend, als die Bilder in die Augen fallender und strafbarer Ausschweifungen.

Es machen aber die Komödien und Romane nicht nur die Leidenschaften rege, sondern sie lehren auch die Sprache der Leidenschaften; das heißt, die Kunst sich darinnen auszudrücken, und sie auf eine angenehme und sinnreiche Art zu erkennen zu geben, welches kein geringes Uebel ist. Viele Leute unterdrücken böse Absichten, weil sie die Geschicklichkeit nicht haben sich auszudrücken; und es trägt sich auch bisweilen zu, daß Leute, ohne von einer Leidenschaft eingenommen zu seyn, und indem sie nur bloß ihren Witz zeigen wollen, hernach unvermerkt in Leidenschaften verwickelt werden, die sie anfangs nur nachahmten.

Das VI. Kapitel.

Das Vergnügen der Komödie ist böse, weil es aus einer geheimen Billigung des Lasters entspringt.

Wenn man überzeugt werden will, daß das Vergnügen der Komödie ein böses Vergnügen ist, welches gemeiniglich nur von einem Verderben herkömmt, das durch die Sachen, die man in derselben sieht, in uns ist rege gemacht worden; so darf man nur bedenken, daß, wenn wir einen großen Abscheu

vor

vor einer Handlung haben, man kein Vergnügen darinnen findet, wenn man sie vorstellen sieht. Und das nöthigt die Dichter, den Augen der Zuschauer alles dasjenige entziehen, was diesen Abscheu in ihnen verursachen kann. Wenn man also nicht denselben Abscheu vor den Unordnungen und Ausschweifungen, die man in den Komödien vorstellt, bey sich verspürt, sondern sie gern mit ansieht; so ist dieses ein Kennzeichen, daß man sie nicht haßt, und daß in uns, ich weis nicht was für eine Neigung entsteht, die aus dem Verderbnisse unsers Herzens entspringt. Wenn wir uns das Laster in seiner natürlichen Häßlichkeit vorstellten; so würden wir sein Bild nicht ausstehen können. Es sagt deswegen einer von den größten itzt lebenden Dichtern, es habe eins von seinen schönsten Stücken auf der Schaubühne nicht gefallen, weil die Zuschauer durch die schreckliche Vorstellung einer unzüchtigen Handlung, zu welcher man einen heiligen Märtyrer verurtheilt hätte, wären gerührt worden. Aber der Grund, den er davon hernimmt, die Komödie zu rechtfertigen, und welcher darinnen besteht, daß die Schaubühne itzo so keusch und züchtig wäre, daß man die unehrbaren Gegenstände darauf nicht leiden könnte, ist dasjenige, was sie offenbar verdammt. Denn man kann hieraus lernen, daß man gewissermaaßen alles billigt, was man auf der Schaubühne duldet und mit Vergnügen sieht; weil man das, wovor man einen Abscheu hat, nicht darauf leiden kann. Da nun aber in den unschuldigsten Komödien noch immer ein so großes Verderbniß und so viele lasterhafte Lei-

den,

denschaften vorkommen; so ist dieses ein Kennzeichen, daß man diese Unordnungen und Ausschweifungen nicht haßt, weil man sie mit Vergnügen vorstellen sieht.

Diese Gefahr, oder vielmehr dieser Schade, den die Komödie verursacht, erstreckt sich noch viel weiter, als man denkt. Denn es ist auch dieses noch ein sehr großer Irrthum, der viel Leute betriegt, daß wir bey diesen Vorstellungen keine andern üblen Wirkungen in Erwägung ziehen, als die Wirkung Gedanken zu erregen, die der Keuschheit zuwider sind, und also glauben, sie schadeten uns nicht, weil sie uns nicht auf diese Art schadeten; gleich als ob es weiter keine Laster, als dieses, gäbe, und wir derselben nicht auch fähig wären. Wenn man indessen die Komödien derer betrachtet, welche diese scheinbare Ehrbarkeit am meisten zu beobachten gesucht haben; so wird man finden, daß sie nur unterlassen haben, ganz unehrbare Dinge vorzustellen, um andere abzuschildern, die eben so strafbar, und eben so ansteckend sind. Alle ihre Stücke sind weiter nichts, als lebhafte Vorstellungen der Leidenschaften des Stolzes, des Ehrgeizes, der Eifersucht, der Rache, und vornehmlich der römischen Tugend, die nichts anders, als eine rasende Liebe sein selbst ist. Je mehr sie diese Laster mit einem Bilde der Größe und Edelmüthigkeit ausschmücken, desto gefährlicher und geschickter machen sie sie, in die beßten Seelen einzudringen; und die Nachahmung dieser Leidenschaften gefällt uns nur, weil das in uns liegende Verderben zu gleicher Zeit eine ganz ähnliche Bewegung re-

ge macht, die uns gewissermaaßen in andere Menschen verwandelt, und uns an der Leidenschaft, die uns ist vorgestellt worden, Theil nehmen läßt.

Es ist so wahr, daß die Komödie fast allzeit eine Vorstellung lasterhafter Leidenschaften ist, daß sich die mehresten christlichen Tugenden auf der Schaubühne nicht können sehen lassen. Das Stillschweigen, die Geduld, die Mäßigung, die Weisheit, die Armuth und die Buße sind keine Tugenden, deren Vorstellung die Zuschauer ergötzen kann; und vornehmlich hört man daselbst niemals weder von der Demuth, noch von der Duldung des Unrechts reden. Eine bescheidene und schweigende Ordensperson würde eine seltsame Person in der Komödie seyn. Es wird etwas nach dem Urtheile der Menschen großes und erhabenes, oder doch wenigstens etwas munteres und lebhaftes erfordert, welches man aber bey der christlichen Ernsthaftigkeit und Klugheit nicht antrifft. Darum haben sich diejenigen, welche heilige Manns- und Weibspersonen auf die Schaubühne haben bringen wollen, genöthigt gesehen, sie stolz und trotzig auftreten zu lassen, und ihnen Reden in den Mund zu legen, die sich besser für jene Helden des alten Roms, als für Heilige und Märtyrer, schicken. Es muß auch die Frömmigkeit dieser Theaterheiligen allzeit ein wenig galant seyn. Darum hindert die Bereitwilligkeit zum Martyrertode die Theodora des Herrn Corneille nicht, sich also auszudrücken:

Wäre meine Seele ganz den Sinnen überlassen,
Und ließe sie in sich den Eindruck Wurzel fassen,
Den schöne Leidenschaft, wenn sie entsteht, erregt.

Und

Und die Demuth der Schaubühne verstattet, daß sie an einem andern Orte also antwortet:

Ist diese hohe Macht bey ihren Tugenden,
Gleicht sie den Königen, die ehemals mich gezeugt.
Und hat gleich Rom und Zeit mir ihren Rang genommen;
So ist mir doch ihr Muth und ihr Geblüt verblieben.
Ich weis erniedrigt auch als Königinn zu leben,
Der Ehrgeiz plagt mich nicht, doch hasse ich die Schwachheit.

Die Komödien erfordern nicht nur Leidenschaften; sondern auch starke und heftige Leidenschaften. Denn die gemeinen Neigungen können das Vergnügen, welches man daselbst sucht, nicht verschaffen; und es würde nichts frostiger seyn, als eine christliche Ehe, bey welcher man auf beyden Seiten keine Leidenschaft gewahr würde. Man muß allzeit entzückt und außer sich seyn; die Eifersucht muß sich darein mischen; der Wille der Aeltern muß sich darwider setzen; und man muß sich der Intriquen bedienen, seine Absichten zu erreichen. So zeigt man denen, die von derselben Leidenschaft eingenommen sind, den Weg und das Mittel, sich derselben Kunstgriffe zu bedienen, um denselben Zweck zu erreichen.

Endlich bewegt auch selbst die Absicht der Komödie die Dichter, nur lasterhafte Leidenschaften vorzustellen. Denn die Absicht, die sie dabey haben, ist, den Zuschauern zu gefallen. Nun können sie ihn aber nicht anders gefallen, als wenn sie ihren spielenden Personen Worte und Gesinnungen in den Mund legen, die mit den Gesinnungen und Worten der Per-

sonen, die sie reden lassen, oder mit welchen sie reden, übereinstimmen. Man stellt also nur böse Leute vor, und man redet auch nur vor weltlichgesinnten Personen, deren Herz und Verstand durch unordentliche Leidenschaften und böse Grundsätze verderbt sind.

Darum ist nichts schädlicher, als die in den Gedichten und Romanen vorkommende Moral, weil sie weiter nichts, als ein Haufe falscher Meynungen ist, die aus der Begierde entstehen, und welche nur deswegen angenehm sind, weil sie den verderbten Neigungen der Leser oder Zuschauer schmeicheln. Und daher kömmt das Vergnügen, das man an folgenden Versen findet, welche ein noch lebender großer Dichter einem jungen Menschen in den Mund legt, welcher denjenigen, der seinen Vater beschimpft, im Zweykampfe erlegt hatte.

Denn kurz, erwarte ja von meiner Liebe nicht,
Daß eine gute That mich niederträchtig reut.
Du weist's, ein Backenstreich schmerzt den beherzten Mann.
Ich war zugleich beschimpft; ich forschte nach dem Thäter;
Ich fand ihn, rächete mein' Ehr und meinen Vater.
Hätt' ich's nicht schon gethan; so würd ich's jetzt noch thun.

Wegen eben dieses Verderbnisses des Verstandes hört man ohne Mühe diese schrecklichern Gesinnungen eines Menschen an, der sich mit seinem Freunde in einen Zweykampf einlassen will, weil man glaubte, er wäre der Urheber von einer Sache, in Ansehung deren er ihn selbst für unschuldig hielt.

Es ist nicht gnug, der Pflicht anjtzt nicht gnug zu thun,
Daß ingeheim mein Herz dich für unschuldig hält:
Nicht gnug, daß es nicht so, wie viele andere, denkt.
Du bist ein Strafbarer, so bald man dich anklagt;
Und meine Ehre weis, was sie sich schuldig ist,
Zu sehr, als dich für das, was man glaubt, nicht zu strafen.
Ihr unbarmherziges Gesetz ist von der Art.
Hält sie ein Freund zurück; so sieht er nur auf sich.
In dem, was sie betrifft, ist sie stets unerbittlich,
Und will das liebste Blut, wenn ihr der Thäter fehlt.

Man hört diese barbarischen Worte eines Vaters, der seinem Sohne, ihn zu rächen, befiehlt, mit Vergnügen an.

Geh, zeige, was du kannst, dem übermüthgen Mann,
Ein solcher Schimpf wird nur mit Blute abgewaschen.
Stirb, oder tödte ihn.

Und dennoch ist, wenn man diese Gesinnungen nach der Vernunft betrachtet, nichts abscheulicher, als sie.

Man muß sich nicht einbilden, als ob diese bösen Grundsätze, mit welchen die Komödie angefüllt sind, keinen Schaden thäten, weil man nicht dahin gienge, seine Urtheile und Gesinnungen zu bilden, sondern sich zu vergnügen. Denn sie machen ihre Eindrücke, ohne daß man es gewahr wird; und ein Edelmann wird eine Beleidigung weit lebhafter empfinden, und weit geneigter seyn, sich deswegen auf die strafbare Art, die in Frankreich gewöhnlich war, zu rächen, wenn er diese Verse hat hersagen hören.

Ich sterben, ohne mich vorhero noch zu rächen;
In einen Tod hingeh'n, der mir so schimpflich ist;
Leiden, daß Spanien nach meinem Hintritt sagt,
Vertheidigt hätt' ich schlecht die Ehre meines Hauses?
O! laßt uns so etwas ja kein Gehör mehr geben.

Die Ursache davon ist diese, weil die Leidenschaften nicht nur durch die Gegenstände, sondern auch durch die falschen Meynungen, von welchen man eingenommen ist, erregt werden. Die Meynung, daß das Hirngespinnst der Ehre ein so großes Gut ist, daß man es so gar mit Hintansetzung seines Lebens zu erhalten suchen müße, ist dasjenige, was so lange die unvernünftige Wuth der französischen Edelleute hervorgebracht hat. Wenn man von denen, die einen Zweykampf halten, niemals anders, als von thörichten und lächerlichen Leuten, redete, wie sie es denn auch in der That sind; wenn man dieses Bild der Ehre, welche ihr Abgott ist, niemals anders, denn als ein Hirngespinnst und als eine Thorheit vorstellte; wenn man von der Rache niemals eine andere Abschilderung machte, als von einer schlechten und niederträchtigen Handlung; so würden die Bewegungen, die eine beleidigte Person bey sich verspürte, unendlich weit langsamer seyn. Was sie aber weit lebhafter macht, das ist die falsche Meynung, es wäre niederträchtig, eine zugefügte Beleidigung zu dulden. Nun kann man nicht leugnen, daß die Komödien, die mit diesen bösen Grundsätzen ganz angefüllt sind, nicht viel beytragen. Denn weil der Verstand dabey entzückt und ganz außer sich

ist;

ist; so ändert und verbessert er nicht nur seine Meynungen nicht, sondern er überläßt sich ihnen auch ohne Widerstand, und sucht sein Vergnügen darinnen, die Bewegungen, die sie einflößen, welches ihn denn geneigt macht, bey vorfallender Gelegenheit ähnliche hervorzubringen.

Das VII. Kapitel.

Die Dichter suchen den lasterhaften Leidenschaften einen schönen Anstrich zu geben, um sie liebenswürdig zu machen.

Das Bild der Leidenschaften, welche uns in den Komödien vorgestellt werden, wird deswegen noch gefährlicher, weil sich die Dichter, um sie angenehm zu machen, nicht nur genöthigt sehen, sie auf eine sehr lebhafte Art vorzustellen, sondern sie auch von dem, was sie schreckliches an sich haben, zu entblößen, und sie durch ihre Geschicklichkeit so auszuschmücken, daß sie, anstatt den Haß und die Abneigung der Zuschauer zu erregen, vielmehr ihre Neigung an sich ziehen; so daß eine Leidenschaft, die, wenn sie als das, was sie ist, vorgestellt würde, nur Abscheu erregen könnte, durch die sinnreiche Art, wie man sie vorstellt, liebenswürdig wird. Man kann dieses in folgenden Versen sehen, in welchen die Wuth der Schwester des Horatius abgeschildert ist.

Ein Merkmaal, daß nicht trügt, soll ihm recht deutlich zeigen,
Daß wahre Liebe auch der Parcen Macht verlacht,
Und kein Gesetz annimmt von grausamen Tyrannen,
Die uns ein hart Geschick zu unsern Vätern giebt.
Du tadelst meinen Schmerz, und nennst ihn niederträchtig;
Ich lieb' ihn desto mehr, je mehr er dich verdreußt,
Du Unbarmherziger! und ich will mich bemühen,
Daß meinem Schicksal er an Härt' und Strenge gleicht.

Und indem sie hierauf mit ihrem Bruder redet; so stößt sie diese schreckliche Verwünschung wider ihr Vaterland aus:

Rom, das allein mein Herz zu seiner Rach entflammt,
Rom, dem unlängst dein Arm mein liebstes aufgeopfert,
Rom, das dich einst gezeugt, und das dein Herz anbethet,
Kurz, Rom, das mir verhaßt ist, weil es dich verehrt:
O! möchtens alle die, so um dasselbe wohnen,
Es steht so noch nicht fest, bis auf den Grund zerstöhren!
Und ist es noch nicht gnug an ganz Italien;
O! so verbinde sich der Morgen mit dem Abend;
Es komme über Berg und Meer vom Erdenende,
Vereinter Völker Schaar, es zu vernichten, an.
Es stürze über sich selbst seine Mauren ein,
Mit eigner Hand zerfleische es sein Eingeweide;
Und der durch mein Gebeth entflammte Zorn des Himmels,
Schick Feuer, Ströhmen gleich, auf diese Stadt herab.
O! möcht ich diesen Blitz mit meinen Augen seh'n!
Seh'n jedes Haus in Asch', in Staube deine Lorbeern,
Vom letzten Römer noch den letzten Athem seh'n,
Und mich nur Schuld daran; wie gerne wollt' ich sterben.

Wenn

Wenn man von dem Bilde dieser Leidenschaft alle Schminke, mit welcher es der Dichter ausgeschmückt hat, wegnimmt, und es vernünftig betrachtet; so kann man sich nichts abscheulichers vorstellen, als die Wuth dieses rasenden Mägdchens, welches aus einer thörichten Leidenschaft wider alle natürliche Gesetze handelt. Indessen hat ebendiese an sich so strafbare Gesinnung nichts schreckliches an sich, wenn sie mit diesen Zieraden versehen ist; und die Zuschauer sind viel geneigter, diese Rasende zu lieben, als zu hassen. Man hat sich dieser Beyspiele mit Fleiß bedient, weil sie mit wenigerer Gefahr können angeführt werden. Es ist aber gewiß, daß sich die Dichter dieses Kunstgriffs die Laster auszuschmücken, bey Sachen bedienen, die noch weit schädlicher, als diese, sind. Und wenn man fast alle Komödien und Romane durchgeht; so wird man nicht leicht etwas anders darinnen finden, als lasterhafte Leidenschaften, die mit einer gewißen Schmincke ausgeziert und aufgeputzt sind, welche sie den Weltmenschen angenehm macht. Wenn es nicht erlaubt ist, die Laster zu lieben, kann man wohl an dem, dessen Absicht ist, sie liebenswürdig zu machen, ein Vergnügen finden?

Das VIII. Kapitel.

Die Nothwendigkeit sich zu vergnügen und die Zeit zu vertreiben, kann die Komödie nicht entschuldigen.

Es ist ein Grundsatz der christlichen Religion, daß ein Christ, welcher in der Taufe der Welt, ihrer Pracht und ihren Ergötzlichkeiten entsagt hat, das Vergnügen nicht um des Vergnügens willen, und den Zeitvertreib nicht um des Zeitvertreibs willen suchen kann. Mit einem Worte, er muß sie ohne Sünde brauchen können; er muß sie gewissermaaßen nöthig haben; und man muß mit Wahrheit sagen können, er brauche sie mit der Mäßigung dessen, der sie braucht, und nicht mit der Leidenschaft desjenigen, der sie liebt: *Utentis modestia, non amantis affectu.* Da nun der einzige Nutzen darinnen besteht, die Kräfte der Seele und des Leibs, wenn sie durch die Arbeit geschwächt worden, wieder zu erneuern und herzustellen; so sieht man deutlich, daß es höchstens nur erlaubt ist, sich ein Vergnügen zu machen, wie es erlaubt ist, zu essen.

Hieraus kann man gar leicht den Schluß machen, daß es kein christliches, sondern ein thierisches und heydnisches Leben ist, den größten Theil seiner Zeit im Vergnügen zuzubringen; weil das Vergnügen an sich selbst nicht erlaubt ist, sondern nur, um die

Seele

Seele zur Arbeit geschickter zu machen. Denn wenn niemand daran zweifelt, daß das Leben eines Menschen ein sehr strafbares Leben wäre, der weiter nichts thäte, als daß er äße, und vom frühen Morgen an bis auf den Abend zu Tische säße, welches der Prophet in folgenden Worten mißbilligt: *Vae! qui consurgitis mane ad ebrietatem sectandam, et potandum usque ad vesperam.* Wehe euch, die ihr des Morgens aufstehet, um weiter nichts zu thun, als bis auf den Abend zu essen und zu trinken; Jes. 5, 11. so sieht man gar leicht, daß es das Leben, welches uns Gott, ihm zu dienen, gegeben hat, eben so sehr mißbrauchen heißt, wenn man es ganz in dem, was man Vergnügen und Zeitvertreib nennt, zubringt. Denn das Wort giebt uns selbst zu erkennen, daß man sich ihm nur überlassen soll, um sich von mühsamen Gedanken zu zerstreuen, welche in der Seele eine Art von Müdigkeit verursachen, die man wider gut zu machen nöthig hat.

Dieses ist hinlänglich, die mehresten von denen, so in die Komödie gehen, zu verdammen. Denn man sieht deutlich, daß sie nicht dahin gehen, um sich von ernsthaften Beschäftigungen zu erholen; weil sich diese Leute, und besonders die weltgesinnten Frauenzimmer, fast niemals mit etwas ernsthaftem beschäftigen. Ihr Leben ist nichts anders, als eine beständige Abwechselung von Ergötzlichkeitten. Sie bringen es ganz bey den Besuchen, bey dem Spiele, auf den Bällen, auf den Spaziergängen, bey den Gastereyen und in den Komödien zu. Wenn sie dieses,

wie

wie es sich oft zuträgt, überdrüßig werden; so kömmt es daher, weil sie gar zu viel Vergnügen und Zeitvertreib, und gar zu wenig ernsthafte Beschäftigungen haben. Ihr Ueberdruß ist ein Eckel der Sättigung, welcher dem Eckel derer, die zu viel gegessen haben, gleicht, und er muß durch die Enthaltung von den Ergötzlichkeiten, und nicht durch die Veränderung derselben, geheilt werden. Sie müssen sich ein Vergnügen machen, indem sie sich beschäftigen, weil das Nichtsthun und der Müßiggang die vornehmste Ursache ihres Ueberdusses sind.

Hieraus folgt, daß alle diejenigen, die keinen Zeitvertreib und kein Vergnügen nöthig haben, das heißt, die mehresten von denen, die in die Komödie gehen, es, ohne zu sündigen, nicht thun können, wenn auch gleich sonst keine Ursache wäre, sie für verbothen zu halten. Es folgt aber hieraus nicht, daß die, welche wirklich eine Erholung nöthig haben, ohne zu sündigen, dahin gehen können; weil die Komödie nicht als ein Zeitvertreib kann angesehen werden, da sie die Wirkung nicht hervorbringen kann, die dabey zu suchen erlaubt ist. Denn ein Christ kann nur eine bloße Erholung des Gemüths suchen, die ihn geschickter macht, christlich und bey christlichen Gesinnungen zu handeln. Nun fehlt aber so viel, daß die Komödie etwas dazu beytragen könne, daß vielmehr nichts gefunden wird, das die Seele untüchtiger machte, nicht nur zu den vornehmsten christlichen Beschäftigungen, als z. E. zum Gebethe; sondern auch so gar zu den gemeinsten Handlungen, wenn man sie als ein

Christ,

Christ, das heißt mit Andacht und Aufmerksamkeit auf Gott, verrichten will, welche man so viel, als möglich, bey den äusserlichen Handlungen zu erhalten suchen muß. Gleichwie also das Bedürfniß zu essen, nicht macht, daß es uns erlaubt wäre, Speisen zu essen, welche nur den Leib zu schwächen dienen; also kann auch das Bedürfniß, sich ein Vergnügen zu machen, diejenigen nicht entschuldigen, die nur Ergötzlichkeiten suchen, welche weiter nichts thun, als daß sie ihren Geist weniger geschickt machen, christlich zu handeln.

Die Komödien und Romane machen den Menschen nicht nur zu allen frommen und gottseligen Handlungen ungeschickt; sondern sie erwecken auch gegen alle ernsthafte und gemeine Handlungen einen Eckel in ihm. Da man in denselben nur Liebeshändel oder ausserordentliche Begebenheiten vorstellt, und die Reden derer, die darinnen sprechen, von denen, derer man sich im gemeinen Leben bedient, gar sehr abweichen; so gewöhnt man sich unvermerkt eine ganz romanhafte Denkungsart an. Man füllt sich den Kopf mit Helden und Heldinnen an; und vornehmlich setzen sich die Frauenzimmer, welche ein Vergnügen an den Anbethungen finden, die man darinnen ihrem Geschlechte erweist, und wovon sie das Bild und die Ausübung in den lustigen Gesellschaften sehen, wo ihnen junge Leute das, was sie aus den Romanen gelernt haben, vorsagen, und mit ihnen als Nymphen und Göttinnen umgehen, diese Lebensart dergestalt in den Kopf, daß ihnen ihre kleinen Hausgeschäfte

uner-

unerträglich werden. Und wenn sie mit diesen phantastischen Gedanken in ihre Häuser zurückkommen; so ist ihnen in denselben alles unangenehm und zuwider, und vornehmlich ihre Männer, welche, weil sie mit ihren Geschäften zu thun haben, nicht allemal aufgelegt sind, ihnen die lächerlichen Gefälligkeiten zu erweisen, die man den Frauenzimmern in den Komödien und Romanen erweist.

Man würde sich also vergeblich auf die Nothwendigkeit, sich ein Vergnügen zu machen, berufen, um die Komödie zu rechtfertigen. Die Nothwendigkeit, die verlohrnen Kräfte unserer Leiber durch Essen und Trinken wider herzustellen, kann denen zu keiner Entschuldigung dienen, die mit Fleiß Speisen zu sich nähmen, die sie vergifteten, welche die Säfte in Unordnung brächten, und ein gefährliches Uebermaaß darinnen verursachten; weil solche Speisen dem Zwecke zu essen, welcher die Erhaltung des leiblichen Lebens ist, zuwider seyn würden. Es kann also das Bedürfniß, sich bisweilen zu erholen, auch diejenigen nicht entschuldigen, welche die Komödie für einen angenehmen Zeitvertreib halten; weil sie, wie wir bereits gesagt haben, dem Gemüthe böse Eigenschaften einflößt, die Leidenschaften rege macht, und die ganze Seele in Unordnung bringt.

Wenn man aber die Sache aufrichtig untersuchen will; so wird man finden, daß das Bedürfniß der Menschen, sich ein Vergnügen zu machen, weit geringer ist, als man glaubt, und mehr in der Einbildung oder Gewohnheit, als in einer wirklichen Nothwendigkeit,

besteht. Diejenigen, welche sich mit äußerlichen Arbeiten beschäftigen, dürfen nur von ihrer Arbeit ablassen. Die, welche in Geschäften gebraucht werden, die zwar den Verstand, aber den Leib nicht sonderlich ermüden, dürfen sich nur von der Zerstreuung, die ganz natürlich aus dergleichen Verrichtungen entsteht, abziehen, und sich durch Ergötzlichkeiten, die viel Aufmerksamkeit erfordern, nicht noch mehr zerstreuen. Es ist lächerlich, wenn man glaubt, man habe deswegen nöthig, drey Stunden in einer Komödie zuzubringen, um sich den Kopf mit Thorheiten anzufüllen. Die itzt lebenden Menschen sind nicht anders beschaffen, als die, welche zu den Zeiten des heil. Ludwigs lebten, welche sie ganz wohl entbehren konnten, weil er die Komödianten aus seinem Königreiche jagte. Die, welche dieses Bedürfniß bey sich verspüren, sollen es nicht als eine natürliche Schwachheit, sondern als eine lasterhafte Gewohnheit ansehen, die man ablegen muß, indem man sich ernsthaft beschäftigt. Ein Mensch, der viel gearbeitet hat, ist zufrieden, wenn er aufhört zu arbeiten, und es macht ihm alles, was ihn nicht beschäftigt, ein Vergnügen. Die Komödie haben nur diejenigen nöthig, die sich immer vergnügen, und welche dem Eckel, der mit den beständigen Ergötzlichkeiten ganz natürlich verbunden ist, abhelfen wollen. Und da diese Nothwendigkeit nur von ihrer üblen Gemüthsbeschaffenheit herkömmt, welche sie verbessern sollen; so kann man sagen, es habe sie niemand nöthig, und sie wäre einem jeden gefährlich.

Das IX. Kapitel.

Die Komödie ist allen christlichen Neigungen und Eigenschaften zuwider; als dem Geiste des Gebeths, der Liebe zum Worte Gottes, der Liebe zu Gott, der Andacht.

Aber nichts giebt besser zu erkennen, wie gefährlich die Komödie, und wie sehr sie den Christen verbothen ist, als dieses, daß sie den vornehmsten Neigungen und Eigenschaften zuwider ist, die sie an sich haben, oder nach welchen sie trachten sollen, ob sie gleich wegen der Schwachheit ihrer Tugend noch weit davon entfernt sind. Die erste ist die Beharrung im Gebethe, welche der Apostel ausdrücklich in diesen Worten befiehlt: *Sine intermissione orate*: Bethet ohne Unterlaß; 1. Thess. 5, 17. und Jesus Christus in folgenden: *Vigilate et orate, ut non intretis in tentationem*: Wachet und bethet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet. Matth. 26, 41. Denn da die Versuchungen gewissermaaßen anhaltend sind; so soll es das Gebeth, welches das Mittel darwider ist, auch seyn.

Es kann zwar dieses Anhalten im Gebethe nicht in einer beständigen Aufmerksamkeit des Geistes auf Gott bestehen, und es ist gnug, daß es bisweilen in einem bloßen Verlangen, das Gott im Herzen bemerkt, besteht; es ist aber gewiß, daß dieses Verlangen gar leicht erlischt, wenn man es nich durch

wirk-

wirkliche Gebethe, und durch die Betrachtung göttlicher Sachen zu erhalten sucht.

Da nun die Christen ihr ganzes Leben nicht mit wirklichem Bethen zubringen können; so sollen sie sich wenigstens von einer Zeit zur andern vor Gott erneuern. Und da sie das Gebeth, welches immer in ihrem Herzen seyn soll, durch wirkliche Gebethe unterhalten; so sollen sie alles dasjenige mit der größten Sorgfalt vermeiden, was diese Gebethe unwürdig machen kann, vor die göttliche Majestät gebracht zu werden. Dieses verbindet sie, nicht nur die Zerstreuungen, in welche sie bey dem Gebethe gerathen, zu vermeiden; sondern auch noch weit mehr die Quellen der Zerstreuungen, welche die Seele mit eitlen Gedanken anfüllen, und sie außer Stand setzen, sich mit Gott zu beschäftigen.

Diese Pflicht faßt, vermöge einer nothwendigen Folge, diejenige in sich, die Komödien und Romane zu fliehen und zu meiden, weil in der Welt nichts mehr macht, daß die Seele sich vergißt, und nicht im Stande ist, sich mit göttlichen Dingen zu beschäftigen, und weil sie nichts mehr mit eiteln Hirngespinnsten anfüllt, als sie. Das sind seltsame Gebethe, die man verrichtet, wenn man aus diesen Schauspielen kömmt, oder solche Bücher gelesen hat, weil der Kopf mit allen den Thorheiten, die man daselbst gesehen, angefüllt ist. Man kann sich weder den Geist des Gebeths, noch das heilige Feuer verschaffen, welches, wenn es Gott gefällt, durch das Nachdenken und die Betrachtung entsteht: *Et in meditatione*

ne mea exardescet ignis; Psalm. 38, 4. aber das wenigste, so man dabey thun kann, ist dieses, daß man ihm keine Hinderniſſe in den Weg legt, indem man mit Fleiß thut, was diesem Geiste gerade zuwider ist. Sonst wird man selbst bey den Zerstreuungen, die man widerwillige nennt, strafbar. Denn Gott vergiebt diejenigen, die von der Schwachheit der Natur herrühren, gar leicht; er thut dieses aber nicht, wenn sie, in Ansehung ihrer Quelle, wie diese, vorsetzliche sind. Darum hat man Ursache zu befürchten, es möchten alle Gebethe derer, die sich dahin begeben, weil sie voll solcher Zerstreuungen sind, Gott mehr zum Zorne reizen, als ihn besänftigen können, und sie möchten unter diejenigen gehören, von welchen der Prophet sagt: *Et oratio ejus fiat in peccatum*: Sein Gebeth werde ihm zur Sünde angerechnet. Psalm. 108, 7. Wenn nun ihre Gebethe, die den Geist Gottes über alle ihre Werke bringen sollen, selbst befleckt sind, was soll man von allen übrigen Handlungen urtheilen? *Si lumen, quod in te est, tenebrae sunt, ipsae tenebrae quantae erunt?* Wenn das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird nicht die Finsterniß selbst seyn? Matth. 6, 23.

Eins der vornehmsten Stücke der Gottseligkeit, und eins der vornehmsten Mittel sie zu erhalten, ist, das Wort Gottes zu lieben, und seinen Trost darinnen zu finden. Wegen der Süßigkeit, die der Prophet in dieser geistlichen Speise gefunden und geschmeckt hatte, spricht er zu Gott: Deine Reden sind

ge-

gefunden worden, und ich habe sie gegessen, und dein Wort ist mir zu einer Freude und Lust meines Herzens geworden: *Inventi sunt sermones tui, et comedi eos; et factum est verbum tuum in gaudium et in laetitiam cordis mei.* Jerem. 15, 16. Das ist der göttliche Trost, der unsere Hoffnung unterstützt, wie der heil. Paulus spricht, Röm. 15, 4. und welcher uns bey den Widerwärtigkeiten dieses Lebens erhält. Nun kann aber die Erfahrung einen jeden zu erkennen geben, daß nichts die geistliche Freude, welche das Lesen des göttlichen Worts würde verschaffen können, mehr auslöscht, als die weltlichen und sinnlichen Freuden der Komödie. Diese beyden Freuden können ganz und gar nicht bey einander bestehen. Die, welche ihr Vergnügen in diesen weltlichen Ergötzlichkeiten finden, können es nicht in der Wahrheit finden; und die, welchen die Wahrheit gefällt, haben vor dergleichen Ergötzlichkeiten nur einen Eckel. Darum sagt eben der Prophet, welchen Gott diesen geistlichen Geschmack an seinem Worte hatte finden lassen, gleich darauf, er könne die Spielgesellschaften, und diejenigen, wo man sich nur zu vergnügen suchte, nicht leiden: *Non sedi in concilio ludentium*: Ich habe mich in den Spielgesellschaften, und in denen, wo man sich lustig macht, nicht eingefunden. Jerem. 15, 17. Und der heil. König David, der die Süßigkeit des göttlichen Gesetzes auch geschmeckt hatte, legt dieselbe Verachtung an den Tag, die es ihn gegen alle Reden der Weltmenschen hegen ließ: *Narraverunt mihi*

mihi iniqui fabulationes, ſed non ut lex tua: Die Gottloſen haben mir nichtige und fabelhafte Dinge erzählt; es wär aber nicht, wie dein Geſetz. **Pſalm.** 118, 85. Dieſe Geſinnung flößt der heil. Geiſt allen denen ein, in welchen er eine Liebe zu ſeinem heiligen Worte erweckt. Alle die Ergötzlichkeiten, die denen, welche die Welt lieben, ſo angenehm ſind, ſind ihnen eine unſchmackhafte Speiſe, von welcher ſie nicht eſſen können, weil ſie ſonſt nichts darinnen antreffen, als was leer, nichtig, eitel und thöricht iſt, und weil ſie das Salz der Wahrheit und Weisheit darinnen nicht finden. Deswegen ſagen ſie mit Hiob, ſie könnten nicht davon eſſen: *An poterit comedi inſulſum, quod non eſt ſale conditum?* Wer wird dieſes Fleiſch eſſen können, das nicht geſalzen iſt? **Hiob** 6, 6.

Wenn ſich hingegen aber die Seele dieſen falſchen Ergötzlichkeiten ergiebt; ſo verliert ſie ſo gleich den Geſchmack an den geiſtlichen, und findet an dem Worte Gottes keinen mehr. Das ſind die ſauren Trauben, welche, wie der Prophet ſagt, denen, die ſie eſſen, die Zähne ſtümpfen: *Omnis homo, qui comederit unam acerbam, obſtupeſcent dentes ejus*; **Jerem.** 31, 30. das heißt nach der Erklärung des heil. Gregorius, wenn man an den nichtigen Freuden der Welt ſein Vergnügen findet; ſo werden die geiſtlichen Sinne ſtumpf, und können die göttlichen Sachen nicht ſchmecken und verſtehen: *Qui praeſentis mundi delectatione paſcitur, interni ejus ſenſus ligantur, ut jam ſpiritualia mandere,*

id

id est, intelligere nequeat 1). Nun kann man sagen, daß unter den Freuden der Welt, welche die Liebe zum Worte Gottes auslöschen, die Komödie und die Romane die erste Stelle einnehmen. Denn da der Geist Gottes, wie der heil. Bernhard spricht, ein Geist der Wahrheit ist; so kann er an der Eitelkeit der Welt keinen Antheil haben: *Sed nec erit ei unquam pars cum mundi vanitate, cum veritatis sit spiritus.*

Wenn uns Gott indessen die Kaltsinnigkeiten nicht zurechnet, die von der Entziehung seines Lichts, oder bloß von der Schwerfälligkeit des Körpers herrühren; so rechnet er uns doch ohne Zweifel diejenigen zu, zu welchen wir durch unsere Nachläßigkeit, und durch unsere eiteln Ergötzlichkeiten etwas beygetragen haben. Er will haben, wir sollen nichts so hoch schätzen, als das kostbare Geschenk, das er uns mit seiner Liebe gemacht hat, und wir sollen sie zu erhalten suchen, indem wir ihr Nahrung verschaffen. Dieses Geboth hat er an alle Christen in der Person der Priester des alten Testaments ergehen lassen, welchen er befiehlt, das Feuer auf dem Altare immer zu erhalten, und alle Tage des Morgens Holz anzulegen: *Ignis in altari semper ardebit, quem nutriet sacerdos subiiciens ligna mane per singulos dies.* Dieser Altar ist das Herz des Menschen; und ein jeder Christ ist der Priester, der auf dem Altare seines Herzens das Feuer der Liebe zu erhalten suchen soll, indem er täglich Holz dazu legt, das heißt, indem er es durch die

1) Moral. l. 1. c. 33.

Betrachtung der göttlichen Dinge, und durch die Uebungen der Gottseligkeit erhält. Diese Pflicht beobachten nun diejenigen, so in die Komödie gehen nicht; und wenn sie noch einige gottselige Empfindung haben, so können sie nicht läugnen, daß sie die Andacht ganz auslöscht und erstickt. Und so dürfen sie nicht zweifeln, daß sie Gott nicht für sehr strafbar halten wird, daß sie aus seiner Liebe so wenig gemacht haben, weil sie, anstatt dieselbe zu unterhalten und zu vermehren, sie kein Bedenken getragen, sie auszulöschen oder zu vermindern; und daß er ihnen also die Erhaltung oder den Verlust ihrer Liebe nicht als eine große Sünde anrechnet. Denn wenn die Verschwendung der weltlichen Güter und des irdischen Goldes durch das Spiel und die Schwelgerey keine geringe Sünde ist; was soll man von der Verschwendung der Güter der Gnade, und von dem durchs Feuer bewährten Golde, von welchem die Schrift Offenb. Joh. 3, 18. redet, sagen, welches wir mit Verluste aller Güter und aller Ergötzlichkeiten des Lebens kaufen sollten?

Die Kirchenväter tadeln als eine gefährliche Verwegenheit das Verhalten derer, welche, ob sie gleich in der Liebe zu Gott noch nicht recht befestigt sind, sich dennoch, unter dem Vorwande der Liebe des Nächsten, mit den äußerlichen guten Werken gar zu sehr beschäftigen; weil es schwer ist, daß sich der Geist bey diesen Uebungen nicht gar sehr zerstreuen sollte: *In terrenis quippe actibus*, spricht der heil. Gregorius, *valde frigescit animus, si necdum fuerit*

per

per intima dona solidatus: Wenn die Seele durch die Gnade nicht ist gestärkt und befestigt worden; so erkaltet sie bey den irdischen und weltlichen Geschäften gar sehr. Was würde er also von denen geurtheilt haben, welche, ob sie gleich noch schwach sind, dennoch kein Bedenken tragen, in die Komödie zu gehen, welche die Seele noch mehr zerstreut, als die größten Beschäftigungen, und weder mit der Liebe, noch mit dem Eifer, kann entschuldigt werden, weil man nur das Vergnügen dabey sucht?

Das X. Kapitel.

Die Komödie ist den Verpflichtungen der Taufe; dem, was wir Jesu Christo schuldig sind; dem Geiste der Buße und der Furcht, und der Liebe zur Wahrheit zuwider.

Wenn ein Kartheusermönch in die Komödie gienge; so würde es ohne Zweifel niemand billigen, weil ein jeder zur Gnüge einsieht, wie wenig sich dieser Zeitvertreib zu seinem heiligen Leben schickt. Man stößt sich aber nicht so sehr daran, daß viele Christen kein Bedenken tragen, dahin zu gehen; weil man die Heiligkeit nicht gnugsam kennt, zu welcher sie vermöge ihres Taufgelübdes verbunden sind. Man überlegt nicht, wie der heil. Paulinus spricht 1), daß sie durch die Gnade dieses Sakraments mit Jesu Chri-

1) Ep. 23. n. 18.

sto sind begraben worden, daß sie angelobt haben, sein Kreuß auf sich zu nehmen, nicht mehr sich selbst und der Welt zu leben, sondern Jesum Christum in sich leben zu lassen: Man bedenkt nicht, daß das christliche Leben nicht nur eine Nachahmung, sondern auch eine Fortsetzung des Lebens Jesu Christi seyn soll, weil sein Geist in ihnen wirken, und ihren Herzen eben die Gesinnungen einflößen soll, die er dem Herzen Jesu Christi eingeflößt hat. Wenn man das christliche Leben auf diese Art betrachtete; so würde man gar bald einsehen, wie sehr ihm die Komödie zuwider ist; und man würde keine Gründe nöthig haben, diejenigen davon zu überzeugen, welche von diesen Hauptwahrheiten unserer Religion überzeugt wären; gleichwie man keine nöthig hat, einen Kartheuser, der seine Regel weis, zu überzeugen, daß ihm diese weltlichen Ergötzlichkeiten verbothen sind.

Würde man sich auch wohl jemals entschließen können, in die Komödie zu gehen, wenn man recht bedächte, daß alle unsere Handlungen Jesu Christo nicht nur als unserem Gotte, sondern auch als demjenigen gehören, der uns theuer erkauft hat, um uns anzutreiben, ihn in allen unsern Werken zu verherrlichen, wie der heil. Paulus spricht? 1. Cor. 6, 10. Daß alle unsere Handlungen zu seiner Ehre gereichen, und zu erkennen geben sollen, daß wir dem gekreuzigten Jesus nachfolgen wollen, daß wir lieben, was er geliebt, und hassen, was er gehaßt hat. Und daß, da er der Grund von allen unsern guten Werken, und die Gnade, vermöge welcher wir sie verrich-

richten, die Frucht seines Kreuzes ist, wir ihm für alle diejenigen, die uns sein Geist thun läßt, danken sollen. Mit einem Worte, daß wir mit Wahrheit sagen können, daß wir sie um seinetwillen und aus Liebe zu ihm verrichten. Denn würde es nicht Gottes und der Menschen spotten heißen, wenn man sagte, man gienge aus Liebe zu Jesu Christo in die Komödie? Würden wir uns wohl erkühnen, ihm diese Handlung darzubringen, und zu ihm zu sagen: Herr, es geschieht, um dir zu gehorchen, daß ich in die Komödie gehen will; dein Geist wird mich dahin führen; du wirst der Grund von dieser Handlung seyn; du hast sie mir durch dein Kreuz verdient? Ist wohl jemand so blind oder so verhärtet, daß er diese gottlose Sprache ohne Entsetzen mit anhören könnte? Und haben sich selbst diejenigen, welche die Komödie am meisten zu rechtfertigen suchen, wohl jemals unterstanden, diese Handlung Gott darzubringen? Haben sie jemals daran gedacht, Gott dafür zu danken, daß sie sie verrichtet haben? Ist es nicht ein augenscheinlicher Beweis, daß ihr Gewissen ihren falschen Einsichten widerspricht, und daß sie selbst in ihrem Herzen überzeugt sind, es sey etwas böses, in die Komödie zu gehen, ob sie es gleich durch die falschen Gründe, die ihnen ihr Verstand eingiebt, vor sich zu verhölen suchen? Denn eine jede Handlung, die man sich Gott darzubringen nicht getrauen würde; eine jede Handlung, von welcher der Geist Jesu Christi nicht der Grund und die Quelle ist; eine jede Handlung, die man nicht, um ihm zu gehorchen,

verrichten kann; eine jede Handlung, die nicht eine Frucht und Wirkung seines Kreuzes seyn kann; mit einem Worte, eine jede Handlung, für welche man ihm zu danken sich nicht getrauen würde, kann nicht gut und einem Christen erlaubt seyn.

Als was würde wohl ein Christ an diesem weltlichen Vergnügen Theil nehmen können? Denn wenn er sich als einen Sünder betrachtet; so soll er einsehen, daß diesem Stande, der ihm zur Buße, zum weinen, und zur Vermeidung der Ergötzlichkeiten verbindet, nichts mehr zuwider ist, als das Suchen eines so eiteln und so gefährlichen Vergnügens, als dieses ist. Betrachtet er sich als ein Kind Gottes, als ein Glied Jesu Christi, das durch seine Wahrheit erleuchtet, mit seiner Gnade bereichert, mit seinem Leibe gespeiset worden, und ein Erbe seines Reichs ist; so soll er denken, es schicke sich zu einem so hohen Stande nichts weniger, als an diesen thörichten Freuden der Weltkinder Theil zu nehmen.

Man sieht auch deutlich, daß die Seele eine wahre Frömmigkeit nicht ohne den Beystand einer heilsamen Furcht beybehalten kann, die bey der Erblickung der mannichfaltigen Gefahr, womit sie umgeben ist, in ihr entsteht. Die Macht und Bosheit ihrer Feinde kann ihr nicht unbekannt seyn, welche um sie herumgehen, sie zu verschlingen, wie die Schrift redet, 1. Petr. 5, 8. Sie weis, wie der heil. Paulinus spricht, daß alle körperliche Geschöpfe, welche unsere Herzen vermittelst unserer Augen an sich ziehen, lauter Netze sind, deren sich der Teufel

bedient,

bedient, uns zu fangen; lauter Schwerter, mit welchen er uns das Herz zu durchbohren sucht. Sie weis, daß sie mitten unter ihren Feinden und unter unzähligen Fallstricken verwandelt, und daß sie ohne Licht und Kraft unter ihnen wandelt, weil sie in ihrem Verstande nur Finsternisse, in ihrem Willen nur Schwachheit, und in ihren Sinnen nur Empörung wahr nimmt. Die Erfahrung so vieler Seelen, die sich vor ihren Augen ins Verderben stürzen, und die allgemeine Unordnung, die überall herrscht, giebt ihr zu erkennen, daß nichts seltener ist, als die christliche Tugend; nichts leichter, als sich ins Verderben zu stürzen, und nichts schwerer, als selig zu werden. Wie würde sie denn also mit einer so gerechten Furcht vor den schrecklichen Uebeln, die ihr bevorstehen, die nichtigen Freuden der Welt vereinigen, und ihre Seele an Hirngespinnsten, womit sie die Komödien anfüllen, weiden können? Sieht man nicht deutlich, daß, gleichwie die natürliche Wirkung der Komödie diese ist, daß sie diese so heilsame Furcht unterdruckt, also auch die Wirkung dieser Furcht seyn soll, das Verlangen nach einem so gefährlichen Zeitvertreibe zu unterdrucken, und die Seele den Schluß machen zu lassen, sie habe in dieser Welt an ganz andere Dinge zu denken, und etwas ganz anders zu thun, als in die Komödie zu gehen; die Zeit, die ihr Gott gäbe, sey viel zu kostbar, als daß sie sie bey diesen nichtigen Ergötzlichkeiten unglücklicher Weise verschwenden solle. Wenn sie sich also ihnen ergiebt; so kann es nicht anders geschehen, als wenn sie sich

selbst

selbst verblendet, indem sie nicht mehr an ihre mannichfaltige Gefahr denkt, und also die Gesinnung erstickt, vermöge welcher der heilige Geist im Herzen einzieht, und die er in demselben fast allzeit in diesem Leben erhält, in welchem die Liebe selten so vollkommen ist, daß sie den Beystand, den sie von der Furcht erhält, nicht mehr nöthig haben sollte.

Da es endlich eine der vornehmsten Wirkungen des Lichts der Gnade ist, der Seele das Leere, die Nichtigkeit und die Unbeständigkeit aller weltlichen Dinge, die wie ein Rauch verschwinden, bekannt zu machen, und sie zu gleicher Zeit die Größe und Dauerhaftigkeit der ewigen Güter einsehen zu lassen; so soll dieses von sich selbst eine ganz besondere Abneigung gegen die Komödien in ihr hervorbringen, weil sie darinnen ein ganz besonderes Leeres und eine ganz eigene Nichtigkeit wahrnimmt. Denn wenn alle zeitliche Dinge nur Schatten und Bilder sind, in welche Klasse soll man wohl die Komödien setzen, welche nur die Schatten der Schatten sind, weil sie nur nichtige Bilder zeitlicher und oftmals falscher Sachen sind?

Wenn also die Sünde den Menschen die Augen aufgethan hat, um sie die Eitelkeiten der Welt mit Vergnügen betrachten zu lassen; so soll die Gnade des Christenthums, indem sie die Augen der Seele für die göttlichen Sachen aufthut, sie für die weltlichen Dinge vermöge einer Blindheit verschließen, die weit glücklicher ist, als das elende Sehen, welches uns

die

die Sünde verschafft hat. Um diese heilsame Blindheit bath auch der Prophet, nach der Meynung des heil. Paulinus, Gott, wenn er sagte: Wende meine Augen ab, daß sie die Eitelkeit nicht sehen; Ps. 118, 37. und der Heiland zieht sie auch den schärfsten Augen der Jüden vor, wenn er zu ihnen sagt: *Si caeci essetis, non haberetis peccatum*: Wenn ihr blind wäret; so hättet ihr keine Sünde. Joh. 9, 41.

Wenn wir also als Christen verbunden sind, Gott zu bitten, daß er uns gegen alle Thorheiten der Welt, von welchen die Komödie gleichsam ein kurzer Innbegriff ist, blind machen, und unserem Herzen einen Haß und eine Abneigung gegen sie einflößen wolle; wie werden wir wohl glauben können, es sey uns erlaubt, unsere Augen an diesen nichtigen Schauspielen zu weiden, und unser Vergnügen in dem zu suchen, was der Gegenstand unserer Abneigung und Verabscheuung seyn soll?

Fünf-

Fünfte Abhandlung.

Von den Nachrichten oder Erzählungen.

Das I. Kapitel.

Die Regeln, die man bey den Nachrichten oder Erzählungen beobachten soll, sind gar wenig bekannt, ob sie gleich von großer Wichtigkeit sind. Wenig Personen lassen sich in diesem Stücke Gerechtigkeit wiederfahren. Warum es schwer ist, keine Fehler dabey zu begehen. In wie fern man diese Regeln beobachten muß.

Es wird fast niemand gefunden, der sich nicht über die Erzählungen, die man von ihm macht, beklagte, und vergäbe, die andern handelten in Ansehung seiner wider die Regeln der Rechtschaffenheit und Billigkeit. Und da man dergleichen Klagen nicht nur in der Welt, sondern auch so gar von frommen Leuten, und in den ordentlichsten Gesellschaften hört; so scheint es, man könne mit Recht daraus schließen, die Regeln, nach welchen man von der Billigkeit und Nothwendigkeit der Erzählungen urtheilen soll, wären nicht bekannt gnug. Indessen kann man sagen, es würde nicht leicht eine wichtigere Pflicht gefunden, als die Pflicht, sie sich bekannt zu machen, weil die unbe-

unbesonnenen Erzählungen die gewöhnlichste Ursache von den Zänkereyen und Zwistigkeiten sind, die nicht nur in den besondern Freundschaften, sondern auch in den Gesellschaften vorfallen; und weil es schwer hält, daß man nicht viel Fehler dabey begeht, wenn man die Regeln nicht weis, die man dabey zu beobachten hat.

Es ist sonderbar, daß, ob sich gleich ein jeder in diesem Stücke über andere beklagt, dennoch niemand glaubt, er gäbe andern Anlaß, sich über ihn zu beklagen. Es werden viele gefunden, welche von andern sagen, sie wären Leute, die alles unrecht verstünden, die es auf eben die Art wieder erzählten, welche die unschuldigsten Reden beschmitzten und vergifteten, und weder treu noch verschwiegen wären; man trifft aber keine an, die sich diese Fehler beymäßen, und glaubten, sie handelten weder aufrichtig, noch rechtschaffen. Mit einem Worte, ein jeder würde gern das Gesetz geben, daß ihm erlaubt seyn möchte, von anderer ihren Reden alles zu erzählen, was er nur wollte, und daß niemanden vergönnt wäre, von den seinigen etwas zu erzählen.

Da aber, obgleich ein jeder auf dieses Vorrecht Anspruch macht, es doch niemand wirklich erhält; so muß man glauben, daß die Sachen fast immer so gehen werden, wie sie gehen; daß sich die Welt nach ihren Phantasien und Leidenschaften richten, und daß man immer Leute antreffen wird, die sich das, was ihnen gefällt, zu erzählen erlauben, und sich doch über die Erzählungen, die man von ihnen macht,

beklagen werden. Und so hat man weiter nichts zu thun, als sich selbst in die Ordnung zu bringen, um in diesem Stücke in Ansehung anderer zu beobachten, was die Rechtschaffenheit, die Liebe und die Billigkeit von uns verlangen.

Es ist dieses auch fast der einzige Nutzen, den wir davon haben werden. Denn wenn wir nur selbst keine Fehler begehen; so kann uns anderer ihre Unbesonnenheit und Bosheit nicht leicht schaden. Sie gereicht ihnen, und oftmals auch denen, die ihnen zuhören, zum Nachtheile; aber nicht denen, von welchen man Erzählungen macht, wenn sie sie nur, wie es sich gebührt, leiden und ertragen. Gott bedient sich ihrer auch so gar bisweilen, um ihnen sehr große Vortheile zu verschaffen, und dadurch die Absichten auszuführen, die seiner Barmherzigkeit in Ansehung ihrer hegt. Wir dürfen also nur gegen uns selbst auf unserer Hut seyn, so werden wir von allem übrigen nichts zu befürchten haben.

Man ist um so viel mehr dazu verbunden, weil es, wenn man nicht sehr genau auf sich Achtung giebt, schwerlich zu vermeiden ist, dergleichen Fehler zu begehen. Denn die Verschwiegenheit hat keine gewissen und genau bestimmten Regeln, und man kann in diesem Stücke keine allgemeinen Grundsätze festsetzen. Es ist nicht wahr, daß man von dem, was man uns gesagt hat, niemals etwas erzählen könne. Es ist nicht wahr, daß es niemals erlaubt sey, das wiederzuerzählen, was denen, die es gesagt haben, mißfallen kann. Es ist nicht wahr, daß es erlaubt

sey,

sey, alles zu erzählen, was man, ohne ihnen zu mißfallen, wiedersagen kann. Und wenn man endlich die Regel ausnimmt, vermöge welcher man nichts wiedererzählen soll, als was wahr ist; so sind fast alle übrige nicht allgemein wahr, und man muß sie insgesammt durch verschiedene Bedingungen einschränken, wenn sie richtig werden sollen.

Es ist aber dennoch gut und nützlich, diese Regeln zu wissen, und immer an sie zu denken; weil man sie beobachten muß, wenn man nicht deutlich sieht, daß man sich im Falle der Ausnahme befindet. Es sind keine besondern Ursachen nöthig, die allgemeinen Gesetze der Verschwiegenheit zu beobachten; es werden aber sehr deutliche und dringende erfordert, sie nicht zu beobachten; so daß, wenn der geringste Zweifel vorwaltet, man sich nach der Regel, und nicht nach der Ausnahme richten muß. Dieses ist die erste Regel, welche man in Ansehung dieser Sache immer in den Gedanken haben muß; und sie würde so gar hinlänglich seyn, uns unsere Pflicht in den mehresten Fällen bekannt zu machen. Denn man ist gemeiniglich nur aus einer gewissen Leichtsinnigkeit nicht verschwiegen, welche macht, daß wir uns über die vernünftigen Zweifel und Bedenken, die wir haben, wegsetzen.

Das II. Kapitel.

Grund von der Verbindlichkeit zur Verschwiegenheit. Geheimer Vertrag unter den Menschen in diesem Stücke. Warum die Ordenspersonen nicht mit darunter begriffen sind. Es ist nicht nöthig, daß die Verschwiegenheit ist versprochen worden, um dazu verbunden zu seyn.

Der allgemeine Grund von der Verbindlichkeit, die man gemeiniglich zur Verschwiegenheit in Ansehung dessen hat, was man uns bey den Unterredungen sagt, ist dieser, weil, da Gott bey allen Gesetzen die Absicht gehabt hat, die Menschen mit einander zu verbinden, und sie in einer ordentlichen Gesellschaft leben zu lassen, alles, was diese Gesellschaft zu Grunde richtet, als böse und schädlich soll angesehen werden. Nun würde es aber ganz augenscheinlich unmöglich seyn, daß diese Gesellschaft bestünde, wenn die Menschen in einem beständigen Mißtrauen gegen einander lebten; wenn sie einander insgesammt als Feinde betrachteten, und glaubten, sie könnten ihre Gedanken niemanden, er sey wer er wolle, sicher mittheilen. Es ist ein Zwang, den das gemeine Volk nicht aushalten kann, sich immer in Acht zu nehmen, um nichts zu sagen, das mißverstanden werden könnte. Man kann so gar diese Unbequemlichkeit nicht ganz vermeiden. Denn da die Menschen so gar sehr verschieden sind; so kömmt das,

was

was der eine für gut hält, dem andern oftmals als böse vor. Ueberdieses giebt es tausenderley Dinge, die nichts böses an sich haben, wenn man sie sagt, welche man aber doch ohne Unvorsichtigkeit und Gefahr nicht nachsagen kann. Wenn nun diejenigen, mit welchen man redet, berechtigt zu seyn glauben, alles, was man ihnen sagt, wiederzuerzählen; so giebt es fast keine Unterredung, von welcher man nicht üble Wirkungen zu befürchten Ursache hätte.

Man redet auch mit den Leuten nicht anders mit einigem Zutrauen, als indem man voraussetzt, sie befänden sich in einer andern Gemüthsverfassung, und indem man glaubt, sie besäßen eine gewisse Art von Treue und Verschwiegenheit. Und da ein jeder denken kann, man vermuthe es, und mache sich Rechnung darauf; so kann man sagen, man verpflichte sich dazu, indem man hörte, was uns andere sagten; man verspräche ihnen diese Verschwiegenheit; und so wäre man verbunden, sie zu beobachten, nicht nur wegen des gemeinschaftlichen Nutzens, sondern auch vermöge dieses stillschweigenden Vertrags. Wenn man sich nicht dazu verpflichten wollte; so müßte man es sagen und es so einrichten, daß man nicht Ursache hätte, es zu erwarten. Denn es ist billig, daß diejenigen, welche die gemeinen und unter den Menschen angenommenen Gesetze nicht beobachten wollen, die andern von ihrer Gesinnung wenigstens benachrichtigen, damit sie ihre Maaßregeln darnach nehmen können.

Um dieser Ursache willen kann man das Verhalten der Klöster nicht tadeln, in welchen man es als eine Regel beobachtet, dem Superior alles zu hinterbringen, was man die, so darinnen leben, böses sagen hört. Denn da die Regel, welche zu diesen Berichten verbindet, allen bekannt ist; so weis ein jeder zur Gnüge, daß er sonst nichts sagen soll, als was er will, daß es hinterbracht werde. Es haben es also diejenigen, welche es darauf ankommen lassen, sich selbst zuzuschreiben, und nicht jenen, als welche weiter nichts thun, als was sie, wie man denken sollte, thun würden. Da aber dieses Gesetz in der Welt nicht eingeführt ist, und es so gar üble Folgen haben würde, wenn man es darinnen einführte; so handeln die, welche das zu thun unterlassen, was man mit Recht von ihnen erwarten kann, ohne Zweifel wider die Rechtschaffenheit und Billigkeit, und es ist gnug, um sie für treulose Leute zu halten, daß man mit ihnen nur offenherzig geredet, weil man geglaubt, sie würden diese Offenherzigkeit nicht mißbrauchen, und dasjenige bey sich behalten, was nicht könnte weiter erzählt werden, ohne dem, der es gesagt hat, Schaden zu thun.

Es giebt Leute, welche, wenn sie haben wollen, daß etwas nicht weiter soll gesagt werden, allzeit ausdrücklich verlangen, daß man es bey sich behalten soll. Und diese Gewohnheit ist nicht übel, weil es die, mit welchen man redet, aufmerksamer macht, und sie der Mühe überhebt, bey sich zu überlegen, ob sie das, was man ihnen gesagt hat, wieder erzählen können,

oder

oder nicht; weil es, nachdem sie ausdrücklich versprochen haben, verschwiegen zu seyn, weiter keines Ueberlegens bedarf. Aber ausserdem, daß diese Vorsichtigkeit bey einer langen Unterredung gar sehr beschwerlich seyn würde, und es so gar Leute giebt, die es übel nehmen würden, daß man zu ihrer Verschwiegenheit so wenig Zutrauen hätte, ist es auch schwer, sie immer zu beobachten, und es würde hierzu eine Aufmerksamkeit erfordert werden, derer viele Leute nicht fähig sind. Es muß also die natürliche Verschwiegenheit dem Mangel einer ausdrücklichen Verpflichtung ersetzen; weil unter der natürlichen Verbindlichkeit zur Verschwiegenheit, und derjenigen, die von einem ausdrücklichen Versprechen herrührt, nur allein dieser Unterschied ist, daß man bey der letztern demjenigen, den man dazu verpflichtet, die Freyheit nicht läßt, bey sich zu überlegen, ob er das, was man ihm gesagt hat, weiter erzählen kann, oder nicht; da man sich hingegen bey der andern auf seine Klugheit verläßt, und voraussetzt, er werde ehrlich genug seyn, und dasjenige nicht weiter erzählen, was dem, von welchem er, was er weis, gehört hat, nachtheilig seyn könnte. Aber die Verbindlichkeit ist auf der einen Seite so groß, als auf der andern; und man kann in einem gewissen Verstande sagen, ein wahrhaftig ehrlicher Mensch solle glauben, er wäre um so vielmehr zur Verschwiegenheit verbunden, je weniger Vorsichtigkeit man in Ansehung seiner gebraucht, und je mehr man sich auf seine Klugheit und Treue verlassen hat.

Man darf nur sein Herz zu Rathe ziehen, um die Billigkeit dieses Gesetzes einzusehen. Denn wer würde nicht wünschen, daß es andere gegen ihn auch beobachteten? Wer würde sich nicht freuen, wenn er sähe, daß sie so treu wären, und wer würde hingegen nicht glauben, er habe Ursache, sich über die, welche es nicht sind, zu beklagen. Hieraus folgt also, vermöge der allgemeinen Regel der natürlichen Billigkeit, daß ein jeder verbunden ist, diese Treue gegen andere zu beobachten. Es sind hierzu keine ausdrücklichen Versprechungen und Verträge nöthig. Die Macht dieses natürlichen Gesetzes ist größer, als die Macht aller Versprechen und Verträge; und man kann so gar sagen, dieses Versprechen sey mit darunter begriffen, und es werde durch alle gewöhnliche Höflichkeiten, die man einander in der Welt erweist, angezeigt. Denn wenn diese Höflichkeiten aufrichtig sind, wie sie es seyn sollen; so geben sie wenigstens zu erkennen, daß man von denen, welchen man sie erweist, kein Feind ist; daß man ihnen nicht zu schaden gedenkt, und daß man in Ansehung ihrer die Pflichten der gemeinen Rechtschaffenheit ausüben will. Nun besteht aber die geringste, die man ihnen erzeigen kann, darinnen, daß wir das, was sie uns gesagt haben, zu ihrem Nachtheile nicht mißbrauchen.

Das Recht des anvertrauten Gutes ist unter den Menschen allzeit als heilig angesehen worden, und man hat allzeit mit Recht geglaubt, man könne es nicht verletzen, ohne die größte Niederträchtigkeit und Treulosigkeit zu begehen. Es ist hierzu nicht nöthig,

daß

daß derjenige, der das seinige einem andern anvertraut, wegen seiner Treue ausdrückliche Versicherungen verlangt; er verpflichtet sich, indem er es annimmt, zur Gnüge dazu. Was thut man nun aber bey einer besondern Unterredung anders, als daß man den, mit welchem man redet, zum Aufbewahrer der geheimen Gedanken, die man ihm anvertraut, macht? Man mag nun also die Verschwiegenheit entweder ausdrücklich verlangen, oder man mag sie nicht verlangen, so ist es doch allzeit ein anvertrautes Gut, in Ansehung dessen man glauben soll, daß man mit ihm nicht anders, als nach den Absichten dessen, der es anvertraut hat, umgehen kann.

Das III. Kapitel.

Die Verbindlichkeit zur Verschwiegenheit erstreckt sich auch auf die Feinde; auf diejenigen, die sie verletzt haben; auf die Personen, mit welchen man nur einmal geredet hat.

Viele Leute glauben zu dieser Treue gegen ihre Freunde verbunden zu seyn; aber wenige sind der Meynung, daß sich diese Pflicht auch auf solche Personen erstrecke, die ihnen entweder gleichgültig, oder ihre Feinde wären. Man glaubt also bey den Erzählungen keinen Vorwurf zu befürchten zu haben, wenn man sagen kann, man stehe mit denen, die sie angehen, in keiner Verbindung, und man habe auch

keine Ursache, sie zu schonen. Es rühren aber diese Entschuldigungen nur davon her, weil man einen gar zu niedrigen und gar zu eingeschränkten Begriff von der Liebe hat. Ein wahrer Christ ist nicht nur niemandes Feind, weil er alle Menschen liebt; sondern er liebt auch so gar, wie der heil. Augustinus spricht, einen wie den andern, indem er ihnen insgesammt das höchste Gut wünscht. Läßt er gegen gewisse Personen mehr Neigung, als gegen andere, von sich blicken; so kömmt dieses daher, weil, da die äußerlichen Wirkungen der Freundschaft eingeschränkt sind, er sie denen besonders schuldig ist, mit welchen ihn die göttliche Vorsehung genauer verbunden hat. Es mangelt ihm also nicht an der Neigung, wenn er sie äußerlich nicht an den Tag legt; sondern an dieser genauen Verbindung. Wenn man also vermöge einer besondern Unterredung mit jemandem etwas zu thun hat; so verbindet uns die Vorsehung mit ihm, indem sie uns Gelegenheit giebt, in Ansehung seiner die Liebe auszuüben; und folglich ist man verbunden, mit ihm als mit einem Freunde umzugehen, welches wenigstens die Pflicht, sein Zutrauen nicht zu mißbrauchen, in sich faßt.

Muß man denn aber auch so gar gegen diejenigen verschwiegen seyn, die wegen unbesonnener Erzählungen zuerst nicht verschwiegen gewesen sind, und das Zutrauen, das man zu ihnen gehabt hat, entweder aus Bosheit, oder aus Unvorsichtigkeit gemißbraucht haben? Berauben sie sich nicht dadurch des Rechts, von andern zu verlangen, was sie selbst nicht

beobach-

beobachtet haben? Es scheint anfangs, als ob uns die erste Empfindung dahin führe. Wenn man sie aber genauer untersucht; so wird man finden, daß es mehr eine Regung des Unwillens, als der Billigkeit ist. Denn was würde aus der Freundschaft werden, wenn ein jeder berechtigt zu seyn glaubte, alles, was seinen Freunden entfährt, aufzubewahren, um ihnen, wenn sie ihre Pflicht nicht betrachten, zu schaden? Es rechnet es auch der heil. Augustinus mit unter die Eigenschaften eines rechtschaffenen Mannes, das, was ihm ist vertraut worden, niemals bekannt zu machen, und niemals etwas zu thun, wovon er befürchtet, daß man es bekannt machen werde 1). Man muß also seine Pflicht nicht von der Pflicht eines andern abhängen lassen, noch treulos handeln, weil ein anderer treulos handelt. Wenn ein leichtsinniger und treuloser Freund nicht werth ist, daß man ihn wegen seines gegenwärtigen Zustandes schont; so verdient er es wegen seines vormaligen. Die Verschwiegenheit ist eine damals gemachte Schuld. Und da die Verpflichtung nicht unter gewissen Bedingungen geschah; so dauert sie auch so gar alsdenn noch fort, wenn die Freundschaft aufgehört hat; gleichwie man der Schuldner eines leichtsinnigen und unbeständigen Freundes bleiben würde, wenn er, nachdem wir von ihm Geld geborgt hätten, mit uns bräche.

1) Aliena peccata sibi commissa non produnt; quae prodi timeant, ipsi nulla committunt. *August. Ep.* 73. n. 10.

Was man von der Freundschaft gesagt hat, das kann nun auch von dem kurzen Zutrauen gesagt werden, das man zu jemandem hat, indem man ihm Dinge vertraut, in Ansehung deren man es nicht gern sehen würde, wenn er sie bekannt machte. Denn dieses Zutrauen ist eine Art von Freundschaft, welche, ob sie gleich nicht so stark und dauerhaft ist, dennoch nach denselben Grundsätzen soll eingerichtet seyn. Man soll, wie wir bereits gesagt haben, alle Menschen lieben; und diese allgemeine Liebe wird Freundschaft, wenn sie mit dem vertrauten Umgange verbunden ist. Es ist also ein vieljähriger vertrauter Umgang eine vieljährige Freundschaft; und ein eintägiger vertrauter Umgang ist eine eintägige Freundschaft; so daß, gleichwie eine jede Freundschaft dasjenige bey sich zu behalten verbindet, was währender Freundschaft gesagt wird, also auch die Freunde von einem Tage oder von einer Stunde verbunden sind, alles dasjenige bey sich zu behalten, was sie einander an diesem Tage, oder in dieser Stunde, vertrauen; und die Treulosigkeit des einen würde der Treulosigkeit des andern zu keiner Entschuldigung dienen können.

Das

Das IV. Kapitel.

Rechtmäßige Ausnahmen von dem Gesetze der Verschwiegenheit. Man muß es um keines Nutzens willen zu beobachten unterlassen. Anderer ihr Wille ist nicht allzeit die Regel von dem, was wir erzählen können oder nicht können.

Ich habe bis hieher nur die allgemeine Regel vortragen wollen, nach welcher man so wohl von dem urtheilt, was wir geheim halten sollen, als auch von dem, was wir nach dem Willen und den Absichten derer, von welchen wir es erfahren haben, in so fern uns dieser Wille und diese Absichten bekannt sind, bekannt machen sollen. Es ist indessen wahr, daß diese Regel verschiedene Ausnahmen leidet, welche aber, weil sie in der Ausübung sehr selten vorkommen, die Regel ihres Nutzens gar nicht berauben. Es ist z. E. eine ungezweifelte Ausnahme von diesem Gesetze der Verschwiegenheit, wenn uns jemand ein strafbares Vorhaben bekannt macht, welches man, wenn man es entdeckt, hindern kann. Denn weit gefehlt, daß man der bürgerlichen Gesellschaft schadet, wenn man nicht verschwiegen ist, so würde man ihr vielmehr schaden, wenn man verschwiegen wäre. Böse Unternehmungen sind keine Sachen, die man jemanden vertraut; und die Unterredung ist nicht dazu bestimmt, daß einer dem andern von seinem bösen Vorhaben Nachricht giebt. Es

miß-

mißbraucht also derjenige, der solche abscheuliche Dinge bekannt macht, dieses Band der Gesellschaft zuerst; und diejenigen, die solche bösen Reden nachsagen, um ihre üblen Wirkungen zu verhindern, machen von der Unvorsichtigkeit derer, welchen sie entfahren, einen guten Gebrauch.

Ebendieses soll man von gewissen Lastern sagen, die der menschlichen Gesellschaft schädlich, und für gewisse Aemter gefährlich sind. Denn wenn es sich zuträgt, daß man sie uns bey einer vertrauten Unterredung bekannt macht, und daß hernach derjenige, der sie bekannt gemacht hat, sich in die Aemter begeben will, zu welchen ihn diese Laster unfähig machen; so handeln die, welchen man sie bekannt gemacht hat, nicht wieder die Verschwiegenheit, wenn sie diese unglücklichen Verbindungen verhindern, indem sie das, was sie von diesen Leuten wissen, bekannt machen. Ich weis z E. aus dem Geständnisse eines Menschen, daß er von der Religion böse Gedanken hegt, und dennoch sehe ich, daß er in den geistlichen Stand treten will, anstatt nun, daß es ein Fehler seyn würde, diejenigen, die es verhindern können, davon zu benachrichtigen, so würde es vielmehr ein sehr großer Fehler seyn, es nicht zu thun.

Endlich kann man auch noch von dem Gesetze der Verschwiegenheit gewisse Gelegenheiten ausnehmen, wo die Leute bey der Unterredung Absichten und Ansprüche bekannt machen, welche, ohne ausdrücklich böse zu seyn, dennoch andern Ansprüchen und Absichten zuwider sind, die wir für rechtmäßiger hal-

ten,

ten, und welche wir mehr zu begünstigen verbunden sind; wenn nur diese Verbindlichkeit so klar und deutlich ist, daß derjenige, der sich unbesonnener Weise verrathen hat, selbst davon kann überzeugt werden. Denn die Gesinnung, die wir, wie er wissen konnte, hegten, sollte hinlänglich seyn, um ihn zu warnen, sich uns nicht zu entdecken. Da er es aber aus Leichtsinnigkeit gethan hat; so scheint es nicht ganz unrecht zu seyn, daß wir uns seine Unvorsichtigkeit zu Nutze machen, um dasjenige zu befördern, was wir für ein weit größeres Gut halten. Man sieht aber gar leicht, daß dieser Fall sehr selten vorkömmt, und daß er also keine beträchtliche Ausnahme von dem Gesetze der Verschwiegenheit macht.

Diejenigen, welche einiges Gewissen haben, oder zu haben vorgeben, unterlassen nicht, das, was sie von andern erzählen, mit einem Vorwande des Nutzens zu beschönigen, und glauben dadurch vor allem Vorwurfe, treulos gehandelt zu haben, sicher zu seyn, wenn sie nicht besonders zum Stillschweigen verbunden sind. Wenn man sich aber vor diesem Irrthume bewahren will; so darf man nur bedenken, daß nicht ein jeder Nutzen hinlänglich ist, diese Erzählungen zu rechtfertigen. Er muß groß, gewiß und so beschaffen seyn, daß man ihn auf keine andere Art befördern kann. Denn es ist wirklich eine verdrießliche Sache, wenn man dem Vertrauen, das man zu uns gehabt hat, zuwider handelt. Es ist eine Quelle der Entzweyung, und es heißt sich des Mittels berauben, denen, welchen man Verdruß zuzieht, zu dienen.

nen. Es heißt, die Offenherzigkeit aus der Unterredung verbannen. Mit einem Worte, es heißt der menschlichen Gesellschaft einigermaaßen schaden, indem man sie mißtrauisch und argwöhnisch macht. Dieser Schade soll also wenigstens durch einen gewissen und beträchtlichen Nutzen ersetzt werden.

Wer also einen Trieb bey sich verspürt, das, was er nur bey einer besondern Unterredung erfahren hat, weiter zu erzählen, soll alle folgende Bedingungen genau prüfen: Ob die Sache, auf die es ankömmt, recht gewiß ist, und ob er sich in dem Begriffe, den er sich davon gemacht, nicht geirrt hat; ob sie so gewiß böse ist, daß man keine Ursache daran zu zweifeln hat; ob es sich der Mühe verlohnt, daß man sie wisse, um ein großes Ungemach zu vermeiden; ob dieses Ungemach nur auf diese Art kann vermieden werden; und ob er gegen den, den die Sache angeht, alle Mittel gebraucht hat, die, um ihn zu bessern, in dem Evangelio Matth. 18, 15. 16. 17. sind vorgeschrieben worden. Und wenn er sie, bey allen diesen Bedingungen, noch bekannt machen will; so soll er sie doch nur eigentlich denen bekannt machen, die es befehlen können; nicht aber denen, bey welchen diese Nachrichten weiter zu nichts dienen würden, als ihre Neugierigkeit zu befriedigen, oder ihre Bösartigkeit zu reizen.

Es ist also etwas sehr seltenes, daß das Gesetz der Verschwiegenheit rechtmäßige Ausnahmen leidet, und wir sollen gegen die falschen Ursachen, welche die Menschen antreiben, es nicht zu beobachten, gar

sehr

sehr auf unserer Hut seyn. Zu dem Ende ist es sehr gut und heilsam, über die schrecklichen Folgen der Unvorsichtigkeit, die man dabey veranlassen kann, Betrachtungen anzustellen. Denn so bald uns eine Erzählung unbesonnener Weise entfahren ist, so sind wir nicht mehr Herr darüber. Sie vermehrt sich, sie bekömmt Zusätze, sie breitet sich ins Unendliche aus, sie dient den Leidenschaften der einen zum Werkzeuge, und der Bosheit der andern zur Nahrung. Sie bringt oftmals dauerhafte Zwistigkeiten und beständige Feindschaften hervor, die lange und verdrießliche Folgen nach sich ziehen. Sie verleitet sehr viele Leute zu großen Fehlern; und alle diese Vermehrung der Sünden wird denen zugerechnet werden, die durch ihre Unvorsichtigkeit Gelegenheit dazu gegeben haben.

Ich habe bishero nur die Verbindlichkeit zur Verschwiegenheit betrachtet, die aus dem gemeinen Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft und der Treue entsteht, welche eine Folge der kurzen Freundschaft ist, welche man mit allen denen, die vertraut mit uns reden, macht; und so habe ich ihren Willen zur Regel dessen angenommen, was man auf eine erlaubte Art von dem, was sie uns gesagt haben, erzählen kann. Da aber hieraus folgen würde, man könne alles wiedersagen, was sie gern sehen würden, daß man es erzählt; so muß man hinzusetzen, daß man oftmals vermöge der allgemeinen Regel der Liebe zur Verschwiegenheit verbunden ist, welche viele Dinge zu erzählen verbiethet, ob es gleich denen, die sie ge-

gesagt haben, nicht zuwider seyn würde. Denn man soll nicht nur auf ihren Willen sehen, sondern auch so wohl auf ihren eigenen, als auch auf anderer ihren Nutzen. Denn es soll uns gnug seyn, daß eine Erzählung jemandem wirklich schaden kann, um sie nicht zu machen. Mit einem Worte, man muß seine Erzählungen nicht nach dem einrichten, was die Leute bey ihrer Leidenschaft wollen, sondern nach dem, was sie nach der Vernunft wollen sollen. Denn man soll voraussetzen, daß, wenn ihre Leidenschaft wird nachgelassen haben, sie sich freuen werden, daß man sie so geschont hat; und daß, wenn sie nicht aufhöre, man sich nicht zu ihrem Diener und Werkzeuge machen müße, um andern, oder ihnen selbst zu schaden.

Ein rechtschaffener Mann wird also niemals in den Fehler fallen, den der heilige Augustinus eine schreckliche Pest nennt, denen, die wider andere aufgebracht und erbittert sind, die hitzigen und feindseligen Worte zu erzählen, welche diese Personen wider sie können ausgestossen haben; und er wird ohne Mühe folgende Regel dieses heiligen Lehrers beobachten: Daß es für einen wahrhaftig liebreichen Menschen nicht gnug ist, durch seine Erzählungen die Feindschaften der Menschen nicht nur zu erregen oder zu vermehren; sondern er soll sich so gar aus allen Kräften bemühen, sie zu unterdrücken und zu ersticken. *Homini humano parum esse debet inimicitias hominum nec excitare nec augere male loquendo, nisi eas etiam extinguere bene loquendo studuerit* 1).

Das

1) August. Confess. l. 9. c. 9.

Das V. Kapitel.

Man kann große Fehler begehen, wenn man die Nachrichten und Erzählungen der Menschen gar zu leicht glaubt. Seltsames Betragen der Menschen bey dieser Leichtgläubigkeit, und seine Quelle.

Wenn man diese Regeln beobachtet; so kann man einige von den Fehlern vermeiden, die man begeht, wenn man unvorsichtiger Weise erzählt, was man bey den besondern Unterredungen gehört hat. Es ist aber dieses nicht der einzige Fehler, den man hierbey vermeiden soll. Derjenige, den man begeht, wenn man das, was uns andere erzählen, so gleich glaubt, ist nicht geringer; ja man kann sagen, daß er noch gefährlicher ist, weil man auf dieser Seite noch weniger auf seiner Hut ist, und sich also um so viel leichter dazu verleiten läßt, je weniger man, dem Ansehen nach, Theil daran hat. Man glaubt, derjenige, der etwas erzählt, müße gut dafür seyn, und man könne sich wegen der Wahrheit dessen, was er sagt, auf ihn verlassen. Indessen verhält sich die Sache ganz anders. Denn die Seele desjenigen, welcher zuhört, bleibt nicht unthätig. Sie glaubt, sie urtheilt, sie läßt sich zu Leidenschaften verleiten; sie thut so gar oftmals etwas, indem sie ihren Leidenschaften folgt. Und wenn sie keine Ursache gehabt hat, in diese Nachrichten und Erzählungen ein Mißtrauen

trauen zu setzen; so sind ihre Urtheile falsch, ihre Leidenschaften ungerecht, und ihre Handlungen unordentlich.

Wenn man die Ungerechtigkeit und das seltsame Betragen der mehresten Menschen in diesem Stücke einsehen will; so ist es gnug, zu bedenken, daß, wenn sie mit gewissen Zieraden angethan sind, welche die in der Welt eingeführte Ordnung den Richtern beygelegt hat, wenn sie an einem gewissen Orte versammlet sind, und wenn die Sachen mit gewissen Formalitäten vorgetragen und abgehandelt werden, sie gemeiniglich weise und billig handeln. Die Reden der einen Partey machen keinen Eindruck in sie, weil sie nicht wissen, was die andere darauf antworten kann. Sie untersuchen die Beweise genau; diejenigen, welche falsch oder ungewiß sind, verwerfen sie; sie geben Gelegenheit, die Aussagen der Zeugen zu schwächen; sie bleiben nur bey denen stehen, welche nicht durch vernünftige Einwendungen sind zernichtet worden; und sie geben einem Menschen die Verbrechen, die man ihm beymißt, niemals eher Schuld, als bis er vollkommen davon überführt ist. Der bloße Mangel der Beweise ist bey ihnen hinlänglich, den Angeklagten loszusprechen, und den Ankläger zu verurtheilen. Und wenn sie einige von diesen Formalitäten nicht beobachten; so handeln sie selbst unbesonnen und ungerecht. Wenn sie aber über jemanden besonders ein Urtheil fällen sollen, der weder Macht noch Ansehen hat; so verfahren sie ganz anders. Alle Beweise sind bey ihnen hinlänglich, sie

hal-

halten ein jedes Zeugniß für gut, und man wird auf die bloße Aussage der Personen, die entweder von vorgefaßten Meynungen eingenommen, oder schlecht unterrichtet, oder leichtsinnig und gar nicht im Stande zu urtheilen sind, ohne Bedenken Leute wegen alles desjenigen für strafbar erklären, was ihnen andere haben beymessen wollen.

Man wird vielleicht sagen, es sey unmöglich, bey den besondern Gerichten alle Formalitäten der feyerlichen und öffentlichen Gerichte zu beobachten. Wenn man aber auch gleich das öffentliche Gepränge nicht dabey beobachtete; so sollte man doch wenigstens dasjenige dabey beobachten, was nöthig wäre, um hinter die Wahrheit zu kommen. Nun ist es aber, um sein besonderes Urtheil recht abzufassen, eben so nöthig, zu wissen, was eine jede Partey sagt, als ein gerichtliches Urtheil darüber zu fällen. Was ein von Leidenschaften eingenommener, leichtsinniger und unbedachtsamer Mensch bey einer Unterredung erzählt, verdient nicht mehr Glauben, als was er vor einem Richter aussagt, und er verdient so gar noch weit weniger Glauben; weil die Eidschwüre, welche die Richter verlangen, gewissenhafte oder ehrliebende Leute aufmerksamer machen, nichts falsches und ungewisses zu sagen. Indessen machen sich diejenigen, die sich ein Gewissen daraus machen würden, auf den Richterstühlen nach solchen Beweisen und Zeugen zu urtheilen, oftmals keins, die Leute insbesondere nach noch schwächern Beweisen, und noch ungültigern Zeugen zu verurtheilen.

Es ist ohne Zweifel nichts weniger vernünftig, als dieses ungleiche Verhalten; es hat aber eine gegründete Ursache in dem Verderbnisse des menschlichen Herzens. Wenn sie bey den öffentlichen Gerichten einige Billigkeit von sich blicken lassen; so kömmt es nicht daher, weil sie die Gerechtigkeit wirklich lieben. Sie würden sie überall lieben, wenn sie sie wahrhaftig liebten. Sondern es kömmt auf der einen Seite daher, weil sie die Formalitäten, an welche sie gebunden sind, hindern, davon abzugehen; und weil auf der andern Seite die Fehler, die sie öffentlich begehen würden, nicht ganz ungestraft bleiben, und wenigstens durch das Geschrey, welches sie erregten, würden gerochen werden, wenn sie nicht von höhern Richtern gerochen würden.

Hiervon fällt bey den Urtheilen, die sie nach den Nachrichten, die sie erhalten, ingeheim abfassen, nichts vor. Es sind dabey weder Formalitäten zu beobachten, noch Schande zu befürchten. Da man also der natürlichen Neigung ganz frey folgen kann; so folgt man ihr auch. Und diese Neigung verleitet, ohne Untersuchung alles anzunehmen, was man uns zum Nachtheile des Nächsten erzählt, weil man es von Natur gern sieht, wenn andere heruntergesetzt und verachtet werden, urd weil man sich dagegen von Natur vor der Zurückhaltung und Aufmerksamkeit fürchtet, die allzeit etwas unangenehmes und beschwerliches an sich haben; welches macht, daß man lieber auf ein gerathe wohl urtheilen, als sich, um recht zu urtheilen, so viel Mühe geben will.

Das VI. Kapitel.

Verschiedene Ursachen, welche machen, daß man in aller Einfalt und Aufrichtigkeit Sachen falsch erzählt.

Man darf nur einigen Begriff von der Billigkeit und einige Liebe zu ihr haben, um dieses Betragen zu mißbilligen. Weil aber zu befürchten ist, man möchte sich auch so gar alsdenn, wenn man richtig von den Sachen, die man uns erzählt, urtheilen, und nichts glauben will, wobey sich nicht Umstände befinden, die es ganz gewiß machen, noch betriegen, indem man für gewiß hielte, was doch nicht gewiß wäre; so ist es gut, über viele Erzählungen nachzudenken, die man täglich hört, und welche, ob sie gleich gewiß und richtig zu seyn scheinen, dennoch am Ende ganz falsch sind. Wer würde z. E. nicht dem Zeugnisse eines ehrlichen Mannes glauben, welcher sagt, er habe dieses und jenes aus eines andern seinem eigenen Munde gehört? Und dennoch entstehen Streitigkeiten unter ehrlichen und rechtschaffenen Leuten, von welchen der eine behauptet, er habe das nicht gesägt, was der andere gehört zu haben vorgiebt, ohne daß man deswegen Ursache hätte, den einen und den andern der Lügen und Betrügerey wegen im Verdachte zu haben. Dieses kann auf tausenderley Arten geschehen, welche man gar leicht wahrnehmen würde,

wenn man Acht darauf haben wollte. Man ändert alle Augenblicke in dem, was man geschrieben hat, zweydeutige Ausdrücke, die sich mit einschleichen, damit sie andern nicht einen falschen Sinn beybringen mögen. Man kömmt den Zweifeln, die in ihnen in Ansehung dessen, was man ihnen vorträgt, entstehen können, wie auch den falschen Schlüßen, die sie daraus würden ziehen können, zuvor; und bey dem allen kann man es doch nicht allemal vermeiden, daß das, was man schreibt, nicht in einem falschen Sinne genommen und unrecht verstanden werde, und daß man sich nicht genöthigt sähe, weitläuftige Erklärungen darüber zu geben. Was muß also nicht bey kurzen Unterredungen geschehen, bey welchen man weder sorgfältig, noch aufmerksam, noch vorsichtig gnug ist; und wo man die mehresten Sachen nur unvollkommen vorträgt, indem man sich oftmals auf die Einsicht derer, mit welchen man redet, verläßt? Und wer kann sich also wohl wundern, wenn die Sachen oftmals ganz unrecht verstanden werden, so daß sich der eine einbildet, dasjenige gehört zu haben, was der andere niemals hat sagen wollen?

Der Sinn unserer Ausdrücke liegt nicht ganz in den Worten, derer man sich, um sich auszudrücken, bedient; er hängt bisweilen von vorhergehenden Reden ab. Ein Ton, eine Veränderung der Stimme, eine Gebehrde, eine Miene verändert ihre Bedeutung; und oftmals hängt er so gar von den Gedanken ab, die man bey denen, mit welchen man redet, voraussetzt. Wenn sie also aus Unachtsamkeit auf

die,

diesen Zusammenhang, auf diesen Ton, auf diese Miene nicht Achtung geben; oder wenn man sich geirrt hat, indem man ihnen gewisse Gedanken zugeeignet, die sie nicht hatten, welche aber doch einen Theil von dem Sinne ausmachten; so betriegen sie sich fast nothwendig in Ansehung des Verstandes dessen, was man ihnen sagt, und bekommen einen ganz andern Sinn, als derjenige ist, den sie bekommen sollten.

Hieraus entsteht ein anderer noch größerer Fehler, nämlich dieser. Da sich unsere Seele die Sachen nur vermittelst der Worte vorzustellen pflegt; so trägt es sich zu, daß, so oft die Leute das, was man ihnen sagt, ganz anders verstehen, dieser falsche Eindruck sich in ihrer Einbildungskraft mit gewissen Worten und Ausdrücken abbildet, von welchen sie einige von denen, welche reden, entlehnen, und die andere hinzuthun. Weil sie aber das, was sie hinzugethan haben, in der Folge vergessen; so unterscheiden sie das, was sie gehört haben, nicht mehr von dem, was von ihnen herkömmt. Und so eignen sie demjenigen, der mit ihnen geredet hat, ganz treuherzig alle die Worte zu, die den falschen Eindruck, den sie bekommen haben, bezeichnen, weil sie ihn in ihrem Verstande mit diesen Worten angezeigt finden.

Es giebt sogar Leute, welche, wenn sie die Unterredungen, die sie mit jemandem gehalten haben, erzählen, und sich der Sachen nicht mehr genau erinnern, ihn nach einer dunklen Erinnerung, die ihnen davon übrig geblieben ist, reden lassen. Wenn

man sie alsdenn fragte, ob sie von dem, was sie erzählen, gewiß versichert wären; so würden sie sagen, nein, und sie wollten nicht Bürge dafür seyn. Nachhero aber lassen sie ihren Zweifel fahren, und erlangen die Gewißheit, die sie anfangs nicht hatten, und zwar auf eine ganz lustige Art. Denn indem sie diese Sachen erzählen, prägen sie sich dieselben sehr stark in das Gedächtniß ein, und vergessen hingegen das Mißtrauen und die Ungewißheit, womit sie sie anfangs erzählt hatten; so daß sie sich hernach einbilden, diese genaue Erinnerung wäre eine Wirkung der Sachen selbst, da sie doch nur von der öftern Erzählung derselben herkömmt.

Wenn man also jemandem Schuld giebt, er habe etwas gesagt, das entweder auf ihn, oder auf einen andern zurückfallen kann; so ist es billig, daß man sich vorher, ehe man diese Erzählung glaubt, erkundigt, ob sie auch diejenigen, die sie angeht, eingestehen. Und wenn man hört, daß sie ihr widersprechen; so muß man sein Urtheil zurückhalten, und aus den Umständen der Erzählung dasjenige heraussuchen, was uns bewegen kann, auf die eine oder die andere Seite zu treten. Denn es ist bisweilen wahrscheinlicher, daß derjenige, dem man etwas zuschreibt, es gesagt hat; bisweilen aber auch, daß er es nicht gesagt hat.

Wenn es z. E. eine Rede betrifft, die eine gewisse Meynung anzeigt, und derjenige, der ihr widerspricht, sagt, er habe dieses nicht nur niemals gesagt, sondern er hegt auch die Meynung, die sie in

sich

sich faßt, nicht, und hat sie auch niemals gehegt; so ist sein Zeugniß unendlich weit glaubwürdiger, als die Erzählung derer, welche sagten, sie hätten diese Rede von ihm gehört. Denn eine Meynung ist eine fortdauernde Sache, in Ansehung derer man sich fast nicht irren und betriegen kann; da es hingegen etwas sehr leichtes ist, daß man die Worte eines andern in einem widrigen Sinne nimmt, und sich also einbildet, das gehört zu haben, was er doch nicht gesagt hat.

Man würde nicht fertig werden, wenn man alle Arten, wie man sich in Ansehung des Verstandes dessen, was man uns sagt, betriegen kann, insbesondere anführen wollte. Es ist gnug, wenn man überhaupt überzeugt ist, daß es deren viele giebt. Und so muß man nicht nur bey den Streitigkeiten, wo der eine behauptet, er habe das, was ihm ein anderer zuschreibt, nicht gesagt, sondern auch bey allem, was man uns erzählt, und welches nicht ganz gewiß ist, seinen Verstand abhalten, so gleich eine Partey zu ergreifen, und allen Bewegungen, welche Folgen und Kennzeichen des Glaubens sind, Einhalt thun. Auf diese Art wird man sich anderer ihrer Fehler nicht theilhaftig machen, und auch an ihren Leidenschaften keinen Antheil nehmen. Hegt man wegen des Verhaltens derer, von welchen man keine gar zu vortheilhafte Abschilderung machen hört, einigen Verdacht; so wird man kein ausdrückliches und förmliches Urtheil darüber fällen, als worinnen der größte Schade besteht, den uns solche Reden zufügen können. Man

wird auch allzeit um so viel geneigter seyn, sich genauer darnach zu erkundigen, je weniger man eine Partey wird ergriffen haben.

Das VII. Kapitel.

Wie man sich bey den falschen Sachen, die man von uns erzählt, verhalten soll.

Es ist nicht möglich, sie zu vermeiden. Gerechtigkeit, die man denen, welche sie erzählen, soll wiederfahren lassen. Betrachtungen, die man über sich selbst, und über die Nichtigkeit solcher Erzählungen anstellen soll.

Es ist nur ein einziger Ort, wo uns die Erzählungen verletzen können; wenn wir nämlich selbst der Gegenstand derselben sind; und wenn uns Leute, mit welchen wir vertraut gesprochen haben, hernach Reden beymessen, die entweder lächerlich oder unbesonnen sind; welches uns schon an und für sich selbst wider diejenigen aufbringen kann, die entweder solche Dinge erzählen, oder solche Erzählungen glauben. Es ist um so viel nöthiger, sich vorzubereiten, um sich bey solchen Vorfällen christlich zu betragen, je weniger man verlangen soll, daß man sie gar vermeiden möge. Denn so einen großen Unterschied man unter denen, mit welchen man redet, auch immer macht, so wird man doch oftmals von der Beschaffenheit ihres Verstandes, und noch mehr von dem Zustande

ihres Herzens hintergangen. Es ist so gar eine Wirkung der Güte, sich dabey zu irren, und die Leute nicht so gleich wegen ihrer Treue im Verdachte zu haben. Ueberdieses ist es unmöglich alle Arten vorher zu sehen, wie falsche Leute unsere Worte mißbrauchen können, und alle falsche Vorstellungen, die sie sich vermöge der seltsamen Verwirrung ihrer Einbildungskraft mit unsern Gedanken davon machen können. Man würde also dem Umgange mit den Menschen fast ganz entsagen müssen, wenn man sich diesen Verdrießlichkeiten niemals aussetzen wollte. Und da dieses einem jeden weder möglich, noch gut und nützlich ist, so muß man zufrieden seyn, wenn man sie, so viel als möglich, vermeiden kann, und sich entschliessen, sie geduldig zu ertragen, wenn man sie nicht ganz vermeiden kann.

Wenn es sich also zuträgt, daß man darein fällt, es sey auf welche Art es wolle; so soll man es vor allen Dingen zu verhindern suchen, daß uns anderer ihre Fehler keine Gelegenheit geben mögen, auch welche zu begehen; und wir sollen uns also wohl vorsehen, daß, wenn wir uns beklagen, sie hätten uns unrecht gethan, wir ihnen nicht auch unrecht thun mögen. Denn wir wissen das, was sie von uns sollen gesagt haben, nur daher, weil es uns andere erzählt haben. Gleichwie sie nun unsere Worte, indem sie sie andern erzählt, können verändert und verdreht haben; also kann man auch die ihrigen, indem man sie uns erzählt, verändert und verdreht haben. Man muß also wenigstens vorhero von der Sache

selbst

selbst gewiß versichert seyn, ehe man sich darüber beklagt. Daran fehlt es nun aber gemeiniglich, weil man den Eindrücken seiner Leidenschaft, die durch die bloße Vorstellung einer wahren oder falschen Beleidigung rege gemacht wird, mehr folgt, als dem Lichte der Vernunft, die sich nach der Gewißheit und Ueberlegung richtet.

Man ist ihnen dieselbe Gerechtigkeit und Behutsamkeit schuldig, wenn man von den Bewegungsgründen urtheilen soll, die sie bey diesen Erzählungen können gehabt haben. Die einen von denselben sind schlimmer, als die andern, und es ist nicht billig, daß man ihnen ohne Ursache die bösesten zuschreibt. Vielleicht ist dasjenige, was uns unser Verdruß als eine Wirkung des Hasses, der Verachtung und der Eifersucht würde ansehen lassen, weiter nichts, als die Wirkung einer bloßen Leichtsinnigkeit, einer Unachtsamkeit, einer vorgefaßten Meynung, eines irrigen Gewissens, und einer Begierde sich lustig zu machen. Wir wollen also dafür sorgen, daß unsere Leidenschaft nicht weiter gehen möge, als wir sehen, und uns nicht ohne Ursache einbilden, man könne sich nicht zu unserem Nachtheile gar wohl irren und betriegen.

Man muß bey diesen Gelegenheiten auch nicht vergessen, sich selbst wegen aller verwegenen, leichtsinnigen, unbesonnenen und boshaften Reden und Urtheile, die man von andern hat fällen können, zur Rede zu setzen, und sich alle die üblen Wirkungen vorzustellen, die sie in ihrem Herzen können hervorgebracht haben, von welchen wir alsdenn nach unsern

eige-

eigenen Empfindungen am besten urtheilen können. Und da wir nicht wissen, was uns Gott noch davon zurechnet, und was wir seiner Gerechtigkeit noch dafür zu bezahlen schuldig sind; so sollten wir uns darüber freuen, daß er uns Gelegenheit giebt, deswegen Vergebung zu erhalten, indem wir selbst von andern einiges Unrecht leiden.

Hierauf muß man die Erzählungen und Reden, die uns zuwider sind, genau ansehen und betrachten, indem man sich in Acht nimmt, daß man ihnen nicht mehr wirkliches beylegt, als sie an sich haben Denn oftmals geben wir ihnen ein Wesen, das sie nicht mehr haben, und wir lassen sie in unserer Einbildungskraft fortdauern, wenn sie in anderer ihrer nicht mehr vorhanden sind. Man muß sich nicht einbilden, daß die Menschen, die sich mit den wichtigsten Sachen so wenig beschäftigen, Lust haben, sich bey ungegründeten Reden lange aufzuhalten. Alle diese Erzählungen sind von sehr kurzer Dauer, und nachdem müßige Leute einige Tage davon geredet haben, so verlieren sie sich und verschwinden, wenn sie es müde und überdrüßig sind, davon zu reden. Man darf sie also nur gehen lassen, und als nichtige Schattenbilder, von welchen nichts übrig bleiben wird, verachten. Gesetzt aber auch, sie dauerten länger fort, und machten einen anhaltendern Eindruck; so dürfte man mit denen, die ihn aufbewahrten, nur Mitleiden haben, weil er ihnen mehr, als uns, schadet.

Das VIII. Kapitel.

Man muß sich die falschen Erzählungen, die man von uns macht, zu Nutze zu machen suchen, um die Ehre und das Ansehen bey den Menschen zu verachten, um sich von den Gesellschaften und Unterredungen loszureißen, und mit mehrerer Behutsamkeit und Zurückhaltung zu reden.

Man muß sich aber nicht nur vor dem Schaden zu bewahren suchen, den uns diese Erzählungen zufügen können, indem sie uns zur Ungeduld verleiten; sondern wir müßen sie uns auch wirklich zu Nutze zu machen suchen; und wir würden auch gewiß Nutzen davon haben, wenn wir uns die Lehren, die wir daraus ziehen können, zu Nutze zu machen wüßten. Denn was kann uns z. E. von der Eitelkeit dessen, was man Ehre und Ansehen nennt, besser belehren, als die Leichtsinnigkeit, welche die Menschen bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich von sich blicken lassen? Was für Beweise jemand auch immer davon gegeben hat, daß er klug und verständig ist, so wird man doch noch eben so geneigt seyn, eine lächerliche und gar nicht wahrscheinliche Geschichte mit Vergnügen anzuhören, die jemandem von ihm zu erzählen die Lust ankommen wird, wenn sich nur jemand findet, der sie weiter ausbreitet.

Die Welt ist von Natur so boshaft, daß sie denen immer gern beysteht, die einen andern um seine

Ehre

Ehre und sein Ansehen bringen wollen. Und wenn sie bisweilen gegen gewisse Leute Hochachtung von sich blicken läßt; so geschieht es gewissermaaßen wider ihren Willen und wider ihre erste Neigung; so, daß sie sich allzeit freut, wenn man ihr hülfliche Hand leistet, sich von dieser Hochachtung, als von einer beschwerlichen Sache, loszumachen. Was ist also lächerlicher, als sich an diesem nichtigen Dampfe zu ergötzen, und ihn zum Zwecke seiner Handlungen und Bemühungen zu machen?

Gleichwie es also gut und heilsam ist, daß die Güter der Welt mit Bitterkeit vermischt sind, damit man das Herz nicht an sie hängen möge; so soll man sich auch freuen, daß der Umgang, welcher keins der geringsten von diesen Gütern ist, seine Unannehmlichkeiten hat, weil nicht leicht etwas gefunden wird, woran es sich zu hängen gefährlicher wäre, als an ihn. Man bekömmt bey demselben eine Menge sichtbare und unsichtbare Wunden. Man verliert oftmals alle Tugenden dabey. Man nährt alle seine Leidenschaften dabey, und sammlet das ganze Verderben ein, welches unter viele verbreitet und zerstreut ist. Es ist uns also alles, was uns davon abzieht, um uns zu nöthigen, ein einsameres Leben zu führen, und mit wenigern Leuten umzugehen, nützlich und vortheilhaft. Nun kann uns aber der Umgang mit der Welt nichts mehr eckelhaft und zuwider machen, als daß man bey mehresten Leuten, die man darinnen findet, so wenig Redlichkeit und Aufrichtigkeit antrifft, und aus der Erfahrung lernt, wie sehr man

auf seiner Hut seyn muß, wenn man mit denen zu thun hat, die man nicht gnugsam kennt. Man kann so gar sagen, es sey ein so großes Glück, von einem bösen Menschen befreyt zu seyn, der das, was man ihm sagt, mißbrauchen kann, daß man sich glücklich schätzen soll, wenn man durch eine unbesonnene Erzählung, die er von uns macht, benachrichtigt und gewarnt wird, fernerhin keinen Umgang mehr mit ihm zu haben, als wenn es die größte Noth erfordert.

Man muß indessen dieses nicht so weit treiben, daß man mit seinen Feinden bricht, so oft man Ursache hat, ihnen eine Unbesonnenheit beyzumessen. Denn man muß an ihnen diesen Fehler, wie die andern, dulden. Es soll uns aber eine beständige Erinnerung und Warnung seyn, uns in Ansehung ihrer mehr in Acht zu nehmen, uns weniger auszubreiten, und immer mehr auf unserer Hut zu seyn. Und auf diese Art werden uns die Personen, auf die wir uns am wenigsten verlassen können, und die am wenigsten treu sind, oftmals die nützlichsten werden, indem sie uns nöthigen, auf unsere Worte mehr Achtung zu geben, und alles zu vermeiden, was ihnen Gelegenheit geben kann, sie zu mißbrauchen.

Sechste Abhandlung.

Man soll nicht argwöhnisch seyn.

Das I. Kapitel.

Die Liebe macht, daß wir alles hassen, was sie vermindert, und folglich auch die Eindrücke und Meynungen, die dem Nächsten nachtheilig sind, weil sie sie auf vielerley Art schwächen.

Die Liebe neigt uns nicht nur zu Gott und dem Nächsten; sondern sie neigt sich auch gewissermaaßen gegen sich selbst. Man muß, spricht der heil. Augustinus, die Liebe lieben, vermöge welcher man liebt, was man lieben muß: *Diligenda est ipsa dilectio, qua diligitur, quod diligi oportet* 1). Ich thue dieses, spricht er ferner, aus Liebe zu deiner Liebe. *Amore amoris tui facio istud.* Und in eben diesem Sinne spricht der königliche Prophet in einem seiner Psalmen: Meine Seele hat ein eifriges Verlangen nach deinen Gerechtigkeiten gehabt: *Concupivit anima mea desiderare justificationes tuas.* Psalm. 118, 20. Er hatte nicht nur ein Verlangen das göttliche Gesetz zu erfüllen, welches er unter dem Worte Gerechtigkeit versteht; sondern er hatte auch ein Verlangen nach dem Verlangen. Ein Ver-

1) In Psal. 118. Serm. 8. n. 4.

langen bringt das andere hervor; weil es unmöglich ist, daß, wenn man jemanden liebt, man nicht auch die Liebe, die man zu ihm trägt, liebte, daß man sie nicht zu vermehren wünschte, und daß man nicht ihre Verminderung und Erkaltung befürchtete.

Es ist also eine nothwendige Wirkung der wahren und aufrichtigen Liebe des Nächsten, daß wir uns vor allem fürchten, was diese Liebe vermindern kann. Alle Wolken, die den Glanz der Liebe, es sey so wenig als es wolle, verdunklen, sind der Liebe unangenehm und zuwider. Alles, was sie hindert, sich frey auszubreiten, betrübt sie; und sie ist immer bemüht, ihren Regungen freyen Lauf zu lassen, und alle Hinderniſſe zu entfernen, die sie zurückhalten, oder beunruhigen können.

Nun bringt aber nichts diese üble Wirkung gewöhnlicher hervor, als die nachtheiligen Eindrücke und Meynungen, die man von dem Nächsten, entweder zu Folge dessen, was uns andere von ihm erzählen, oder zu Folge der Begriffe, die wir uns selbst von ihm machen, bekömmt. Und folglich ist nichts zu finden, in Ansehung dessen die Liebe mehr auf ihrer Hut seyn sollte, als in Ansehung dieses.

Diese Eindrücke und Meynungen können die Liebe auf mancherley Art schwächen.

1. Welche Mühe wir uns auch immer geben, nicht zu urtheilen, so machen sie uns doch geneigt dazu. Denn diese Eindrücke und Meynungen sind Arten von Argwohne, und der Argwohn macht zum urtheilen geneigt. Und wenn diese Urtheile verwegen

und

und unbesonnen sind; so können sie nicht nur die Liebe verletzen, sondern auch so gar auslöschen, weil die verwegenen Urtheile, wie der heil. Thomas spricht, Todtsünden seyn können. Ob nun also gleich diese Eindrücke und Meynungen noch keine förmlichen Krankheiten sind; so soll man sie doch als Vorbothen und Anzeichen einer uns bevorstehenden Krankheit ansehen. Sie sind gleichsam die ersten Schauer eines gefährlichen Fiebers, welches darauf folgen soll, wenn man ihm nicht durch die Hülfsmittel, welche uns die christliche Klugheit an die Hand geben kann, zuvorkömt.

2. Sie machen uns so gar das Gute, welches wir an andern wahrnehmen, verdächtig, und hindern also, daß man nicht Theil daran nimmt, so wohl vermittelst der Freude, die man darüber bey sich empfunden, als auch vermittelst des Danks, den man Gott billig dafür abstatten sollte, welches ein sehr großes Uebel ist. Denn obgleich Gott seine Gnaden unter die verschiedenen Glieder, die den Leib seines Sohns, welcher die Kirche ist, ausmachen, vertheilt, und sie nicht alle allen giebt; so will er doch haben, daß sie ihnen alle gemein werden sollen, durch die Freude und die Danksagung, die sie derselben insgesammt theilhaftig machen. Niemand kann sagen, daß er an seinen eigenen Gnaden, ohne die Gnaden anderer, gnug hätte. Deswegen sagte David: *Particeps ego sum omnium timentium te, et custodientium mandata tua*: Ich bin theilhaftig aller derer, die dich fürchten, und deine Gebothe halten. Psalm. 118, 63.

3. Sie machen unvermerkt geneigt und bereit, Worte oder Handlungen übel aufzunehmen, die an sich selbst unschuldig sind, und an welche man sich nicht würde gestossen haben, wenn man nicht schon vorher von einem Argwohne wäre eingenommen gewesen. Ein Eindruck wird die Quelle eines andern, und das schlimmste dabey ist dieses, daß man alle diese üblen Folgen fast gar nicht wahrnimmt, weil man niemals bis zur Quelle zurückgeht, welche die Unbesonnenheit des ersten Eindrucks ist.

4. Da sie unsere Liebe hindern, sich gegen diejenigen auszubreiten, von welchen man diese nachtheiligen Meynungen hegt; so bringen sie oftmals in ihrem Herzen dieselbe Wirkung hervor, weil man sie oftmals nicht so gut unterdrückt, daß sie sie nicht wahrnähmen. Die Erkaltung unserer Liebe bringt in ihnen eine gleiche hervor, die uns Gott wegen der Gelegenheit, die wir dazu gegeben haben, zurechnet. So entfernt man sich unvermerkt von einander; und wenn ja noch einige Liebe übrig bleibt; so ist sie von den Wolken des Argwohns dergestalt bedeckt, daß sie unthätig bleibt.

Das II. Kapitel.

Ob man gleich nicht verbunden ist, alle Eindrücke und Meynungen, die dem Nächsten nachtheilig sind, zu verwerfen; so soll man doch allzeit bereit seyn, sie fahren zu lassen, wenn man uns in Ansehung ihrer unterrichtet und belehrt. Man soll so gar dem Unterrichte entgegen gehen. Wie schlecht diese Pflicht beobachtet wird.

Man soll also diese Eindrücke und Meynungen so sehr, als man nur kann, vermeiden; dieses ist der Schluß, den uns die Vernunft machen heißt. Man kann es aber nicht allzeit bewerkstelligen. Denn es giebt Meynungen, die sich auf eine solche Gewißheit gründen, daß es nicht möglich ist, sie fahren zu lassen. Man kann es auch nicht zur Regel machen, daß man keine dem Nächsten nachtheilige Erzählung anhören soll. Denn wenn diese Erzählungen wahr sind, und wenn sie uns nöthig oder nützlich sind; so sollen wir sie anhören. Nun giebt es aber dergleichen. Wenn Jesus Christus verlangt, wir sollen, wenn wir an unsern Brüdern Fehler verbessern wollen, zween Zeugen dazu nehmen; so will er haben, diese Zeugen sollen sie sehen. Und wenn er es der Kirche zu sagen befiehlt; so verlangt er, die Kirche solle sie anhören. Da er uns ermahnt, über die Uebel der Kirche zu seufzen; so verlangt er nicht, daß wir die Augen zuschließen sollen, um sie nicht zu

sehen. Da er haben will, daß wir die falschen Propheten nach ihren Werken beurtheilen sollen; so setzt er voraus, daß wir sie wissen und kennen. Mit einem Worte, da er von uns verlangt, wir sollen mit den Menschen umgehen, und unser Verhalten nach ihren verschiedenen Gemüthsbeschaffenheiten einrichten; so will er ohne Zweifel haben, wir sollen in Ansehung dessen, was wir an ihnen wahrnehmen, nicht blind seyn; sonst würde es unmöglich seyn, nicht in die Fallstricke der Menschen zu fallen, die er uns in folgenden Worten zu vermeiden befiehlt: *Cavete autem ab hominibus*: Hütet euch aber vor den Menschen. Matth. 10, 17.

Man ist also eigentlich nur verbunden, die falschen und verwegenen Meynungen abzulegen und zu zernichten. In Ansehung der wahren ist es gnug, wenn sie dem Nächsten zuwider sind, daß wir sie ungern annehmen; daß Gott unser Herz kennt, und weis, daß wir uns freuen würden, wenn sie falsch wären; daß sie unserer Bösartigkeit zu keiner angenehmen Nahrung dienen, sondern daß sich unsere Liebe darüber betrübt; und daß wir sie mit einem Worte eben so, wie unsere eigenen Uebel ansehen und betrachten, deren Fortdauer und Wachsthum wir niemals wünschen.

Wenn aber diese Gesinnung aufrichtig ist; so muß sie uns nothwendig Freude verursachen, wenn wir Gelegenheit haben, diese Meynung abzulegen, und wenn man uns zeigt, daß wir betrogen sind. Hiernach können wir das Innerste unsers Herzens beur-

theilen. Denn wenn man es nicht anders, als mit vieler Mühe dahin bringt, daß wir diese Meynungen fahren lassen; wenn wir gegen die, so uns eines bessern belehren, eine geheime Unzufriedenheit bey uns verspüren; wenn wir nur Augen haben, zu sehen, was unsern Argwohn begünstigt, und keine für alles, was ihre Ungewißheit oder Falschheit zu erkennen giebt; so ist dieses ein Kennzeichen, daß wir daran hängen, und daß wir, anstatt sie als eine Last anzusehen, die uns drückt, und von welcher wir gern möchten befreyt werden, vielmehr ein heimliches Vergnügen daran haben, welches aus unserem verderbten Herzen entsteht.

Die Liebe verlangt so gar noch mehr, als dieses. Sie läßt uns nicht nur alles dasjenige mit Vergnügen annehmen, was unsern Argwohn vertreiben oder vermindern kann, wenn man uns eines bessern belehren will; sondern sie nöthigt uns auch so gar oftmals der Wahrheit entgegen zu gehen, und selbst die Erläuterungen zu suchen, die wir in Ansehung ihrer finden können. Denn sie läßt uns diese Erläuterungen als ein Gut, das gesucht zu werden verdient, als die Befreyung von einem Uebel und einer Versuchung, und endlich als eine billige und schuldige Pflicht, die man betrachten soll, ansehen; weil wir alle wünschen, daß andere gegen uns auch so billig seyn, und sich so sehr, als sie nur könnten, von der Wahrheit zu unterrichten suchen möchten, anstatt die nachtheiligen Meynungen, die man ihnen von uns möchte beygebracht haben, beyzubehalten.

Nichts ist gewisser, als die Billigkeit und Wichtigkeit dieser Pflicht; indessen wird sie gemeiniglich sehr schlecht beobachtet. Denn die mehresten Menschen sind eben so geneigt, Meynungen anzunehmen, als sie nachläßig sind, sich nach der Wahrheit derselben zu erkundigen. Da es bequemer ist, sie als wahr vorauszusetzen, als zu untersuchen, ob sie auch wahr sind; so läßt die Eigenliebe gemeiniglich diese Partey ergreifen, und sie darf zu dem Ende nur die beyden großen Triebfedern des menschlichen Verhaltens, nämlich die Trägheit und Eitelkeit, spielen lassen. Die Trägheit überhebt uns der Mühe, uns genau nach den Sachen zu erkundigen, weil diese Mühe allzeit mit einer Art von Last verbunden ist. Die Eitelkeit, welche macht, daß wir an unsern Meynungen hängen bleiben, läßt uns befürchten, wir möchten genöthigt werden, sie abzulegen, und zu gestehen, daß wir leichtsinnig und leichtgläubig gewesen wären. Auf diese Art dauern die fälschesten Meynungen beständig fort, und es werden sehr wenig Menschen gefunden, die sie ganz ablegen. Kann man sie nicht ganz beybehalten; so behält man doch immer etwas davon bey, weil man der Eigenliebe immer gern das Vergnügen machen will, sich nicht ohne alle Ursache betragen zu haben. Auch so gar diejenigen, die sich gewissenshalber enthalten, so gerade zu zu urtheilen, lassen die Sache lieber in Zweifel, als daß sie sich durch einen vollkommenen Unterricht davon befreyen. Denn die Eigenliebe findet ihre Rechnung bey diesem Zustande. Wenn man

die

die Leute nicht verurtheilt; so glaubt man auch deswegen nicht Ursache zu haben, sie zu rechtfertigen, zu vertheidigen, ihre Partey zu nehmen, und ihnen seinen Beyfall zu geben. Man vermindert durch einen solchen Zweifel die Lobsprüche, die man ihnen beylegt; man verdunkelt den Glanz ihrer Tugend, und erhält sie in Ansehung seiner in einem Zustande der Erniedrigung, indem man sie als verdächtige Leute ansieht.

Da uns die Liebe Gesinnungen einflößt, die den Gesinnungen der Eigenliebe gerade zuwider sind; so läßt sie uns auch ein ganz anderes Betragen annehmen. Ich will die Stufen, durch welche sie uns hindurch gehen läßt, kürzlich anzeigen. 1. Sie läßt uns diese dem Nächsten nachtheiligen Meynungen nur aus Noth und gezwungen annehmen. 2. Sie treibt uns an, sie in den gehörigen Schranken zu erhalten, und dasjenige nicht als gewiß anzunehmen, was nicht gewiß ist. 3. Sie läßt uns immer aufrichtig wünschen, daß man uns diese Meynungen benehmen möge, und diejenigen, die es thun wollen, gern anhören. 4. Sie läßt uns mit Freuden alle Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen, ergreifen, und die Meynungen, welche ihre Regungen in einer Art von Zwange erhalten, ganz ablegen; wobey sie aber doch gewisse Maaßregeln beobachtet, welche die Klugheit vorschreibt, um denen, die diese Sachen erzählt haben, keinen Verdruß, und sie nicht verhaßt zu machen, indem man sagt, man habe sie von ihnen gehört.

Es giebt Leute, die sich nicht getrauen, in Ansehung ihres Argwohns, hinter die Wahrheit zu kommen, weil sie befürchten, sie möchten diejenigen, die sie im Verdachte haben, beleidigen, wenn sie mit ihnen davon redeten. Es ist aber gar sehr wahrscheinlich, daß die Eigenliebe an dieser Zurückhaltung mehrern Antheil hat, als die Liebe. Die Liebe ist so furchtsam nicht, weil sie nicht so leicht voraussetzt, daß diejenigen, mit welchen man von seinem Verdachte redet, dadurch könnte beleidigt werden. Sie würde glauben, sie thäte ihnen unrecht, wenn sie ihnen eine Zärtlichkeit beymäße, die so unbillig, als diese, wäre. Sie läßt sich so gar diese Erläuterungen auf eine so einfache und demüthige Art geben, daß es fast unmöglich ist, dadurch beleidigt zu werden. Denn anstatt merken zu lassen, daß sie diesen Verdacht beybehält, giebt sie vielmehr zu erkennen, daß sie nichts mehr wünscht, als ihn fahren zu lassen, indem sie eine ganz andere Meynung bekömmt. Man wird auf diejenigen nicht leicht böse, die auf eine solche Art hinter die Wahrheit zu kommen suchen. Daß man sich aber gemeiniglich an diese Erläuterungen stößt, das kömmt daher, weil man oftmals mehr Lust von sich blicken läßt, bey seinen Meynungen zu bleiben, als zu erfahren, ob sie wahr sind.

Wenn man diese Regeln und dieses Betragen beobachtet; so würde man sehen, daß die mehresten Zwistigkeiten verschwänden, welche die Liebe unter gottesfürchtigen Personen schwächen und vermindern. Denn es giebt wenige, die nicht von den verwege-

nen Meynungen herrührten, oder unterhalten würden, in Ansehung derer man sich nicht eines bessern erkundigt. Es ist aber ein Unglück, daß ein jeder verlangt, andere sollen diese Billigkeit gegen ihn ausüben, und daß sehr wenige gefunden werden, die sie selbst gegen andere ausüben wollen. Diese gemeine Unbilligkeit muß uns indessen nicht abwendig machen, und nicht abhalten, gegen andere zu thun, was uns die Liebe vorschreibt; weil diese Unbilligkeit ein Unglück für diejenigen ist, die darein fallen; weil die Liebe ihre Belohnung in sich selbst findet, und weil sie allzeit eine Quelle vieles guten für alle diejenigen ist, die ihren Regungen folgen, und ihre Regeln beobachten.

Das III. Kapitel.

Was man gegen andere zu beobachten hat, wenn sie uns wegen einiger Fehler unrechtmäßiger Weise im Verdachte haben. Regeln und Beyspiele des heil. Augustinus hiervon.

Dieses soll man gegen den Nächsten beobachten, wenn man Gedanken hegt, die ihm nachtheilig sind. Was sollen wir aber thun, wenn andere gegen uns von einem unbilligen und nachtheiligen Verdachte eingenommen sind? Ist es gnug, ihn geduldig zu ertragen, und deswegen keine bittern und heftigen Klagen zu führen? Es würde schon etwas seyn,

diese

diese Mäßigung gegen sie zu beobachten. Wenn man aber die Regel der Liebe zu Rathe zieht; so wird man sehen, daß man, um ihr gnug zu thun, oftmals weiter gehen muß. Denn man hat bisweilen Ursache, diese Eindrücke als Kranckheiten anzusehen, die dem Nächsten gefährlich sind, und zu gleicher Zeit zu glauben, daß nur wir, oder doch wenigstens mehr, als jemand anders, ihnen abhelfen können. Kann man nun aber wohl in diesen beyden Fällen noch zweifeln, daß uns die Liebe nicht verbinde, alles zu thun, was uns möglich ist, um sie von diesen vorgefaßten Meynungen zu befreyen, indem wir sie entweder von der Wahrheit unterrichten, oder andere Mittel brauchen, die ihnen andere Meynungen von uns beybringen, oder indem wir alles vermeiden, was sie in ihrer vorgefaßten Meynung bestärken kann.

Der heil. Augustinus giebt diese Regeln, und er hat sie selbst recht vortreflich beobachtet. Er sieht einen solchen Verdacht wider die Ehre des Nächsten als ein so gefährliches Uebel an, daß er es ein Gift nennt, welches die Seelen tödten kann. Es ist zu wünschen, spricht er 1), daß diejenigen, die solche Gedanken hegen, das, was sie im Herzen haben, öffentlich zu erkennen geben, damit man eher alle Mittel brauchen könne, als zulassen, daß sie, ohne das man es weis, durch das Gift eines solchen schädlichen Verdachts umkommen: *Quam ut taciti pereant pernicioſis ſuſpicionibus venenati.*

Er

1) August. Ep. 125. n. 1.

Er sagt, man solle mit dem Zeugnisse seines Gewissens nicht zufrieden seyn; und da die Liebe, die ihren eigenen Nutzen nicht sucht, verlange, das Gute nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen zu thun, so solle man sie vielmehr von der Falschheit ihres Verdachts zu überzeugen suchen, als sie deswegen, daß sie ihn zu erkennen geben, bestrafen. *Magis satagendum est, quomodo persuadeatur hominibus, falsum esse quod suspicarentur, quam quomodo arguendi sunt, qui suspiciones suas vocibus verbisque declarant* 1).

Er trägt an einem andern Orte 2) folgendes als eine gewisse und unfehlbare Regel vor: Obgleich derjenige, der die Lobsprüche der Menschen verachtet, auch ihren ungegründeten Verdacht verachtet; so schätzt er doch, wenn er wirklich ein rechtschaffener Mensch ist, ihre Seligkeit nicht geringe; weil er die Gerechtigkeit so sehr liebt, daß er auch so gar ihre Neider liebt, und sie zu besseren wünscht, damit sie seiner Glückseligkeit auch möchten theilhaftig werden.

Da es endlich gewiß ist, daß diejenigen, die uns unbilliger Weise wegen einiger Fehler in Verdachte haben, unserer Liebe nicht unwürdiger sind, als die, so uns beleidigen; so kann man dasjenige gar wohl auf sie anwenden, was der heil. Augustinus von der Pflicht und Schuldigkeit sagt, die denen, welche einiges Unrecht gelitten haben, obliegt, die Seele desjenigen, der es ihnen zugefügt hat, zu heilen. Dieser

1) Ibid.

2) De civit. Dei l. 5. c. 19.

ser Mensch, spricht er 1), hat euch beleidigt, und indem er euch beleidigt, hat er sich selbst eine große Wunde geschlagen, und ihr achtet diese Wunde eures Bruders nicht. Ihr sehet ihn umkommen, und fraget nichts darnach, daß er umkommt. Das Stillschweigen, welches ihr in Ansehung seiner beobachtet, ist strafbarer, als die Beleidigung, die er euch zugefügt hat: *Pejor es tacendo, quam ille convitiando.* Vergesset also das Unrecht, das man euch zufügt; vergesset aber die Wunde eures Bruders nicht.

Dieses sind die Regeln, welche dieser heilige Lehrer giebt, und er hat sie selbst bey einer wichtigen Gelegenheit beobachtet. Denn als ihn eine gewisse vornehme römische Dame, mit Namen Albina, in Verdachte hatte, er habe aus Eigennutze etwas dazu beygetragen, daß Pinianus den Einwohnern zu Hippo geschworen, ihre Stadt niemals zu verlassen, und sich sonst nirgends, als zu Hippo, ordiniren zu lassen; so glaubte er, anstatt sich über einen so ungegründeten Verdacht zu beklagen, vielmehr verbunden zu seyn, sich deswegen durch einen Eidschwur zu reinigen, und er that es mit einer erbaulichen Demuth, ohne der Albina einen Vorwurf zu machen, und ohne eine andere Absicht dabey zu haben, als die Wunden, die sie bekommen hat, zu heilen: *Sananda ista in vobis, non accusanda sunt; et nostra purganda vobis est fama, si est Domino purgata conscientia* 2).

Als

1) August. serm. 82. n.7.

2) August. Ep. 126. n. 9.

Als ebendieser Heilige auf eine etwas nachdrückliche Art, ohne jedoch jemanden zu nennen, den Irrthum eines gewissen Bischoffs getadelt hatte, welcher glaubte, Gott habe einen Körper, und er könne mit den Augen des Leibes gesehen werden; und als sich dieser Bischoff darüber so sehr entrüstet hatte, daß er ihn nicht vor sich lassen wollte, ob er sich gleich erboth, ihn deswegen um Vergebung zu bitten, weil er vielleicht glaubte, es geschähe aus Arglist, daß er ein so großes Verlangen, ihn zu besänftigen, von sich blicken ließe; so dachte der heil. Augustinus, anstatt durch diesen Verdacht beleidigt zu werden, weiter an nichts, als diesen Bischoff zu beruhigen, und ihm diese Meynung zu benehmen. Und es ist nichts demüthiger, als die Art und Weise, wie er es thut. Er mißbilligt zuvorderst seine harten Worte. Ich bin, spricht er 1), bey diesem Tadel unvorsichtig gewesen, und zu weit gegangen, und habe nicht gnugsam überlegt, was ich meinem Bruder und Mitarbeiter am Bischoffsamte schuldig war. Anstatt mich deswegen zu vertheidigen, verurtheile ich mich; anstatt mich deswegen zu entschuldigen, klage ich mich an. Ich verlange nur, daß man mir vergebe, und daß diese neue Beleidigung mit der Erinnerung unserer alten Freundschafe möge zugedeckt werden. Und damit er diesem Bischoffe den Argwohn benehmen möge, den er hegte, als ob er von ihm wäre verachtet worden, und es geschähe nur, um ihn zu hintergehen, daß er seine Freundschaft suchte;

1) Ep. 148. n. 4.

te; so bittet er einen andern Bischoff, den er zur Mittelsperson annimmt, ihm diese Gedanken zu benehmen. Versichert ihn, spricht er, von meiner Aufrichtigkeit, und stellet ihm recht vor, mit welchem Betrübnisse ich mit euch von seinem Mißvergnügen geredet habe, wie wenig ich willens bin, ihn zu verachten, wie sehr ich Gott in seiner Person fürchte, und wie sehr ich in ihm unser Haupt betrachte, an dessen Leibe wir alle Brüder sind. *Noverit, quam non eum contemnam, et quantum in illo Deum timeam, et cogitem caput nostrum, in cujus corpore fratres sumus.*

Das IV. Kapitel.

Was man thun soll, wenn man die Erläuterungen für unnütz hält. Man muß den Verdacht nicht in einem Augenblicke benehmen wollen. Nutzen, den man von einem unbilligen Verdachte, worinnen man uns hat, haben kann.

Dieses solle man, wie der heil. Augustinus dafür gehalten hat, bey den Gelegenheiten thun, wo man Ursache zu hoffen hat, man könne andern den Verdacht benehmen, indem man ihnen von seinem Verhalten Rechenschaft gäbe, und sie von seinen wahren Absichten unterrichtete. Wenn man mit Grunde dafür hält, daß dergleichen Erläuterungen unnütze seyn würden, wie es sich sehr oft zuträgt; so soll-

te

te uns alsdenn die Liebe auf andere Mittel denken lassen, diese vorgefaßten Meynungen zu benehmen, nicht weil sie uns nachtheilig sind, sondern weil sie denen, die sie hegen, schaden können. Man würde also, an statt der Klagen und Vorwürfe, die weiter zu nichts dienen, als die Gemüther zu erbittern, gegen die, welche wider uns eingenommen sind, eine ganz andere Gesinnung von sich müssen blicken lassen, als diejenige ist, die sie uns zuschreiben. Wenn sie glauben, wir hegten keine Hochachtung und Liebe zu ihnen; so würde man sie durch wirkliche Beweise müssen zu überzeugen suchen, daß wir sie wirklich lieben und hochschätzen. Wenn sie sich einbilden, man traue ihnen nicht; so würde man Gelegenheiten suchen, ihnen Proben des Zutrauens zu geben. Wenn sie uns wegen eines Fehlers in Verdachte haben, von welchem wir frey sind; so würde man ihnen diese Meynung nach und nach müssen zu benehmen suchen, indem man dasjenige vermiede, was sie unterhalten oder vermehren kann, und indem man mit ihnen auf eine Art umgienge, die sie zernichten kann, und auf diese Art würden uns diese vorgefaßten Meynungen nicht nur nicht schädlich seyn, sondern uns auch Gelegenheit geben, uns in Ansehung verschiedener Fehler zu bessern, und uns durch die Ausübung vieler Tugenden zu bereichern.

Oftmals würde es auch so gar nicht einmal nöthig seyn, daß man sich ausdrücklich Mühe gäbe, einen solchen Argwohn zu benehmen. Es würde gnug seyn, wenn man sich stellte, als ob man ihn nicht

merkte, und fortführe, mit denen, die ihn hegen, wie sonst, umzugehen, ohne es sie merken zu lassen, daß man ihn wahrnehme. Unser einförmiges Betragen würde machen, daß er nach und nach verschwände, und die Gemüther würden sich geändert haben, ohne daß sie es einmal wahrnähmen. Aber unsere Ungeduld verderbt alles. Wir können die langsamen Hülfsmittel nicht abwarten. Wir möchten die Gemüther gern mit Gewalt ändern, das heißt, wir möchten sie gern wider ihre Natur handeln lassen.

Wenn sich gleich ein Mensch durch sein Verschulden verwundet hat, und ob er gleich wegen seines unordentlichen Lebens krank geworden ist; so will man doch seine Wunden und Krankheiten nicht heilen, indem man ihm Vorwürfe macht; sondern man nimmt seine Zuflucht zu den Hülfsmitteln, die ihm von seiner Krankheit befreyen können, und man wundert sich nicht, wenn diese Mittel nur mit der Zeit wirken. Man soll also in diesem Stücke unter den Krankheiten der Seele und den Krankheiten des Leibes keinen Unterschied machen. So vorsetzlich sie auch immer sind, so sind sie deswegen doch auch eben so hartnäckig und dauerhaft. Es heißt die Natur des menschlichen Verstandes schlecht kennen, wenn man sich einbildet, man werde, wenn er einmal von vorgefaßten Meynungen eingenommen ist, wenn die Eigenliebe an einer Meynung Theil genommen hat, und wenn in dem Herzen ein Hang entstanden ist, auf eine gewisse Art zu urtheilen, alle diese Eindrücke in

kurzer

kurzer Zeit auslöschen und vertilgen können. Wenn man seine Meynung ändern soll; so muß der Verstand neue Einsichten bekommen; er muß sich damit bekannt machen; er muß ein gewisses Mißtrauen fahren lassen, welches die Meynungen, von welchen er eingenommen ist, in ihm gegen alles, was ihnen zuwider ist, erregen; die Eigenliebe muß es nach und nach gewohnt werden, die Vorwürfe, sich geirrt zu haben, zu leiden, und sie muß es gewissermaaßen vergessen, daß sie eine andere Partey ergriffen hatte. Alles dieses braucht Zeit; und es heißt sich lächerlich machen, wenn man verlangt, daß man den Verdacht, weil er uns angeht, so gleich soll fahren lassen, und daß der Verstand der Menschen in Ansehung unser auf eine außerordentliche Art handeln soll.

Vielleicht liegt so gar in der Unleidlichkeit, welche macht, daß wir den unbilligen Verdacht, den man von uns hegt, mit so vieler Ungeduld ertragen, noch mehr böses, als in dem Verdachte, über welchen wir uns beklagen. Man urtheilt von andern nach seinen Einsichten; und diejenigen, die keine sonderliche Einsichten haben, urtheilen bisweilen übel gnug von ihnen, ohne daß deswegen ihr Herz großen Antheil daran nähme. Oftmals lieben sie so gar diejenigen, die sie unrechtmäßiger Weise verurtheilen, und sie würden bereit seyn, ihnen zu dienen; da hingegen die Ungeduld, die wir bey den bösen Urtheilen, welche man von uns fällt, bey uns verspüren, ein Fehler ist, der

ganz gewiß von dem Verderbnisse des Herzens und dem Stolze, wovon es voll ist, herkömmt.

Woher wissen wir, ob Gott nicht bisweilen zuläßt, daß man nicht zum beßten von uns urtheilt, und uns unrechtmäßiger Weise im Verdachte hat, um uns diese Wunde besser einsehen zu lassen, und uns ein Mittel an die Hand zu geben, sie zu heilen? Ja woher wissen wir so gar, ob er nicht unsere Seligkeit mit dem Gebrauche dieses Mittels verbunden hat? Wenn wir uns also darüber beklagen; so beklagen wir uns wirklich über ein gutes Mittel, das uns Gott darbietet. Wir widersetzen uns den Absichten, die seine Barmherzigkeit in Ansehung unser hegt. Wir verachten seine Gnadenmittel, und weigern uns, uns auf die Wege unsers Heils zu begeben.

Siebente Abhandlung.

Man soll sich an den Mängeln und Gebrechen der Frommen nicht ärgern.

Beatus, qui non fuerit scandalizatus in me.

Selig ist, der sich an mir nicht ärgert, und dem ich keine Gelegenheit zum fallen gebe. Matth. 11, 6.

Das I. Kapitel.

Es ist viel daran gelegen, zu wissen, was das heißt, sich nicht an Jesu Christo ärgern. An Jesu Christo ärgern sich nur die, denen er verborgen ist. Er ist es auf verschiedene Art. Alle Liebhaber der Welt ärgern sich an der Armuth und dem Leiden Jesu Christi.

Wenn Jesus Christus sagt, derjenige wäre selig, der sich nicht an ihm ärgern würde; so giebt er uns durch diesen Ausdruck zu erkennen, daß es ein gar seltenes Glück ist, von diesem Aergerniße frey zu seyn, und daß es folglich ein gar gewöhnliches Unglück ist, darein zu fallen. Wenn es nun wahr ist, daß die Anzahl dieser Glücklichen klein, und hingegen die Anzahl dieser Unglücklichen groß ist; so ist uns allen sehr viel daran gelegen, zu wissen, was

es heißt, sich an Jesu Christo ärgern, weil wir uns insgesammt gern unter der kleinen Anzahl dieser Glücklichen befinden, und nicht zu dem großen Haufen der Unglücklichen gehören wollen; und vielleicht werden die folgenden Betrachtungen etwas beytragen können, uns davon zu unterrichten.

Jesus Christus ist eigentlich nur denen ein Aergerniß, die ihn nicht kennen, und er ist den Menschen nur deswegen unbekannt, weil er ihnen verborgen ist. Man stößt sich nur deswegen an die Steine, weil man sie nicht sieht. Und man stößt sich nur deswegen an Jesum Christum, weil man ihn nicht für das, was er ist, erkennt. Sich an Jesu Christo ärgern, heißt also ihn nicht kennen, und ihn aus Blindheit und Unwissenheit verachten. Es ist also das, was Jesum Christum vor uns verbirgt, dasjenige, welches macht, daß uns Jesus Christus eine Gelegenheit zum Aergernisse ist. Nun giebt es aber verschiedene Dinge, die ihn vor den Menschen verbergen.

Seine Niedrigkeit, seine Armuth, seine Leiden, und alle Merkmaale seiner Schwachheit haben ihn vor den Jüden verborgen. Sie haben nicht glauben können, daß der Meßias, den sie sich als einen vorstellten, der mit aller Pracht und Herrlichkeit sollte umgeben seyn, der elende Mensch wäre, den sie unter sich sahen, und der sich durch keinen äußerlichen Glanz von andern Menschen unterschied. Sie haben sich nicht einbilden können, daß derjenige, den sie gekreuzigt hatten, der Urheber des Lebens selbst wäre;

und

und darum nennt der heil. Paulus das Kreuz dan Aergerniß der Jüden: *Judaeis scandalum.* 1. Cor. 1, 23.

Es sind aber nicht nur die Jüden, die sich an des Schwachheiten Jesu Christi ärgern. Dieses Aergerniß erstreckt sich überhaupt auf alle diejenigen, welche die Welt lieben. Alle, spricht der heil. Augustinus, die lieben, was Jesus Christus verachtet hat, und welche hassen, was er geliebt hat, verachten Jesum Christum. Denn heißt es nicht die Weisheit Jesu Christi verachten, wenn man von den Sachen ganz anders urtheilt, als sie es gethan hat, und wenn man gerade das Gegentheil von dem erwählt, was sie erwählt hat; wenn man glaubt, dasjenige sey gut, was sie für böse hielt, und das sey böse, was sie für gut gehalten hat. Nun heißt aber die Weisheit Jesu Christi verachten, Jesum Christum verachten, und sich an ihm ärgern.

O wie groß und gemein ist dieses Aergerniß! Denn wie wenige sind davon ausgenommen? Wie klein ist nicht die Anzahl derer, welche die Menschen nicht für geringer halten, wenn sie die Librey Jesu Christi, das ist seine Armuth, tragen, und welche sie nicht innerlich höher schätzen, weil sie die Librey seines Feindes tragen, welche die Pracht der Welt ist, die der heil. Augustinus mit Recht die Lumpen des Teufels nennt, *pannos diaboli*? Was ist die Welt anders, als ein Ort, wo es eine Schande ist, Jesu Christo zu gleichen?

Ob man nun aber gleich nicht in dieses grobe Aergerniß fällt, welches nur denen eigen ist, die von der Welt eingenommen sind; so kann man doch sagen, daß unter den Frommen wenige gefunden werden, welche der Seligkeit vollkommen theilhaftig sind, daß sie sich nicht an Jesu Christo ärgern; nicht nur weil sie allzeit eine Neigung zu den Sachen haben, die Jesus Christus verachtet hat, sondern auch, weil sie auf mancherley Art dadurch geärgert werden, welche zu betrachten gut und nützlich ist.

Das II. Kapitel.

Man ärgert sich an Jesu Christo, wenn man ihn in seinen Gliedern wegen ihrer Schwachheiten nicht erkennt. Mittel wider dieses Aergerniß. Nutzen der Schwachheiten, mit welchen die Tugend der Frommen umgeben ist.

Wenn man sich also an Jesu Christo nicht ärgern will, so muß man ihn kennen; um ihn aber zu kennen, muß man ihn ganz kennen. Nun ist aber der ganze Jesus nicht nur das Haupt, sondern auch seine Glieder. Er lebt in ihnen, er ist in ihnen verborgen. Man kennt ihn also nicht, wenn man ihn in denselben verachtet.

Es ist so gar weit leichter, Jesum Christum in seinen Gliedern zu verachten, als in ihm selbst, weil er in ihnen weit mehr verborgen ist. Er war in der

Welt

Welt nur mit den Niedrigkeiten der Natur bedeckt; aber in den Gläubigen ist er oftmals mit vielen Mängeln und Gebrechen, die Jesus Christus nicht an sich hatte, ja so gar mit vielen Fehlern bedeckt, die uns bisweilen den Glanz und Geruch ihrer Tugend entziehen, und uns auf die Gedanken kommen lassen, alles, was sie an sich hätten, wäre nur menschlich. Und da dieses Aergerniß sehr gefährlich ist; so muß man alle Mittel brauchen, es zu vermeiden.

Eins der vornehmsten ist, recht einzusehen, wie Jesus Christus in den Gläubigen verborgen ist. Und zu dem Ende muß man wissen, daß das göttliche Reich, welches er in der Welt aufzurichten gekommen ist, ein inneres Reich ist: *Regnum Dei intra vos est*: Das Reich Gottes ist innwendig in euch. Luc. 17, 21. Er ist in dem Innern der Seele verborgen, wo Gott mit den Schätzen seiner Gnade wohnt, ohne daß man oftmals äußerlich einigen Glanz davon wahrnimmt. Eine fromme Seele wird durch den Besitz dieses Reichs der Gegenstand des Wohlgefallens Gottes. Sie wird sein Thron und sein Tempel. Die Engel, die sie kennen, entdecken an ihr alle seine Größe; aber die Menschen werden nur einen gewissen dustern Schimmer davon gewahr, der aus ihren Handlungen und aus ihrem Lebenswandel hervorleuchtet; und alles übrige ist von der Schwachheit des Fleisches verdunkelt.

Diese Dunkelheit, mit welcher Gott in der Welt die Schätze der Gnade, welche er in die Seelen legt, bedeckt, bringt viel gutes und viel böses hervor, nach

dem man entweder einen guten oder bösen Gebrauch davon macht. Sie ist eins von den großen Mitteln, durch welche Gott in der Welt seine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit ausübt. Sie hindert auf der einen Seite, daß sich die Frommen nicht erheben, und sich durch die Betrachtung ihrer eigenen Vortreflichkeit nicht in das Verderben stürzen; und auf der andern befreyt sie sie von der Versuchung, welche ihnen die Hochachtung und Bewunderung der Menschen, die sie kenneten, zubereiten würde. Sie erhält sie auf dem Wege des Glaubens, indem sie ihnen den Anblick einer Sache entzieht, der sie durch gar zu menschliche Bewegungsgründe dazu locken und verleiten würde. Denn wenn der heil. Augustinus sagt 1), Gott habe nicht gewollt, daß sich die Erinnerung, welche die Gnade in unsern Seelen hervorbringt, bis auf den Leib erstreckte, indem sie ihn unsterblich machte, damit die Hoffnung, die wir zu ihm haben sollen, nicht gar zu eigennützig seyn möchte; und wenn ebendieser Heilige versichert, er ließe aus eben der Ursache zu, daß die Guten in dieser Welt eben so wohl, als die Bösen geplagt würden, damit man bey dem Dienste, den man Gott leistet, nicht die Absicht haben möchte, sich von zeitlichen Trübsalen zu befreyen; so kann man auch sagen, er ließe nicht zu, daß wir die Vortreflichkeit und Schönheit einer frommen Seele, und die schreckliche Heßlichkeit einer in Sünden lebenden Seele sehen könnten, damit wir nicht aus diesen eigennutzigen Bewegungsgrün-

1) August. de civ. Dei, l. 13. c. 14.

gründen ein Verlangen nach der Gerechtigkeit, und einen Abscheu vor der Sünde haben möchten.

Das III. Kapitel.

Aergernisse, die von der Dunkelheit, in welcher die Heiligen leben, herrühren.

Wenn aber diese Dunkelheit in Ansehung gewisser Seelen etwas gutes hervorbringt; so kann man sagen, daß sie in Ansehung der andern sehr viel böses hervorbringt, und daß sie die vornehmste Ursache von der Blindheit der Gottlosen ist. Denn dieses macht, daß die Weltmenschen nicht glauben, daß an den Menschen weiter etwas schätzbar ist, als was ihren Sinnen schmeichelt; und daß sie die mehresten Frommen verachten, weil sie das, was sie lieben, an ihnen nicht wahrnehmen. Was man ihnen von den Gütern der Seele sagt, wird von ihnen für ein Hirngespinnst gehalten, weil sie es nicht sehen und wahrnehmen. So unterscheiden sie die Menschen nur nach den äußerlichen Eigenschaften, und den Verhältnissen, die sie mit ihren Leidenschaften haben. Und da die Frommen an der Gesinnung der Welt immer einigen Antheil haben; so haben sie auch einigen an diesem Betruge. Da sie gar zu sehr an den äußerlichen Eigenschaften hängen; so empfinden sie das geistliche Elend der Seelen nicht. Oftmals schätzen sie auch die wahren Güter, welche andere besitzen,

nicht so hoch, als sie sollten; weil sie die äußerlichen Mängel an sich haben, die einen gar zu großen Eindruck in sie machen. Dieses ist eine von den gewöhnlichsten Arten, wie man sich an Jesu Christo in seinen Gliedern ärgert. Denn gleichwie die Juden verlangten, daß ihr Meßias ganz mit Herrlichkeit solle umgeben seyn; so wollen auch wir haben, daß die Frommen weder äußerliche noch innerliche Mängel und Gebrechen an sich haben sollen. Und wenn sie das angenehme, welches unsere Sinne rührt, nicht an sich haben; so ist man geneigt sie zu verachten; weil man zwar ihre Fehler und ihr Elend sieht, aber ihren Reichthum und ihre Güter nicht wahrnimmt.

Dieses Aergerniß wird gar sehr vermehrt, wenn die Fehler, die man an ihnen wahrnimmt, nicht bloße natürliche Fehler, sondern sittliche und wirkliche Fehler sind. Denn wenn man nicht darauf bedacht ist, Gott zu bitten, daß er uns vor der daraus entstehenden Versuchung bewahren wolle; so ist zu befürchten, es möchten die Fehler, die wir an denen, die für fromme Leute gehalten werden, wahrnehmen, sie in unsern Augen dergestalt abwürdigen und verächtlich machen, daß wir uns der Erbauung beraubten, die wir von allen übrigen Tugenden, welche wir an ihnen wahrnehmen würden, haben können. Man fängt an zu befürchten, man möchte sich in Ansehung ihrer geirrt haben. Man weis nicht mehr, woran man sich halten soll, und fängt gewissermaaßen an, zu zweifeln, daß man in der Welt wahre Tugenden antreffen werde.

Diese

Diese Versuchung ist zu gleicher Zeit sehr gefährlich und gar sehr gewöhnlich. Denn es ist schwer, lange mit frommen Leuten umgehen, ohne daß man an ihnen sehr viele, nicht nur eingebildete, sondern auch wirkliche Fehler wahrnimmt. Der menschliche Verstand wirkt, und giebt sich immer ein wenig zu erkennen. Sie lassen sich hintergehen und verblenden. Sie lassen sich ungerechte Vorurtheile hinreissen, und sind bisweilen von ihren eigenen Urtheilen gar zu sehr eingenommen. Es giebt welche, die auf ihrem Kopfe bleiben; es giebt andere, die in Ansehung dessen, was sie rührt, zärtlich sind; und wiederum andere, welche keine Ungemächlichkeiten vertragen können. Es werden welche gefunden, die ihr Eifer zu Ausschweifungen verleitet. Mit einem Worte, es giebt fast gar keine, bey welchen nicht die Natur an sehr vielen Orten hervorleuchtete. Will man sie deswegen verdammen; so verdammt man die ganze Welt, und geht von der Abneigung gegen die Fehler bis zur Abneigung gegen die Personen fort, nach dem Ausspruche eines gewissen Alten, welcher gesagt hat: *Qui vitia odit, homines odit.*

Das IV. Kapitel.

Betrachtungen, welche uns die Schrift wider die Aergerniſſe, die aus den Fehlern der Frommen entſtehen, an die Hand giebt. Verſchiedene Beyſpiele von Fehlern der Heiligen, durch welche Gott ſeine Abſichten in Anſehung ſeiner Kirche ausgeführt hat.

Es iſt alſo gut und nützlich, ſich durch die Betrachtungen, die man in der Schrift finden kann, wider dieſe Verſuchung zu waffnen. Nun giebt ſie uns aber welche an die Hand, die ſie würden vertreiben können, wenn wir recht Achtung darauf gäben. Denn ſie giebt uns zu erkennen, daß die Fehler der Frommen ihnen, wie wir bereits geſagt haben, auf mancherley Art nützlich ſind, und daß ſie ſo gar Gott oftmals mehr um anderer, als um ihrer ſelbſt willen, zuläßt. Er verdunkelt ihren Glanz, damit diejenigen, die es nicht werth ſind, daß ſie ihn ſehen, deſſelben beraubet werden. Er entzieht ihre guten Beyſpiele unſern Augen, um uns dafür zu ſtrafen, daß wir ſie uns nicht zu Nutze gemacht haben. Er hält den Geruch ihrer Gottſeligkeit zurück, weil ihn die Welt nicht ſo, wie es ſich gebührte, angenommen hat.

Wir ärgern uns alſo oftmals an gewiſſen Fehlern der Frommen, die nicht ſo wohl um ihrent, als um unſertwillen ſind. Ihnen ſchaden ſie nichts; aber uns ſchaden ſie. Sie ſind Dornen, die für ſie gut

ſind,

sind, weil sie ihre Gottesfurcht vor der Gefahr, durch die Lobsprüche der Menschen geschändet zu werden, bewahren. Indem uns aber diese Dornen verletzen, so halten sie uns ab, daß wir uns ihnen nicht nähern, und ihren guten Geruch nicht empfinden können; und so verlieren nur wir etwas dabey.

Die Fehler der Frommen gehören mit zu der von der Vorsehung gemachten Ordnung, und oftmals bedient sich Gott ihrer, seine größten Absichten wider die Bösen auszuführen. Vielleicht hätte der heilige Chrysostomus mit dem Arcadius und der Eudoxia behutsamer umgehen können. Und wenn er es gethan hätte; so würden sie ihn der Wuth des Theophilus nicht überlassen haben. Weil aber Theophilus und die damals lebenden bösen Bischöfe verdienten, daß sie ihren Leidenschaften überlassen, und von einem Erfolge, der mit ihren Absichten übereinstimmte, verblendet wurden; so ließ Gott zu, daß dieser Heilige der Hitze seines Eifers folgte.

Es giebt fromme Personen, welche, wenn sie das Leben des heil. Thomas von Canterbury untersuchen, geneigt sind zu glauben, er hätte, ohne den Gesetzen der Kirche zu nahe zu treten, in vielen Dingen, die der König Heinrich II. von ihm verlangte, nachgeben können. Weil aber das Herz dieses heil. Erzbischofs redlich, und das Herz dieses Königs verderbt; das Verfahren dieses Heiligen demüthig und gerecht, das Verfahren des Königs aber gewaltsam und ungerecht war; so urtheilte Gott von diesem

Zwi-

Zwiste mehr nach der Reinigkeit des Herzens des Heiligen, und nach der Bösartigkeit seines Gegners, als nach der Sache selbst; und er unterließ nicht, ihn durch viele Wunder zu rechtfertigen, als die Meynungen der Kirche in Ansehung seiner getheilt waren.

Der Kardinal von Arles war der Urheber einer Unternehmung, die sehr viel Unruhen verursachte, und die Absetzung Eugenius des IV. nach sich zog. In der Kirche ist niemals wieder etwas dergleichen geschehen. Man hat keine Merkmaale, daß er seine That bereut habe, und dennoch hat er nach seinem Tode Wunder gethan, weil ihm Gott das nicht zurechnet, was er aus gerechtem Eifer gethan hatte, ob es gleich unter Umständen geschah, die seine Handlungen unvorsichtig machten. Der heil. Peter von Luxenburg, der heil. Vincenz Ferrier, und die heil. Katharina von Siena hielten es zur Zeit der Spaltung mit verschiedenen Parteyen; und es müßen es einige von ihnen nothwendig mit dem Gegenpabste gehalten haben; und dennoch hat diese Verdunkelung ihrer Heiligkeit kein Hinderniß in den Weg gelegt.

Der Nutzen, den man von allen diesen Beyspielen haben kann, kann denjenigen auf eine gar verschiedene Art betrachten laßen, den gemeiniglich diejenigen haben, welche das Leben der Heiligen ausmachen. Denn, anstatt daß es scheint, es sey ihre einzige Absicht, alle ihre Tugenden zu zeigen, und alle ihre Fehler zu verbergen, so weis ich nicht, ob sie ihre Fehler eben so

wohl,

wohl, als ihre Tugenden, bemerken ließen 1), um dadurch zu verhindern, daß man sich nicht an denen ärgere, die man an einigen frommen Leuten, welche man kennt, wahrnimmt. Wer z. E. die Art und Weise betrachtet, wie drey Heilige, nämlich der heil. Epiphanus, der heil. Hieronymus und der heil. Cyrillus von Alexandrien in Ansehung des heil. Johannes Chrysostomus gehandelt haben, der wird sich nicht mehr wundern, wenn fromme Leute bisweilen von vorgefaßten Meynungen eingenommen sind, und manchmal zu weit gehen; und er wird einsehen, daß diese Worte von einem großen Umfange sind: *Caritas operit multitudinem peccatorum*: Die Liebe deckt viel Sünden zu. 1. Petr. 4, 8.

Das V. Kapitel.

Andere Ursachen, welche beweisen, daß die Fehler der Heiligen nicht so beträchtlich sind, als sie uns vorkommen.

Wir betriegen uns auch oftmals in dem Begriffe, den wir von den Fehlern der Heiligen haben, indem wir uns dieselben größer vorstellen, als sie wirklich sind. Denn 1. sehen wir an ihnen oftmals Fehler, die Gott nicht mehr an ihnen sieht; da wir hingegen an uns diejenigen nicht wahrnehmen, die sich wirk-

1) S. Les memoir. de M. de Tillemont sur saint Jerome, tom. 12. art. 1.

lich an uns befinden. Begehen sie Fehler aus Unwissenheit; so reinigt sie das Feuer ihrer Liebe davon, ohne daß sie sie so gar selbst wahrnehmen; und so sind sie nicht mehr vorhanden. Begehen sie welche aus Schwachheit oder aus einer Leidenschaft; so demüthigen sie sich deswegen, und stehen von ihrem Falle weit stärker wieder auf, als sie vor demselben waren; und so sind sie auch deswegen nicht mehr da. Aber die Fehler der kalten Seelen bleiben immer vor Gottes Augen, ob sie gleich dem Ansehen nach weit geringer sind; weil sie das Feuer der Liebe nicht haben, sie zu verzehren, und weil sie von ihnen nicht ganz wieder aufstehen.

2. Man muß die Fehler der Verfinsterung und des Mangels des Lichts von den Fehlern der Leidenschaft, und die Fehler des Verstandes von den Fehlern des Herzens gar sehr unterscheiden. Eigentlich richtet nur Gott die Fehler, die aus der Unwissenheit entstehen, an welchen die Begierde keinen Theil zu haben scheint, und es ist den Menschen nicht erlaubt, ihren Grad zu bestimmen.

3 Alle Heilige haben in ihrem Herzen eine aufrichtige Neigung eine jede erkannte Wahrheit zu lieben und zu befolgen; sie sehen aber nicht alle Wahrheiten auf gleiche Art ein, und sie sind auch nicht auf alle diejenigen, die sie einsehen, auf gleiche Art aufmerksam. Gott erleuchtet und rührt sie auf verschiedene Art, nach den verschiedenen Absichten, die er in Ansehung ihrer hegt. Und indem er ihnen eine brennende Liebe zu gewissen Wahrheiten, durch welche

che er sie heiligen will, giebt; so läßt er bisweilen zu, daß sie in Ansehung anderer in einer Art der Verfinsterung, oder in einem Mangel der Empfindung bleiben, der nicht von dem Verderbnisse ihres Herzens, sondern davon herkömmt, weil sie Gott auf andere Dinge aufmerksam macht. Daher kömmt es, daß diejenigen, welche diese Wahrheiten lieben, sich oftmals wundern, wenn sie sehen, daß sie so wenig davon gerührt werden; weil sie nicht bedenken, daß sie sich selbst in dieser Beraubung des Lichts und der Empfindung in Ansehung vieler anderer befinden, und daß Gott, weil das Herz des Menschen in diesem Leben sehr enge und eingeschränkt ist, nicht verlangt, daß es die Wahrheit nach ihrem ganzem Umfange lieben soll, sondern nur, daß die Liebe zur Wahrheit, und nicht die Begierde der Grund und die Quelle seiner Handlungen seyn soll.

4. Wenn also Gott die Heiligen in Ansehung gewisser Wahrheiten in der Unwissenheit bleiben läßt; so wendet er entweder die Gelegenheiten, die sie würden verleiten können, wegen dieser Unwissenheit Fehler zu begehen, ab, oder er deckt diejenigen, die sie begehen, mit der Reinigkeit ihres Herzens und mit dem Feuer ihrer Liebe zu. Indessen kömmt es davon her, daß man ihr Beyspiel gar leicht mißbrauchen kann, indem man sich entweder einbildet, man müsse alles, was sie gethan haben, blindlings nachthun, oder indem man geneigt ist, diese Heiligen, wegen dieses Mangels des Lichts und der Einsicht, zu verachten. Man muß aber so wohl dem einen, als dem

andern von diesen Aergernissen abzuhelfen suchen, indem man bedenkt, daß Gott die Erkenntniß der Wahrheit auf verschiedene Art austheilt. Denn man sieht daraus auf der einen Seite, daß in den Heiligen in Ansehung gewisser Punkte Finsternisse zurückbleiben können, in Ansehung welcher sie folglich nicht als Wegweiser sollen angenommen werden; und auf der andern hat man Ursache den Schluß zu machen, daß es nicht folgt, daß diejenigen, bey welchen man diesen Mangel des Lichts in Ansehung gewisser Wahrheiten wahrnimmt, keine Heiligen seyn könnten, weil sie auf andere aufmerksam sind.

5. Hierzu kann man noch setzen, daß diejenigen, welche, aus Unwissenheit und Mangel der Einsicht, dem Scheine nach wider gewisse Wahrheiten verstossen, vielleicht vor Gott mehr Eifer und Liebe für sie haben, als die, welche für ebendiese Wahrheiten viel Hitze von sich blicken lassen. Denn Gott sieht besonders auf den Grund des Herzens, und wenn er in demselben eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, ihnen, mit Hintansetzung aller Dinge, zu folgen wahrnimmt; so sieht er weniger auf die Finsternisse, die diese Liebe hindern, sich über gewisse besondere Punkte auszubreiten; da es sich hingegen bisweilen zuträgt, daß dieser scheinbare Eifer für gewisse Wahrheiten weiter nichts, als eine Wirkung der Eigenliebe, und der Beharrung auf seinem Sinne ist. Man behauptet die Wahrheit, wie man die Lügen behaupten würde, wenn man dieselben Verbindlichkeiten sie zu behaupten hätte, und Gott wird

oft,

oftmals im Grunde des Herzens nichts aufrichtiges gewahr, das gerade auf die Wahrheit abzielt.

Das VI. Kapitel.

Ursachen, welche die Gelehrten haben, sich bey dem Mangel der Einsicht, den sie an den Heiligen wahrnehmen, zu demüthigen.

Diejenigen, welche, weil sie die Alterthümer genauer erforscht, Einsichten bekommen haben, die bey sehr heiligen Personen nicht angetroffen werden, haben Ursache, sich durch den Gedanken zu demüthigen, daß diese Wahrheiten, ob sie gleich groß und wichtig sind, dennoch gemeiniglich diejenigen nicht sind, die am öftesten ausgeübt werden, und welche die Quellen der gewöhnlichen Handlungen, aus welchen unser Leben besteht, sind. Da also die Gelegenheiten sie auszuüben nicht gar zu gewöhnlich sind; so werden sie oftmals bey denen, die sie wissen, fruchtlos, und sie können gar leicht glauben, daß sie sie lieben, ohne eine wahre und wirkliche Liebe gegen sie zu hegen. Ganz anders verhält es sich mit den gemeinen Wahrheiten, dergleichen diejenigen sind, welche lehren, mit dem Nächsten auf eine erbauliche Art umzugehen, Gott bey allem seinen Thun und Lassen vor Augen zu haben; nichts, als auf seinen Antrieb und durch seinen Geist zu thun; alle Aufwallungen der Eigenliebe zu unterdrücken; alle unnütze Dinge sei-

nes Lebens abzuschaffen; seinen Sinnen so sehr, als man kann, wehe zu thun; seine Leidenschaften zu mäßigen; alle Bewegungen seines Geistes und seines Leibes wohl einzurichten; über geringe Widerwärtigkeiten sich nicht zu beklagen; die, so uns wegen eines Fehlers warnen, wohl aufzunehmen; nicht auf seinem Kopfe und bey seinen Einsichten zu bleiben, und bey seinen Urtheilen zurückhaltend zu seyn. Die Wahrheiten, welche diese gemeinen Handlungen vorschreiben, sind eben so wohl Wahrheiten, als die andern, von welchen wir geredet haben; sie haben aber diesen Vorzug, daß ihre Ausübung gewöhnlich ist, und daß man sich nicht schmeichelt, daß man sie liebe, wenn man sie nicht wirklich liebt. Diese sind allen Heiligen bekannt gewesen, und indem sie sie ausgeübt und geliebt, sind sie Heilige geworden; da es sich hingegen oftmals zuträgt, daß diejenigen, welche diese nicht so gewöhnlichen Wahrheiten, die nur den großen Handlungen zur Regel und Richtschnur dienen, weit besser einsehen, ihre Aufmerksamkeit weit weniger auf die gemeinen Wahrheiten richten, deren beständige Ausübung die wahre Quelle der Heiligung der Seelen und der Erbauung ist, die wir denen geben, welche Zeugen unserer Handlungen sind

Es trägt sich indessen bisweilen zu, daß Leute, die in ihren gemeinen Handlungen sehr ordentlich und erbaulich zu seyn scheinen, bey den großen Gelegenheiten unterliegen, weil sie sich keine Mühe gegeben haben, die Einsichten zu erlangen, die sie nöthig hatten, wenn sie sich dabey recht verhalten woll-

wollten; oder aus andern verborgenen Ursachen, die Gott bekannt sind; und daß hingegen andere, derer Leben wirklich nicht so ordentlich, und mehr voll kleiner Fehler war, viel Herzhaftigkeit und Stärke bey diesen wichtigen Gelegenheiten von sich blicken lassen, und zu erkennen geben, daß sie im Grunde des Herzens eine wahre und wirkliche Liebe zu Gott hatten. Und dieses soll ihres Ortes hinwiederum auch diejenigen demüthigen, die äußerlich weit ordentlicher sind; weil sie deswegen nicht wissen, wie groß ihre Stärke ist, und weil sie vielleicht, bey aller dieser äußerlichen Ordnung, weit schwächer, und unvollkommener vor Gott sind, als diejenigen, deren Unvollkommenheiten der Welt mehr in die Augen fallen. So sehr hat Gott in diesem Leben alle Dinge in der Dunkelheit und Unwissenheit zu erhalten gesucht, um uns alles Recht zu benehmen, uns selbst zu rühmen, und andere zu verachten.

Achte Abhandlung.

Wie man sich schlechte Predigten zu Nutze machen soll.

Das I. Kapitel.

Die schlechten Predigten sollen zu keinem Vorwande dienen, ihnen nicht beyzuwohnen. Man muß sehen, wie man sich daraus erbaut, und die nicht mit darunter zählen, die im Grunde gut sind, was für einen Fehler der Sprache und Ordnung man auch immer daran bemerkt.

Man kann es nicht Umgang haben, bisweilen schlechte Predigten zu hören. Denn außer dem, daß man nicht alle Prediger kennt, und es nicht billig ist, sie zu meiden, ohne sie zu kennen; außer dem, daß die Prediger selbst nicht immer überein, entweder allzeit gut, oder allzeit schlecht predigen; und daß man also, indem man eine gute Predigt sucht, bisweilen eine sehr schlechte antrifft; so scheint es, daß eine gottselige Person nicht umhin kann, die Prediger zu hören, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Denn da die Predigten überhaupt in der Kirche eine nothwendige Sache sind, und Gott dieses Mittel zum Unterrichte der Völker erwählt hat; so müßen diejenigen, nach derer Gottesfurcht sich andere richten,

das

das ihrige beytragen, daß dieses Amt bleiben möge, indem sie sich bey dem öffentlichen Unterrichte fleißig einfinden, und dadurch ein gutes Beyspiel geben. Sonst würde, wenn sie unter den Predigern einen Unterschied machten, und das Volk dadurch verleiten, sie nicht zu hören, dieses Amt nach und nach abkommen, und die Einfältigen würden auf solche Art des vornehmsten Mittels beraubt seyn, das ihnen Gott gegeben hat, sich von den zu ihrer Seligkeit nöthigen Wahrheiten zu unterrichten.

Damit sie aber diese Handlung nicht allein zur Erbauung anderer bestimmen, und sie auch selbst Nutzen davon haben möchten; so sollte sie ihre Gottesfurcht antreiben, auf Mittel zu denken, sich aus allen Arten von Predigten zu erbauen. Und da sie es nicht dahin bringen können, daß alle diejenigen, welche predigen, dieses Amt so, wie es sich gebührt, verrichten; so sollten sie es bey sich selbst dahin zu bringen suchen, daß sie die Predigten so, wie sie sollten, anhörten, welches eine andere Verrichtung ist, die auch ihre Pflichten, und folglich ihre Regeln hat.

Man sieht so gleich ein, daß das Bekümmern um diese Mittel und Regeln darinnen bestehen soll, daß man auf heilige Erfindungen kömmt, sich aus schlechten Predigten zu erbauen. Denn, um sich aus guten zu erbauen, dazu gehört keine Methode. Ein jeder weis, daß man sein Herz den gegründeten Wahrheiten, die darinnen vorgetragen werden, aufthun; daß man Gott um die Gnade, daß sie in demselben, als ein göttlicher Saame, Frucht bringen mögen,

bitten, und sie als einen kostbaren Schatz in seinem Gedächtnisse aufbewahren, und es so einrichten muß, daß, wenn man sie in seinem Verstande oftmals wiederholt, sie in demselben einwurzeln, und sich darinnen ausbreiten; und daß man endlich die Gelegenheiten, sie in die Ausübung zu bringen suchen muß.

Man weis ferner zur Gnüge, daß man unter die schlechten Predigten diejenigen nicht mitzählen soll, in welchen Wahrheiten, die sonst gründlich und erbaulich sind, auf eine nicht gar zu angenehme Art vorgetragen würden, und wo der Prediger wenig Talent und Aeußerliches hätte, und sich nicht leicht ausdrücken könnte. Denn wenn nur der Grund gut ist; so muß sich ein kluger Zuhörer daran halten, und sich desselben bedienen, die äußerlichen Fehler zuzudecken.

Ebendieses soll man thun, wenn das, was uns bey einem Prediger anstößig ist, nur das wenige Verhältniß seiner Gedanken mit seiner Materie ist. Denn wenn die Wahrheiten nur an sich selbst gut und nützlich sind, was ist daran gelegen, ob ihr Verhältniß mit derselben eben so richtig ist, oder nicht? Aber, spricht man, ich wollte doch wünschen, daß man sie in einer andern Anwendung vorgetragen hätte. So sondert sie denn von der Anwendung, die euch anstößig ist, ab, und betrachtet sie an sich selbst; oder machet euch in eurem Verstande eine andere Anwendung davon. Man hat euch allzeit einen großen Dienst erwiesen, wenn man euch Gelegenheit gegeben hat, auf diese Wahrheiten aufmerksam zu seyn. Sie ver-

dienen es gar wohl, um ihrer selbst willen betrachtet zu werden.

Das II. Kapitel.

Beschreibung der schlechten Predigten, wie sehr sie Jesum Christum entehren. Die Beschimpfungen, die ihm in seinem Worte zugefügt werden, sind eben so groß, als diejenigen, die ihm an seinem Leibe zugefügt werden. Regungen der Furcht und Dankbarkeit, die daraus entstehen sollen.

Es giebt aber Predigten, die im Grunde selbst nichts taugen, und welche nur mit Worten angefüllt sind, die mehr Schall, als Sinn haben. Es giebt welche, in denen man nur leere Speculationen und ungegründete Gedanken vorträgt, welche die Seele darben und hungern lassen, aus denen man nichts zur Besserung seiner Sitten nehmen kann, und von welchen das Volk eben so wenig versteht, als wenn sie in einer unbekannten Sprache abgefaßt wären. Es giebt so gar welche, wo die Prediger die Wahrheit aus einer strafbaren Furchtsamkeit verhölen oder schwächen, oder sie aus Unwissenheit oder Eigennutz verfälschen.

Da es unmöglich ist, daß diejenigen, die einige Einsicht haben, diese Fehler nicht wahrnehmen sollten; so soll man von ihnen nicht verlangen, daß sie

sie vor sich selbst verhölen, sondern nur, daß sie sie nicht vergrößern. Und es ist dagegen gut, daß sie die großen Fehler einzusehen suchen, welche in diesem Stücke begangen werden, und daß sie es vor Gott beseufzen, daß die Menschen mit seiner Wahrheit auf eine so unanständige Art umgehen. Denn da dieses heilige Seufzen einen Theil der Gottseligkeit ausmacht; so ist ihnen alles, was dasselbe erregt, nützlich, und befördert ihre Erbauung.

Wenn sie auf solche Art die Beschimpfungen betrachten, die Jesu Christo bey dem Vortrage seines Worts zugefügt werden; so werden sie finden, daß sie nicht geringer sind, als diejenigen, die ihm bey der Ausspendung seines Leibes zugefügt werden, und daß man so gar sagen kann, daß sie weit größer sind; und daß sie uns also den größten Anlaß geben sollen, uns zu betrüben, zu demüthigen und zu erschrecken. Denn ob es gleich lasterhafte und strafbare Priester giebt, die sich zu der Verwaltung der Sacramente, und zur Ausspendung des Leibes Jesu Christi drängen; so ist doch nichts seltener, als welche zu finden, die so gottlos wären, und den Gläubigen Hostien, die nicht gesegnet sind, anstatt des Leibes Jesu Christi selbst zu geben; oder die mit den gesegneten Hostien Gift vermischen, um die Leiber derer, die sie empfangen, zu tödten.

Ob nun also gleich diese unglücklichen Priester einen Kirchenraub begehen, weil sie sich so göttlichen Verrichtungen auf eine verwegene Weise unterziehen; so schadet es doch denen nichts, die des Leibes Jesu

Christi

Christi durch sie theilhaftig werden. Ganz anders aber verhält es sich mit dem Worte Gottes. Es giebt nicht nur Priester, die es entehren, weil sie so verwegen sind, es zu predigen, wenn sie weiter an nichts denken sollten, als für ihre Sünden Buße zu thun; und welche sich dadurch den Vorwurf zuziehen, den ihnen Gott in folgenden Worten des königlichen Propheten macht: *Peccatori autem dixit Deus: Quare tu enarras justitias meas, et assumis testamentum meum per os tuum?* Aber zu dem Sünder spricht Gott: Warum verkündigest du meine Rechte; und warum hast du immer meinen Bund im Munde? **Psalm.** 49, 16. sondern es giebt auch welche, die es durch ihre bösen Grundsätze, oder durch ihre Hitze und ihre Leidenschaften vergiften, und es so einrichten, daß es, anstatt den Seelen das Leben zu bringen, ihnen oftmals den Tod bringt. Und endlich giebt es welche, die, statt des wahren Wortes Gottes, nur ihre Grillen und Einfälle vortragen; welches nicht nur den Einfältigen schadet, indem es sie der Speise, die sie nöthig haben, beraubt, sondern sie auch unglücklicher Weise betrügt, indem es ihnen Gelegenheit giebt, ganz menschliche und weltliche Gedanken als das Wort Gottes anzunehmen.

Man darf diese Betrachtungen nur auf den gegenwärtigen Zustand der Kirche anwenden, um einzusehen, daß es viel Christen giebt, welche leiden, was die Schrift *famem verbi*; einen Hunger nach dem Worte Gottes, nennt; Amos 8, 11. weil diejenigen, so sie unterrichten sollen, anstatt der gründ-

lichen

lichen aus diesem Worte genommenen Wahrheiten, womit sie sie speisen sollten, sie nur mit ihren eigenen Gedanken, und mit ihren nichtigen Speculationen unterhalten; daß also die Kirche an vielen Orten die schreckliche Plage empfindet, mit welcher Gott ehmals die Jüden heimzusuchen drohete, und welche dieselbe Schrift *ubera arentia*, Hos. 9, 14. Brüste nennt, die keine Milch haben; das heißt Prediger, die keine Einsicht haben, und ihre Völker nicht mit der Lehre der Wahrheit speisen können; welches zu gleicher Zeit in uns Regungen des Mitleidens mit dem geistlichen Elende so vieler Seelen; dankbare Empfindungen dafür, daß uns Gott mehr Gnade, als ihnen, erwiesen hat, indem er uns die Erkenntniß seiner Wahrheit verliehen, deren er sie beraubt seyn läßt; und eine heilsame Furcht erregen soll, wenn wir bedenken, wie schlecht wir alle seine Hülfe und seinen Beystand angewendet und gebraucht haben.

Das III. Kapitel.

Lehren und Unterricht, den uns schlechte Predigten verschaffen können. Indem Jesus Christus die schlechten Predigten duldet, so übt er auf eine göttliche Art seine Gerechtigkeit gegen die Bösen, und seine Barmherzigkeit gegen die Guten aus.

Wenn uns die Predigten, die uns an und für sich selbst so schlecht gefallen, solche Gesinnungen beybrächten; so würden wir von ihnen eben so viel

Nutzen

Nutzen haben, als von denen, die unser Gedächtniß noch so sehr mit erbaulichen Wahrheiten anfüllen würden. Es giebt so gar keine, die wichtiger wären, als diejenigen sind, die man aus der Züchtigung lernen kann, die Gott an seiner Kirche ausübt. Denn er giebt dadurch zu erkennen, daß die Erkenntniß der Wahrheit keine Sache ist, die uns gebührt; daß wir ihrer beraubt zu werden verdienen; daß diese Beraubung die gerechte Strafe für unser unordentliches Leben ist; daß wir diesen Mangel an evangelischen Predigern uns selbst zuschreiben sollen; daß also die Fehler, die sie bey der Verwaltung ihres Amts begehen, gewissermaaßen die unserigen sind, weil sie Gott, um uns zu strafen, zuläßt.

Man muß sich nicht einbilden, wir hätten gar nicht Ursache, die Wirkungen des göttlichen Zorns in Ansehung unser selbst zu befürchten, weil wir besser unterrichtet wären, und verschiedene Mittel hätten, den Mangel der Prediger zu ersetzen. Denn Gott kann auch noch andere Arten der Verblendung über uns kommen lassen, vor welchen wir uns nicht weniger fürchten sollen. Straft er uns nicht, indem er uns die Erkenntniß der gemeinen Gesetze des Christenthums entzieht; so kann er uns doch strafen, indem er uns eine oder die andere besondere Pflicht bey einer wichtigen Gelegenheit nicht einsehen läßt; und diese Beraubung ist hinlänglich, es dahin zu bringen, daß wir uns in schädliche Verbindungen einlassen; und zu machen, daß uns alle unsere übrigen Einsichten nichts helfen. Wir bedürfen also sein Licht eben so

wohl,

wohl, und sind eben so sehr verbunden, es zu suchen Und da sich dieses Licht gewöhnlichermaaßen durch den Dienst der Menschen mittheilt; so kann niemand sagen, er habe keinen Prediger, das heißt, keinen Mann nöthig, der ihm zu erkennen gäbe, was Gott von ihm verlangt.

Es muß uns aber diese Betrachtung der Unordnungen, die bey der Austheilung des Wortes Gottes eben so wohl, als bey der Ausspendung des Leibes Jesu Christi, vorgehen, nicht nur auf die Betrachtung seiner Gerechtigkeit gegen die Gottlosen aufmerksam machen; sondern sie soll uns auch noch mehr mit Bewunderung seiner Güte gegen die Auserwählten erfüllen. Denn um ihrentwillen läßt er, mit einer unbegreiflichen Geduld, alle diese Entheiligungen zu. Um ihrentwillen will er haben, daß sein Leib bis an das Ende der Welt auf unsern Altären wohnt, und daß er in den Mund aller derer, die ihn empfangen wollen, eingeht, ohne auf den Kirchenraub zu sehen, den so viele Gottlose, inden sie ihn empfangen, begehen; damit seine Auserwählten dieser göttlichen Speise, welche das gewöhnliche Mittel ihrer Seligkeit ist, nicht mögen beraubt werden. Es trägt sich also bisweilen zu, daß der Leib Jesu Christi ganze Jahre lang in den Kirchen, unter den Händen böser Priester bleibt, die ihn täglich durch neue Ruchlosigkeiten entehren, und daß ihm von Seiten der undenklich lebenden Christen unzählige Beleidigungen zugefügt werden, damit ein armes Weib seiner theilhaftig werden, oder dahin kommen kann, ihn anzubethen.

bethen. Es geschieht so gar bisweilen nicht um derentwillen, die diese besondere Kirche ausmachen, weil sie alle Böse und Gottlose seyn können, sondern es geschieht um derentwillen, die nach vielen Jahren von ihnen sollen gebohren werden.

Es geschieht so gar in Betrachtung seiner Auserwählten, daß er zuläßt, daß böse Menschen sein Wort, indem sie es verkündigen, verfälschen und entheiligen; und daß er es geschehen läßt, daß man es Leuten predigt, die keinen Nutzen davon haben, und deswegen immer nur strafbarer werden; damit eine einfältige Seele, die sich dabey einfindet, dadurch möge unterrichtet und erbaut werden; oder daß wenigstens, wenn das Predigtamt erhalten worden, Auserwählte, die vielleicht erst nach vielen Jahren werden gebohren werden, an diesen Oertern den Unterricht, den sie nöthig haben, finden mögen.

Da uns also die Gottseligkeit antreiben soll, die unendliche Liebe Jesu Christi, der auf unsern Altären wohnt, und zum Besten seiner Auserwählten alle Beleidigungen, die ihm daselbst zugefügt werden, erduldet, zu verehren; so soll sie uns auch nicht weniger antreiben, eben die Liebe zu verehren, die ihn die so unanständige Art erdulden läßt, wie man mit seiner Wahrheit umgeht, indem man sie entweder verkündigt, oder anhört. Und es ist gar sehr billig, daraus den Schluß zu machen, daß es die größte Undankbarkeit seyn würde, wenn man sich, zum Besten der Wahrheit, nicht einer üblen Begegnung von Seiten der Menschen bloß stellen wollte, da es Gott täglich leidet, daß diese Wahrheit so vieler Verach-

tung und so vielen unanständigen Begegnungen zu unserem Besten ausgesetzt ist.

Das IV. Kapitel.

Behutsamkeit, die man bey den Urtheilen, die man über die Prediger fällt, beobachten soll. Man kann sich fast aus allen Predigten erbauen. Die Gottseligkeit muß sich sehr weit erstrecken.

Man muß indessen bey dieser Beurtheilung der Fehler, die von denen, welche das Wort Gottes verkündigen, begangen werden, in den gehörigen Schranken zu bleiben suchen, damit sie uns nicht gar zu weit führe, und uns nicht, wenn wir in gewissen Predigten wenig Einsicht, wenig Salbung, und oftmals wenig Beurtheilung wahrnehmen, den Schluß daraus machen lasse, der Prediger besitze gar keine von allen diesen Eigenschaften. Denn dieses Urtheil würde einen sehr schlechten Grund haben können. Es giebt Leute, die sehr schlecht predigen, und welche dennoch Gotttseligkeit, und so gar Einsicht und Beurtheilungskraft in andern Sachen besitzen. Sie predigen aber nur deswegen schlecht, weil sie einen falschen Begriff davon haben, und sich anfangs schlechte Prediger zu Mustern erwählt haben. Sie bilden sich, ich weis nicht warum, ein, die Predigten müssen etwas hohes, erhabenes und außerordentliches in sich fassen, und man müsse die gemeinen und populären Gedanken darinnen vermeiden. Wenn sie also zu predigen haben; so ziehen sie weder ihr Herz, noch

den

den Zustand ihrer Zuhörer zu Rathe. Sie erheben sich in eine gewisse Gegend ihres Verstandes, wo sie ordentlicher Weise nicht wohnen, und wo sie einen Vorrath von falschen Gedanken und leeren Speculationen haben, welche sie der falsche Begriff, von dem sie eingenommen sind, billigen läßt. Da aber ihre Beurtheilungskraft nur in diesem Stücke verderbt ist; so können sie von andern Sachen sehr gut urtheilen, wenn sie dieses Land, in welchem sie sich gewissermaaßen in einem gewaltsamen Zustand befinden, verlassen haben, und zu ihrer gewöhnlichen Art zu reden und zu denken wiederum zurückgekommen sind.

Nachdem man also diese Billigkeit gegen den Prediger beobachtet und sich entschlossen hat, ihn in dem, was man vor andern sagen wird, so viel, als möglich, zu schonen, damit man den Nutzen nicht hindern möge, welchen er bey denen, die anders, als wir, denken, stiften kann; so muß man alles, was er sagt, aufrichtig betrachten, und etwas darinnen zu finden suchen, das uns erbauen, und woran sich unser Verstand halten kann. Und man wird seinen Zweck ganz gewiß erreichen, wenn man es aufrichtig und von ganzem Herzen thut; oder wenn man nicht wenigstens Ursache zu glauben hat, unsere wenige Einsicht und unsere wenige Tugend sey Schuld daran, daß wir keinen Nutzen davon haben.

Wir wünschen, daß alle Predigten immer eine gewisse schöne Materie aus der Sittenlehre, die gut ausgeführt und vorgetragen wäre, in sich halten möchten; daß sie uns einen gewissen beträchtlichen Fehler des Lebens der Christen bemerken ließen, und uns

zur Beobachtung einer oder der andern wichtigen Pflicht antreiben. Und es würde in der That zu wünschen seyn, daß sie so beschaffen wären, und es ist ein Fehler, wenn sie es nicht sind; weil die Prediger voraussetzen sollen, daß sich die gemeinen Leute nur aus solchen Predigten erbauen. Deswegen sagte der heil. Franz von Sales, er fände nicht, daß eine Predigt gut wäre, wenn der Prediger nicht die Absicht dabey gehabt hätte, einen Winkel der Stadt Jerusalem zu erbauen. Man muß indessen gestehen, daß es auch ein Fehler ist, eine so eingeschränckte Gottseligkeit zu haben. Die christliche Tugend erstreckt sich weiter. Sie beschäftigt sich nicht immer mit der Verbesserung unserer Sitten, oder mit der Sorge sich in den Grundsätzen des Christenthums zu unterrichten. Sie vergißt sich bisweilen, um sich ganz zu Gott zu erheben, ihn zu bewundern, zu loben, seine Geheimnisse an sich selbst, ohne alle Rücksicht auf sich, zu erwägen, die Werke seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zu betrachten, und sich über die mannichfaltige Gnade, die er den Heiligen erwiesen hat, zu freuen. Nun giebt es aber keine Predigten, welche nicht einige von diesen Regungen in uns hervorbringen könnten, wenn wir dazu vorbereitet wären, und wenn unser Verstand nicht so eingeschränckt wäre, nur Veranlassungen zur Erbauung von einer gewissen Art darinnen zu suchen; welches macht, daß man oftmals in vielen Predigten der Kirchenväter eben so wenig, woraus man sich erbauen könnte, findet, als in denen, die man jetzt hört.

Das V. Kapitel.

Man muß die Wahrheiten auch so gar alsdenn lieben, wenn sie mit andern Sachen, die sie entehren, vermischt sind, oder auf eine niedrige und gemeine Art vorgetragen werden.

Man schmeichelt sich gemeiniglich, unter diejenigen zu gehören, die der heil. Augustinus *non verborum, sed rerum avidos*, nach Sachen und nicht nach Worten begierige nennt; und man bildet sich ein, dieses mache, daß uns die Predigten nicht gefielen, in welchen mehr Worte, als Sachen, anzutreffen wären. Indessen kann man sagen, dieses mißfallen oder dieser Eckel käme vielmehr von einem entgegenstehenden Fehler, das heißt, davon her, weil wir mehr an der Art des Vortrags, als an den Sachen selbst hängen, und mehr die Seltenheit, den Glanz und die Richtigkeit der Gedanken, als ihre Gründlichkeit und Wahrheit lieben. Denn kurz es giebt keine so schlechten Predigten, in welchen nicht Sachen, das ist, Wahrheiten zu finden wären; sie rühren uns aber nicht, weil sie entweder gemein sind, oder sich nicht an ihrem rechten Orte befinden, oder nicht gut ausgedrückt, oder mit vielen, entweder falschen, oder nicht zur Sache gehörigen Gedanken vermischt sind. Wenn nun alle diese mit der Wahrheit verbundenen Fehler machen, daß wir gar keinen Geschmack daran finden; so müssen wir wenig Liebe zu ihr haben. Wenn ein Diamant im Kothe liegt;

so verliert er in Ansehung unser nichts von seinem Werthe. Man hebt ihn allzeit sorgfältig und begierig auf, wenn man ihn erblickt; und oftmals beschäftigt man sich desto mehr mit ihm, wenn man ihn an einem Orte antrifft, den ihn zu entehren scheint. Eben so sollten wir es mit den wenigen christlichen Wahrheiten machen, die gewisse Predigten in sich halten. Es würde billig seyn, daß wir desto aufmerksamer auf sie wären, je weniger unser Verstand von vielen Sachen, die seine Aufmerksamkeit verdienten, getheilt würden. Nun giebt es aber keine christliche Wahrheit, welche, wenn sie gehörig betrachtet worden, uns nicht zur Nahrung dienen könnte; ja es giebt so gar keine, die uns nicht von einem sehr grossen Umfange zu seyn scheinen würde, wenn wir im Stande wären, das, was sie in sich faßt, einzusehen.

Wir sollen bedenken, daß die gemeinen Wahrheiten, die wir ungern hören, alles dasjenige unendlich weit übertreffen, was man in den Büchern der Heyden finden kann, die man mit so viel Hochachtung und Vergnügen liest; daß es eine besondere Gnade Gottes ist, daß er sie uns hat wollen bekannt machen, nachdem er sie vier tausend Jahre lang vor allen Menschen verborgen hat; daß selbst die Propheten und Heiligen des alten Testaments gewünscht haben, sie in der Klarheit einzusehen, mit welcher sie uns sind bekannt gemacht worden; und daß sie einen Theil von den göttlichen Rechten ausmachen, von welchen David mit so viel dankbarer Empfindung sagte: *Non fecit taliter omni nationi, et judicia sua non manifestavit eis:* So ist er mit allen übrigen Völkern

nicht

nicht umgegangen, und er hat ihnen seine Gebothe nicht bekannt gemacht. Psalm. 147, 20. Und dieses sollte hinlänglich seyn, es bey uns dahin zu bringen, daß wir uns schämten, daß menschliche Fehler, mit welchen sie umgeben sind, machen können, daß wir allen Geschmack daran und alle Liebe dazu verlieren. Eben hieran sollten wir erkennen, ob wir die Wahrheit aufrichtig liebten. Denn wenn der heil. Augustinus spricht, man unterscheide die Schönheit besser von der Gerechtigkeit, wenn man sie an Sachen betrachtete, die nichts an sich hätten, wovor sich die Sinne nicht entsetzten, dergleichen die Glieder der Märtyrer wären, wenn sie ganz voll Wunden wären; kann man nicht auch gleichfalls sagen, man könne es nicht besser einsehen, ob man die Wahrheit um ihrer selbst willen liebte, als wenn sie sich uns im Reden darstellte, an welchen wir sonst nichts, als sie, lieben könnten, und wo wir sonst sehr viele unangenehme Dinge anträfen? Man würde also dergleichen Predigten zu einer nützlichen Uebung anwenden können, die Wahrheit um ihrer selbst willen zu ehren, ohne daß etwas die Ehre, die wir ihr erweisen, mit ihr theilte. Und die geringste Wahrheit würde, wenn man sie auf diese Art ehrte, uns mehr erbauen können, als die rührendesten Lehren, die unsern Verstand mehr vergnügen.

Es giebt fast keine so schlechte Predigt, von welcher man nicht würde gerührt werden, wenn das, was in derselben vorgetragen wird, neu wäre, und wenn wir das, was sie in sich hält, nicht schon durch einen andern Weg wüßten. Es ist z. E. keine Rede vom

Paradiese oder von der Hölle so frostig und kalt, die nicht einen großen Eindruck in uns machen würde, wenn wir sonst niemals davon hätten reden hören. Daß wir aber diese Sachen nicht empfinden, kömmt daher, weil sie uns schon bekannt, und wir sie gewohnt sind. Wenn wir aber diese Wirkung der menschlichen Schwachheit nicht vermeiden können; so können wir uns doch wenigstens deswegen demüthigen, und daraus einsehen lernen, daß der menschliche Verstand etwas gar sehr geringes ist, weil eben die Sachen, die ihn zu einer gewissen Zeit gar sehr gerührt haben, ihn zu einer andern nicht mehr rühren, und zwar bloß deswegen, weil er es gewohnt ist; gleich als ob diese Gewohnheit die Natur dieser Gegenstände änderte, und ihnen etwas von dem schrecklichen, oder großen, das sie an sich haben, benähme.

Das VI. Kapitel.

Die Fehler, die man an den schlechten Predigten bemerkt, geben uns Gelegenheit, an uns selbst ähnliche zu bemerken.

Eine andere Art, von schlechten Predigten Nutzen zu haben, ist, das, was uns an denselben mißfällt, zu brauchen, unsere eigenen Fehler einzusehen. Und wenn wir sie auf diese Art betrachten; so wird eine Predigt, je mehr sie voll menschlicher Fehler ist, desto geschickter seyn, uns zu einer Abbildung dessen, was wir sind, und der Art und Weise, wie wir han-

deln

deln, zu dienen. Denn das Leben der Christen sollte eine beständige Predigt seyn, welche andern ein lebendiges Bild von allen Tugenden einprägten. Der heil. Apostel Petrus empfiehlt uns die Demuth in allen Sachen einzuflößen: *Humilitatem in omnibus insinuate*; 1. Petr. 5, 5. das heißt, er will haben, die Christen sollen die Demuth in allen ihren Handlungen predigen. Ebendieses kann man von allen übrigen Tugenden sagen; und wir sollten nichts thun, das nicht dienen könnte, sie in anderer ihr Herz einzuprägen; gleichwie ein Prediger nichts sagen soll, das seine Zuhörer nicht erbaut. Wie viel fehlt indessen nicht, daß unsere Handlungen diesen Eindruck in diejenigen, die sie sehen, machen? Was drücken wir ihnen dagegen sonst am öftersten ein, als das Bild von unsern Leidenschaften, von unsern unordentlichen Neigungen, und von unserem geheimen Interesse. Wir predigen also durch unsere Handlungen fast auf eben die Art, wie die schlechten Prediger durch ihre Worte predigen; und wir verwalten das allgemeine Amt der Christen, wie sie das besondere Amt der Prediger verwalten. Wir wollen also ihre Fehler nicht ganz allein wahrnehmen; sondern auch die unserigen in den ihrigen erblicken, und einen Theil von dem Eckel und Widerwillen, den wir gegen sie bey uns verspüren, wider uns selbst anwenden.

Wenn wir so gar genau darauf Acht haben; so werden wir finden, daß die besondern Fehler, in welche sie fallen, den unserigen gar sehr ähnlich sind, und bey nahe dieselben Ursachen haben.

1. Diese Leute folgen gemeiniglich ihren Gedanken und Phantasien, ohne zu überlegen, ob sie auch die, so sie hören, fassen und verstehen können. Wir folgen gleichfalls unsern Gemüthsarten und Leidenschaften, ohne uns Mühe zu geben, unsere Handlungen und Worte nach dem Verstande derer, unter welchen wir leben, einzurichten. Diese macht, daß wir ihnen auf tausenderley Art anstößig sind, und nichts thun, das sie erbaut.

2. Es giebt Prediger, die klugen nnd verständigen Zuhörern mißfällig werden, wenn sie zur Unzeit über Kleinigkeiten ein Geschrey erregen; wegen gewisser Dinge, die es nicht verdienen, in Hitze kommen, und viel falsche Bewegungen machen, die denen gar sehr beschwerlich fallen, die einen Begriff von dem haben, was so wohl in Ansehung der Bewegungen, als der Sachen, recht ist.

Ist aber dieser Fehler in unserem Leben nicht unendlich weit größer und gewöhnlicher, als in den Predigten? Denn wie viel Bewegungen schleichen sich nicht in unsere Handlungen und Worte ein, die nicht nur nach der Rhetorik, sondern auch nach der Religion falsch sind? Läßt man nicht oftmals Neigung und Hochachtung gegen Handlungen von sich blicken, die nur Verachtung und Abscheu hervorbringen sollten? Verspottet und verachtet man nicht oftmals Dinge, die nur Mitleiden erregen sollten? Wie oft erhebt man nicht Sachen, die uns geringe und verächtlich vorkommen sollten? Wie viele schätzt man nicht geringe, die wirklich groß sind, und bewundert zu werden verdienen? Wie oft redet man kaltsinnig

von denen, von welchen man am meisten sollte gerührt werden? Dieses sind lauter falsche Bewegungen, die desto gefährlicher sind, weil sie aus dem bösen Zustande des Herzens entstehen; da hingegen die Bewegungen der Prediger bey ihnen oftmals nur einen bloßen Mangel des Verstandes zu erkennen geben.

3. Je mehrere Begriffe man von dem, was so wohl in Ansehung der Sachen, als der Bewegungen recht ist, hat, desto mehr Fehler wird man an den Predigern gewahr. Und so kann man sagen, der Ruhm vieler von denen, die sich in diesem Amte und Stande hervorthun, gründe sich nur auf die schlechte Einsicht der Zuhörer. Wenn wir auch Zuschauer hätten, welche die Sache verstünden, und einen Begriff von den rechten Bewegungen hätten, welche die Gegenstände in uns hervorbringen sollten; so würde ihnen die Art und Weise, wie wir handeln und reden, fast unerträglich werden. Sie werden an uns nur verderbte Neigungen, unrechte Eindrücke, Mangel der Empfindung und Liebe zu den Sachen, die sie am meisten verdienen, wahrnehmen, und in Ansehung unser etwas von der heiligen Bewegung bey sich verspüren, die Jesus Christus in Ansehung der Juden durch folgende Worte zu erkennen gab: *O generatio incredula, quousque vos patiar?* O du unglaubiges Geschlecht, wie lange soll ich euch dulden? **Matth.** 17, 16. Die Nachsicht, mit welcher man uns duldet, ist auch nur eine Wirkung der Blindheit der Menschen. Wir sind und gelten nur etwas, weil sie wenig Einsicht haben, und es ist billig, daß wir an andern mit Geduld ertragen, was man an uns beständig duldet und erträgt.

4.

4. Dasjenige, was die Prediger vom rechten Wege abführt, und sie zur falschen Beredsamkeit verleitet, und auf nichtige Gedanken bringt, die keine Erbauung stiften, ist oftmals dieses, weil sie andere Absichten haben, als sie bey der Verwaltung ihres Amts haben sollten. Sie wollen das Ansehen haben, als ob sie gelehrt, beredt, und geschickt wären; sie wollen für schöne Geister gehalten werden; mit einem Worte, sie reden um ihrent, und nicht um ihrer Zuhörer willen; und indem sie so reden, so reden sie oftmals weder um der Zuhörer, noch um ihrer selbst willen. Es sind gleichfalls auch diese falschen Absichten, die sich in unsere Handlungen mischen, welche ihre Erbauung hindern. Wenn wir keine andern hätten, als unserer Pflicht Gnüge zu leisten, und dem Nächsten zu dienen; so würden sie einen Geruch der Gottseligkeit verbreiten, der die Herzen unvermerkt einnehmen würde. Aber die Leidenschaften und die geheimen Bestrebungen, die sich darein mischen, hindern diese Wirkung, und bringen gemeiniglich ganz andere Eindrücke hervor, als wir hervorbringen wollen. Das Verlangen uns zu erheben, welches wir merken lassen, erniedrigt uns in anderer ihren Augen. Man gefällt um so viel weniger, je mehr man es sich merken läßt, daß man gefallen will; und vermöge eines den Menschen ganz natürlichen Widerspruchs bekommen sie Leidenschaften, die denen, welche sie an uns wahrnehmen, gerade zuwider sind.

5. Aber die Prediger, von welchen wir reden, sind besonders geschickt, die Nichtigkeit und Blindheit der Eitelkeit der Menschen zu erkennen zu geben. Sie

stren-

strengen auf ihrer Studierstube alle ihre Kräfte an, schöne Gedanken hervorzubringen; sie beschweren ihr Gedächtniß damit; sie tragen sie unerschrocken vor, und gehen hernach, gar sehr mit sich selbst zufrieden, wiederum von der Kanzel hinweg, in der Meynung, sie hätten bey ihren Zuhörern einen großen Begriff von sich zurückgelassen. Denn man sucht diese vermeynten schönen Gedanken nur, um zu gefallen, und es ist schwer, daß, wenn man glaubt, man gefalle andern, man sich nicht auch selbst gefällt. Indessen erfolgt mehrentheils von allem diesen nichts. Fromme und gottesfürchtige Personen haben mit dergleichen Predigten Mitleiden. Diejenigen, welche nicht gar zu liebreich sind, spotten darüber. Fast alle denken eine Viertelstunde hernach nicht mehr daran. Fast eben so geht man auch mit uns um, wenn wir, anstatt das wahre Gute zu suchen, keine andere Absicht haben, als bey den Menschen Ruhm und Ehre zu erlangen. Wir werden oftmals dadurch der Gegenstand ihrer Verachtung und ihrer Bosheit; und die, so uns noch am günstigsten sind, beschäftigen sich kaum eine Viertelstunde mit uns.

6. Die Blindheit dieser Prediger kann uns auch noch bemerken lassen, wie wenig Hülfe und Beystand man von andern erhält, seine Fehler zu verbessern. Denn obgleich keine mehr in die Augen fallen, als die Fehler der Prediger; so ist doch nichts gewöhnlicher, als welche zu sehen, die sie ihr ganzes Leben lang an sich behalten, ohne einen einzigen Freund zu finden, der sie davon benachrichtigte. Man hält es für eine Höflichkeit, die man ihnen schuldig wäre, ih-

nen zu erkennen zu geben, daß man mit ihren Predigten zufrieden sey. Und wenn diese Höflichkeiten von der Eigenliebe sind angenommen worden; so werden sie als aufrichtige Zeugnisse und ein glaubwürdiger Beyfall angesehen. So fährt ein von andern und sich selbst betrogener Prediger oftmals fort, sein Amt sein ganzes Leben lang zu mißbrauchen; er reißt, anstatt aufzubauen, nieder, und erschöpft unnützer Weise nicht nur die Kräfte seines Leibes, sondern auch die Kräfte seiner Seele, welche durch dieses Amt, wenn man es nicht gehörig verrichtet, noch mehr, als der Leib, geschwächt wird.

Es ist nicht so sehr zu verwundern, wenn sich die Prediger, die unter niemanden stehen, in Ansehung ihrer Fehler wenig bessern. Sie berufen sich gemeiniglich selbst in dieses Amt; sie predigen, wenn sie wollen und wie sie wollen; und niemand bekümmert sich besonders um die Art und Weise, wie sie ihre Sachen machen. Wer wird sich aber nicht wundern, daß die Prediger, die von ordentlichen Gesellschaften erwählt werden, wo man sie nur mit Beurtheilung und reifer Ueberlegung zu diesem Amte zuläßt, oftmals so wenig Geist und Einsicht aus ihren Predigten herausleuchten lassen, und daß sie sie eben so wohl, als andere, mit schlechten und unnützen scholastischen Grillen anfüllen?

Darüber sollen wir uns aber noch mehr verwundern, daß in denselben Orten, wo man die Leute nach ihrer Phantasie, und mit augenscheinlichen Fehlern, die dem Zwecke ihres Amts zuwider sind, predigen läßt, man es nicht leiden würde, wenn sie in

Ansehung der Ceremonien etwas versähen, wenn sie eine Kniebeugung unterließen, und das geringste von dem, was sonst gewöhnlich ist, nicht beobachteten. Es giebt in dergleichen Gesellschaften Strafen für alle Fehler, die wider die Ordnung begangen werden; es giebt aber keine für diejenigen, die das Wort Gottes mißbrauchen, indem sie entweder dem Volke nichtige und abstrakte Gedanken vortragen, anstatt ihnen eine wahre und nach ihren Bedürfnissen eingerichtete Speise zu geben; oder indem sie den Nutzen der Wahrheiten, die sie verkündigen, dadurch, daß sie mit ihrer Gelehrsamkeit und Beredsamkeit prahlen, hindern. Man überläßt es den Predigern schlechterdings, wie sie ihr Amt verwalten wollen. Man läßt sie sich nach ihren Begriffen richten; und wenn man ihnen einige Regeln, nach welchen sie sich richten sollen, vorschreibt, so sind sie so weitläuftig und so unbestimmt, daß sie sich einbilden, sie beobachteten sie, wenn sie gerade das Gegentheil von dem thun, was sie thun sollten.

Man kann von diesem Verhalten ohne Zweifel keine andere Ursache, als diese, anführen, daß man zwar in diesen Gesellschaften gar wohl weis, worinnen die Art und Weise, die Ceremonien recht zu beobachten, besteht; aber in denselben einen gar schlechten Begriff von dem hat, was es heißt, das Wort Gottes auf eine Gott anständige Art verkündigen, und daß man in denselben die Wichtigkeit der Fehler sehr schlecht einsieht, die man begehen kann, wenn man dieses Amt mißbraucht, und dabey auf sich selbst, und nicht auf den Nutzen seiner Zuhörer sieht.

Dieses ist der Schluß, den man, wie es scheint, mit Recht daraus machen kann. Er erstreckt sich aber noch viel weiter, als auf dieses Beyspiel. Und wenn wir uns nicht schmeicheln wollen; so werden wir finden, daß er uns bey sehr vielen Gelegenheiten auch angeht. Denn wir beobachten gewisse äußerliche Pflichten ebenfalls auch so genau, daß wir auf eine abergläubische und jüdische Art daran hängen; aber von den mehresten geistlichen Pflichten und innern Tugenden haben wir sehr dunkle Begriffe; welches die Ursache ist, daß wir die Fehler, die wir wider diese Pflichten und Tugenden begehen, sehr schlecht einsehen. Wir wissen nicht, was die wahre Demuth, die innere Kreuzigung, die Liebe zur Gerechtigkeit, die Abhängigkeit von Gott, und das Verlangen nach Leiden und Trübsalen ist. Und da diese innern Tugenden die Quelle der Salbung und der Erbauung sind, welche sich in den Handlungen und Worten ausbreitet; so ist es nicht zu verwundern, daß, da wir sie nicht kennen, und so gar nicht einmal einen rechten Begriff davon haben, in unserem Umgange und in unserem Leben nichts erbauliches ist.

Ende des dritten Theils.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicole, Pierre, 1625-1695

Nicols moralische Versuche, welche verschiedene Abhandlungen über mancherley wichtige Pflichten in sich halten

Bd.: 3

Bamberg und Wirzburg (1782)

Asc. 3429-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10265570-5
VD18 80306462